

FRIEDRICH HÖLDERLIN
WERKE BAND II

ATLANTIS AUSGABEN

FRIEDRICH HÖLDERLIN

HYPERION
EMPEDOKLES
AUFSÄTZE

ATLANTIS VERLAG ZÜRICH

PRINTED IN SWITZERLAND 1944
BUCHDRUCKEREI WINTERTHUR AG

HYPERION

ODER

DER EREMIT
IN GRIECHENLAND

ERSTER BAND

Non coerceri maximo, con-
tineri minimo, divinum est

ERSTES BUCH

VORREDE

Ich verspräche gerne diesem Buche die Liebe der Deutschen. Aber ich fürchte, die einen werden es lesen wie ein Compendium und um das *fabula docet* sich zu sehr bekümmern, indes die andern gar zu leicht es nehmen, und beede Teile verstehen es nicht.

Wer bloß an meiner Pflanze riecht, der kennt sie nicht, und wer sie pflückt, bloß, um daran zu lernen, kennt sie auch nicht.

Die Auflösung der Dissonanzen in einem gewissen Charakter ist weder für das bloße Nachdenken noch für die leere Lust.

Der Schauplatz, wo sich das Folgende zutrug, ist nicht neu, und ich gestehe, daß ich einmal kindisch genug war, in dieser Rücksicht eine Veränderung mit dem Buche zu versuchen, aber ich überzeugte mich, daß er der einzig angemessene für Hyperions elegischen Charakter wäre, und schämte mich, daß mich das wahrscheinliche Urteil des Publikums so übertrieben geschmeidig gemacht.

Ich bedaure, daß für jetzt die Beurteilung des Plans noch nicht jedem möglich ist. Aber der zweite Band soll so schnell wie möglich folgen.

Hyperion an Bellarmin

Der liebe Vaterlandsboden gibt mir wieder Freude und Leid.

Ich bin jetzt alle Morgen auf den Hohn des Korinthischen Isthmus, und, wie die Biene unter Blumen, fliegt meine Seele oft hin und her zwischen den Meeren, die zur Rechten und zur Linken meinen gluhenden Bergen die Füße kühlen.

Besonders der eine der beeden Meerbusen hätte mich freuen sollen, war ich ein Jahrtausend fruher hier gestanden.

Wie ein siegender Halbgott wallte da zwischen der herrlichen Wildnis des Helikon und Parnas, wo das Morgenrot um hundert überschneite Gipfel spielt, und zwischen der paradiesischen Ebene von Sikyon der glänzende Meerbusen herein, gegen die Stadt der Freude, das jugendliche Korinth, und schüttete den erbeuteten Reichtum aller Zonen vor seiner Lieblingin aus.

Aber was soll mir das? Das Geschrei des Schakals, der unter den Steinhaufen des Altertums sein wildes Grablied singt, schrockt ja aus meinen Träumen mich auf.

Wohl dem Manne, dem ein blühend Vaterland das Herz erfreut und stärkt! Mir ist, als wurd ich in den Sumpf geworfen, als schlug man den Sargdeckel über mir zu, wenn einer an das meinige mich mahnt, und wenn mich einer einen Griechen nennt, so wird mir immer, als schnürt' er mit dem Halsband eines Hundes mir die Kehle zu.

Und siehe, mein Bellarmin! wenn manchmal mir so ein Wort entfuhr, wohl auch im Zorne mir eine Träne ins Auge trat, so kamen dann die weisen Herren, die unter euch Deutschen so gerne spuken, die Elenden, denen ein leidend Gemüt so gerade recht ist, ihre Sprüche anzubringen, die taten dann sich gütlich, ließen sich beugehen, mir zu sagen: klage nicht, handle! O hätt ich doch nie gehandelt! um wie manche Hoffnung wär ich reicher! –

Ja, vergiß nur, daß es Menschen gibt, darbendes, angefochtenes,

tausendfach geärgertes Herz! und kehre wieder dahin, wo du ausgingst, in die Arme der Natur, der wandellosen, stillen und schönen.

Hyperion an Bellarmin

Ich habe nichts, wovon ich sagen möchte, es sei mein eigen.

Fern und tot sind meine Geliebten, und ich vernehme durch keine Stimme von ihnen nichts mehr.

Mein Geschäft auf Erden ist aus. Ich bin voll Willens an die Arbeit gegangen, habe geblutet darüber, und die Welt um keinen Pfennig reicher gemacht.

Ruhmlos und einsam kehr ich zurück und wandre durch mein Vaterland, das, wie ein Totengarten, weit umher liegt, und mich erwartet vielleicht das Messer des Jagers, der uns Griechen, wie das Wild des Waldes, sich zur Lust hält.

Aber du scheinst noch, Sonne des Himmels! Du grünst noch, heilige Erde! Noch rauschen die Strome ins Meer, und schattige Bäume sauseln im Mittag.

Der Wonne gesang des Frühlings singt meine sterblichen Gedanken in Schlaf. Die Fülle der allebendigen Welt ernährt und sättiget mit Trunkenheit mein darbend Wesen.

O selige Natur! Ich weiß nicht, wie mir geschieht, wenn ich mein Auge erhebe vor deiner Schöne, aber alle Lust des Himmels ist in den Tränen, die ich weine vor dir, der Geliebte vor der Geliebten.

Mein ganzes Wesen verstummt und lauscht, wenn die zarte Welle der Luft mir um die Brust spielt. Verloren ins weite Blau, blick ich oft hinauf an den Äther und hinein ins heilige Meer, und mir ist, als öffnet' ein verwandter Geist mir die Arme, als löste der Schmerz der Einsamkeit sich auf ins Leben der Gottheit.

Eines zu sein mit allem, das ist Leben der Gottheit, das ist der Himmel des Menschen.

Eines zu sein mit allem, was lebt, in seliger Selbstvergessenheit wiederzukehren ins All der Natur, das ist der Gipfel der Gedanken und Freuden, das ist die heilige Bergeshöhe, der Ort der ewigen Ruhe, wo der Mittag seine Schwüle und der Donner seine Stimme verliert und das kochende Meer der Woge des Kornfelds gleicht.

Eines zu sein mit allem, was lebt! Mit diesem Worte legt die Tugend den zürnenden Harnisch, der Geist des Menschen den Zepter weg, und alle Gedanken schwinden vor dem Bilde der ewigeinigen Welt, wie die Regeln des ringenden Künstlers vor seiner Urania, und das eherner Schicksal entsagt der Herrschaft, und aus dem Bunde der Wesen schwindet der Tod, und Unzertrennlichkeit und ewige Jugend beseligt, verschönert die Welt. Auf dieser Höhe steh ich oft, mein Bellarmin! Aber ein Moment des Besinnens wirft mich herab. Ich denke nach und finde mich, wie ich zuvor war, allein, mit allen Schmerzen der Sterblichkeit, und meines Herzens Asyl, die ewig einige Welt, ist hin; die Natur verschließt die Arme, und ich stehe, wie ein Fremdling, vor ihr und verstehe sie nicht.

Ach! war ich nie in eure Schulen gegangen. Die Wissenschaft, der ich in den Schacht hinunter folgte, von der ich, jugendlich töricht, die Bestätigung meiner reinen Freude erwartete, die hat mir alles verdorben.

Ich bin bei euch so recht vernünftig geworden, habe gründlich mich unterscheiden gelernt von dem, was mich umgibt, bin nun vereinzelt in der schönen Welt, bin so ausgeworfen aus dem Garten der Natur, wo ich wuchs und blühte, und vertrockne an der Mittagssonne.

O ein Gott ist der Mensch, wenn er träumt, ein Bettler, wenn er nachdenkt, und wenn die Begeisterung hin ist, steht er da, wie ein mißratener Sohn, den der Vater aus dem Hause stieß, und betrachtet die ärmlichen Pfennige, die ihm das Mitleid auf den Weg gab.

Hyperion an Bellarmin

Ich danke dir, daß du mich bittest, dir von mir zu erzählen, daß du die vorigen Zeiten mir ins Gedächtnis bringst.

Das trieb mich auch nach Griechenland zurück, daß ich den Spielen meiner Jugend näher leben wollte.

Wie der Arbeiter in den erquickenden Schlaf, sinkt oft mein angefochtenes Wesen in die Arme der unschuldigen Vergangenheit.

Ruhe der Kindheit! himmlische Ruhe! wie oft steh ich stille vor dir in liebender Betrachtung und mochte dich denken! Aber wir haben ja nur Begriffe von dem, was einmal schlecht gewesen und wieder gut gemacht ist; von Kindheit, Unschuld haben wir keine Begriffe.

Da ich noch ein stilles Kind war und von dem allem, was uns umgibt, nichts wußte, war ich da nicht mehr, als jetzt, nach all den Muhen des Herzens und all dem Sinnen und Ringen?

Ja! ein gottlich Wesen ist das Kind, solange es nicht in die Chamaleonsfarbe der Menschen getaucht ist.

Es ist ganz, was es ist, und darum ist es so schön.

Der Zwang des Gesetzes und des Schicksals betastet es nicht; im Kind ist Freiheit allein.

In ihm ist Frieden; es ist noch mit sich selber nicht zerfallen. Reichtum ist in ihm; es kennt sein Herz, die Durftigkeit des Lebens nicht. Es ist unsterblich, denn es weiß vom Tode nichts. Aber das können die Menschen nicht leiden. Das Göttliche muß werden wie ihrer einer, muß erfahren, daß sie auch da sind, und eh es die Natur aus seinem Paradiese treibt, so schmeicheln und schleppen die Menschen es heraus, auf das Feld des Fluchs, daß es, wie sie, im Schweiß des Angesichts sich abarbeite.

Aber schön ist auch die Zeit des Erwachens, wenn man nur zur Unzeit uns nicht weckt.

O es sind heilige Tage, wo unser Herz zum ersten Male die Schwingen ubt, wo wir, voll schnellen feurigen Wachstums dastehn in der herrlichen Welt, wie die junge Pflanze, wenn sie der Morgensonne sich aufschließt, und die kleinen Arme dem unendlichen Himmel entgegenstreckt.

Wie es mich umhertrieb an den Bergen und am Meeresufer! Ach wie ich oft da saß mit klopfendem Herzen, auf den Höhen von Tina, und den Falken und Kranichen nachsah, und den kühnen fröhlichen Schiffen, wenn sie hinunterschwanden am Horizont! Dort hinunter! dacht ich, dort wanderst du auch einmal hinunter, und mir war wie einem Schmachtenden, der ins kuhlende Bad sich stürzt und die schäumenden Wasser über die Stirne sich schüttet.

Seufzend kehrt ich dann nach meinem Hause wieder um. Wenn nur die Schülerjahre erst vorüber wären, dacht ich oft.

Guter Junge! sie sind noch lange nicht vorüber.

Daß der Mensch in seiner Jugend das Ziel so nahe glaubt! Es ist dieschonste aller Tauschungen, womit die Natur der Schwachheit unsers Wesens aufhilft.

Und wenn ich oft dalag unter den Blumen und am zärtlichen Frühlingslichte mich sonnte, und hinaufsah ins heitre Blau, das die warme Erde umfing, wenn ich unter den Ulmen und Weiden, im Schoße des Berges saß, nach einem erquickenden Regen, wenn die Zweige noch bebten von den Berührungen des Himmels, und über dem tröpfelnden Walde sich goldne Wolken bewegten, oder wenn der Abendstern voll friedlichen Geistes heraukam mit den alten Jünglingen, den übrigen Helden des Himmels, und ich so sah, wie das Leben in ihnen in ewiger, müheloser Ordnung durch den Äther sich fortbewegte, und die Ruhe der Welt mich umgab und erfreute, daß ich aufmerkte und lauschte, ohne zu wissen, wie mir geschah – hast du mich lieb, guter Vater im Himmel! frag' ich dann leise, und fühlte seine Antwort so sicher und selig am Herzen.

O du, zu dem ich rief, als warst du über den Sternen, den ich Schöpfer des Himmels nannte und der Erde, freundlich Idol meiner Kindheit, du wirst nicht zurnen, daß ich deiner vergaß! – Warum ist die Welt nicht dürftig genug, um außer ihr noch Einen zu suchen¹? O wenn sie eines Vaters Tochter ist, die herrliche Natur, ist das Herz der Tochter nicht sein Herz? Ihr Innerstes, ist's nicht Er? Aber hab ich's denn? kenn iches denn? Es ist, als sah ich, aber dann erschreck ich wieder, als war es meine eigne Gestalt, was ich gesehn, es ist, als fuhlt ich ihn, den Geist der Welt, aber ich erwache und meine, ich habe meine eignen Finger gehalten.

Hyperion an Bellarmin

Weißt du, wie Plato und sein Stella sich liebten?

So liebt ich, so war ich geliebt. O ich war ein glücklicher Knabe! Es ist erfreulich, wenn gleiches sich zu gleichem gesellt, aber es ist göttlich, wenn ein großer Mensch die kleineren zu sich aufzieht.

Ein freundlich Wort aus eines tapfern Mannes Herzen, ein Lächeln, worin die verzehrende Herrlichkeit des Geistes sich verbirgt, ist wenig und viel, wie ein zauberisch Losungswort, das Tod und Leben in seiner einfältigen Silbe verbirgt, ist, wie ein geistig Wasser, das aus der Tiefe der Berge quillt, und die geheime Kraft der Erde uns mitteilt in seinem kristallinen Tropfen.

Wie haß ich dagegen alle die Barbaren, die sich einbilden, sie seien weise, weil sie kein Herz mehr haben, alle die rohen Unholde, die tausendfältig die jugendliche Schönheit töten und zerstören, mit ihrer kleinen unvernünftigen Mannszucht!

¹ Es ist wohl nicht nötig, zu erinnern, daß derlei Äußerungen als bloße Phänomene des menschlichen Gemuts von Rechts wegen niemand skandalisieren sollten.

Guter Gott! Da will die Eule die jungen Adler aus dem Neste jagen, will ihnen den Weg zur Sonne weisen!

Verzeih mir, Geist meines Adamas! daß ich dieser gedenke vor dir. Das ist der Gewinn, den uns Erfahrung gibt, daß wir nichts Treffliches uns denken, ohne sein ungestaltetes Gegenteil. –

O daß nur du mir ewig gegenwärtig warest, mit allem, was dir verwandt ist, traurender Halbgott, den ich meine! Wen du umgibst, mit deiner Ruhe und Starke, Ringer und Kämpfer, wem du begegnest mit deiner Liebe und Weisheit, der fliehe, oder werde, wie du! Unedles und Schwaches besteht nicht neben dir. Wie oft warst du mir nahe, da du längst mir ferne warst, verklärtest mich mit deinem Lichte, und wärmtest mich, daß mein erstarrtes Herz sich wieder bewegte, wie der verhartete Quell, wenn der Strahl des Himmels ihn berührt! Zu den Sternen hatt ich dann fliehn mögen mit meiner Seligkeit, damit sie mir nicht entwürdigt würde von dem, was mich umgab.

Ich war aufgewachsen wie eine Rebe ohne Stab, und die wilden Ranken breiteten richtungslos über dem Boden sich aus. Du weißt ja, wie so manche edle Kraft bei uns zugrunde geht, weil sie nicht genutzt wird. Ich schweifte herum, wie ein Irrlicht, griff alles an, wurde von allem ergriffen, aber auch nur für den Moment, und die unbehelflichen Kräfte matteten vergebens sich ab. Ich fühlte, daß mir's überall fehlte, und konnte doch mein Ziel nicht finden. So fand er mich.

Er hatt' an seinem Stoffe, der sogenannten kultivierten Welt, lange genug Geduld und Kunst geubt, aber sein Stoff war Stein und Holz gewesen und geblieben, nahm wohl zur Not die edle Menschenform von außen an, aber um dies war's meinem Adamas nicht zu tun; er wollte Menschen, und, um diese zu schaffen, hatt' er seine Kunst zu arm gefunden. Sie waren einmal da gewesen, die er suchte, die zu schaffen, seine Kunst zu arm war, das erkannt' er deutlich. Wo sie da gewesen, wußt' er auch. Da wollt' er hin und unter dem Schutt nach ihrem

Genius fragen, mit diesem sich die einsamen Tage zu verkürzen.
Er kam nach Griechenland. So fand ich ihn.

Noch seh' ich ihn vor mich treten in lächelnder Betrachtung,
noch hor' ich seinen Gruß und seine Fragen.

Wie vor einer Pflanze, wenn ihr Friede den strebenden Geist
besänftigt, und die einfältige Genügsamkeit wiederkehrt in die
Seele – so stand er vor mir.

Und ich, war ich nicht der Nachhall seiner stillen Begeisterung?
Wiederholten sich nicht die Melodien seines Wesens? Was ich
sah, ward ich, und es war Göttliches, was ich sah.

Wie unvernünftig ist doch der gutwilligste Fleiß der Menschen
gegen die Allmacht der ungeteilten Begeisterung. Sie weilt nicht
auf der Oberfläche, faßt nicht da und dort uns an, braucht
keiner Zeit und keines Mittels; Gebot und Zwang und Über-
redung braucht sie nicht; auf allen Seiten, in allen Tiefen und
Hohen ergreift sie im Augenblick uns und wandelt, ehe sie da
ist für uns, ehe wir fragen, wie uns geschieht, durch und durch
in ihre Schönheit, ihre Seligkeit uns um.

Wohl dem, wem auf diesem Wege ein edler Geist in früher
Jugend begegnete!

O es sind goldne unvergeßliche Tage, voll von den Freuden
der Liebe und süßer Beschäftigung!

Bald führte mein Adamas in die Heroenwelt des Plutarch, bald
in das Zauberland der griechischen Götter mich ein, bald ord-
net' und beruhigt' er mit Zahl und Maß das jugendliche Trei-
ben, bald stieg er auf die Berge mit mir; des Tags, um die Blu-
men der Heide und des Walds und die wilden Moose des Felsen,
des Nachts, um über uns die heiligen Sterne zu schauen und
nach menschlicher Weise zu verstehen.

Es ist ein köstlich Wohlgefühl in uns, wenn so das Innere an
seinem Stoffe sich stärkt, sich unterscheidet und getreuer an-
knüpft und unser Geist allmählich waffenfähig wird.

Aber dreifach fühlt' ich ihn und mich, wenn wir, wie Manen

aus vergangner Zeit, mit Stolz und Freude, mit Zürnen und Trauern an den Athos hinauf und von da hinüberschiffen in den Hellespont und dann hinab an die Ufer von Rhodus und die Bergschlünde von Tánarum, durch die stillen Inseln alle, wenn da die Sehnsucht über die Küsten hinein uns trieb, ins dустre Herz des alten Peloponnes, an die einsamen Gestade des Eurotas; ach! die ausgestorbnen Tale von Elis und Nemea und Olympia, wenn wir da, an eine Tempelsäule des vergeßnen Jupiters gelehnt, umfängen von Lorbeer, Rosen und Immergrün, ins wilde Flußbett sahn, und das Leben des Fruhlings und die ewig jugendliche Sonne uns mahnte, daß auch der Mensch einst da war, und nun dahin ist, daß des Menschen herrliche Natur jetzt kaum noch da ist, wie das Bruchstück eines Tempels oder im Gedächtnis, wie ein Totenbild – da saß ich traurig spielend neben ihm und pflückte das Moos von eines Halbgotts Piedestal, grub eine marmorne Heldenschulter aus dem Schutt und schnitt den Dornbusch und das Heidekraut von den halbbegrabnen Architraven, indes mein Adamas die Landschaft zeichnete, wie sie freundlich tröstend den Ruin umgab, den Weizenhügel, die Oliven, die Ziegenherde, die am Felsen des Gebirgs hing; den Ulmenwald, der von den Gipfeln in das Tal sich stürzte; und die Lazerte spielte zu unsern Füßen, und die Fliegen umsummten uns in der Stille des Mittags – Lieber Bellarmin! ich hätte Lust, so pünktlich dir, wie Nestor, zu erzählen; ich ziehe durch die Vergangenheit wie ein Ährenleser über die Stoppeläcker, wenn der Herr des Lands geerntet hat; da liest man jeden Strohalm auf. Und wie ich neben ihm stand auf den Höhen von Delos, wie das ein Tag war, der mir graute, da ich mit ihm an der Granitwand des Cynthus die alten Marmortreppen hinaufstieg. Hier wohnte der Sonnengott einst, unter den himmlischen Festen, wo ihn, wie goldnes Gewölk, das versammelte Griechenland umglänzte. In Fluten der Freude und Begeisterung warfen hier, wie Achill in den Styx,

die griechischen Jünglinge sich, und gingen unüberwindlich, wie der Halbgott, hervor. In den Hainen, in den Tempeln erwachten und tonten ineinander ihre Seelen, und treu bewahrte jeder die entzückenden Akkorde.

Aber was sprech' ich davon? Als hatten wir noch eine Ahnung jener Tage! Ach! es kann ja nicht einmal ein schöner Traum gedeihen unter dem Fluche, der über uns lastet. Wie ein heulender Nordwind, fährt die Gegenwart über die Blüten unsers Geistes und versengt sie im Entstehen. Und doch war es ein goldner Tag, der auf dem Cynthus mich umfing! Es dämmerte noch, da wir schon oben waren. Jetzt kam er herauf in seiner ewigen Jugend, der alte Sonnengott, zufrieden und muhelos, wie immer, flog der unsterbliche Titan mit seinen tausend eignen Freuden herauf, und lächelt' herab auf sein verödet Land, auf seine Tempel, seine Säulen, die das Schicksal vor ihn hingeworfen hatte, wie die durren Rosenblätter, die im Vorübergehen ein Kind gedankenlos vom Strauche riß, und auf die Erde saete.

Sei, wie dieser! rief mir Adamas zu, ergriff mich bei der Hand und hielt sie dem Gott entgegen, und mir war, als trugen uns die Morgenwinde mit sich fort, und brächten uns ins Geleite des heiligen Wesens, das nun hinaufstieg auf den Gipfel des Himmels, freundlich und groß, und wunderbar mit seiner Kraft und seinem Geist die Welt und uns erfüllte.

Noch trauert und frohlockt mein Innerstes über jedes Wort, das mir damals Adamas sagte, und ich begreife meine Bedürftigkeit nicht, wenn oft mir wird, wie damals ihm sein mußte. Was ist Verlust, wenn so der Mensch in seiner eignen Welt sich findet? In uns ist alles. Was kümmerts dann den Menschen, wenn ein Haar von seinem Haupte fällt? Was ringt er so nach Knechtschaft, da er ein Gott sein könnte! Du wirst einsam sein, mein Liebling! sagte mir damals Adamas auch, du wirst sein wie der Kranich, den seine Brüder zurückließen in rauher Jahrszeit, indes sie den Frühling suchen im fernen Lande.

Und das ist's, Lieber! Das macht uns arm bei allem Reichtum, daß wir nicht allein sein können, daß die Liebe in uns, solange wir leben, nicht erstirbt. Gib mir meinen Adamas wieder, und komm mit allen, die mir angehören, daß die alte schöne Welt sich unter uns erneure, daß wir uns versammeln und vereinen in den Armen unserer Gottheit, der Natur, und siehe! so weiß ich nichts von Notdurft.

Aber sage nur niemand, daß uns das Schicksal trenne! Wir sind's, wir! wir haben unsre Lust daran, uns in die Nacht des Unbekannten, in die kalte Fremde irgend einer andern Welt zu stürzen, und wär es möglich, wir verließen der Sonne Gebiet und stürmten über des Irrsterns Grenzen hinaus. Ach! für des Menschen wilde Brust ist keine Heimat möglich; und wie der Sonne Strahl die Pflanzen der Erde, die er entfaltete, wieder versengt, so tötet der Mensch die süßen Blumen, die an seiner Brust gedeihten, die Freuden der Verwandtschaft und der Liebe.

Es ist, als zurnt ich meinem Adamas, daß er mich verließ, aber ich zurn ihm nicht. O er wollte ja wieder kommen!

In der Tiefe von Asien soll ein Volk von seltner Trefflichkeit verborgen sein; dahin trieb ihn seine Hoffnung weiter.

Bis Nio begleitet' ich ihn. Es waren bittere Tage. Ich habe den Schmerz ertragen gelernt, aber für solch ein Scheiden hab ich keine Kraft in mir.

Mit jedem Augenblicke, der uns der letzten Stunde näher brachte, wurd' es sichtbarer, wie dieser Mensch verwebt war in mein Wesen. Wie ein Sterbender den fliehenden Othem, hielt ihn meine Seele.

Am Grabe Homers brachten wir noch einige Tage zu, und Nio wurde mir die heiligste unter den Inseln.

Endlich rissen wir uns los. Mein Herz hatte sich müde gerungen. Ich war ruhiger im letzten Augenblicke. Auf den Knien lag ich vor ihm, umschloß ihn zum letzten Male mit diesen Armen; gib mir einen Segen, mein Vater! rief ich leise zu ihm

hinauf, und er lachelte groß, und seine Stirne breitete vor den Sternen des Morgens sich aus und sein Auge durchdrang die Räume des Himmels – Bewahrt ihn mir, rief er, ihr Geister besserer Zeit! und zieht zu eurer Unsterblichkeit ihn auf, und all ihr freundlichen Kräfte des Himmels und der Erde, seid mit ihm!

Es ist ein Gott in uns, setzt' er ruhiger hinzu, der lenkt, wie Wasserbache, das Schicksal, und alle Dinge sind sein Element. Der sei vor allem mit dir.

So schieden wir. Leb wohl, mein Bellarmin!

Hyperion an Bellarmin

Wohin könnt' ich mir entfliehen, hätt' ich nicht die lieben Tage meiner Jugend.

Wie ein Geist, der keine Ruhe am Acheron findet, kehr ich zurück in die verlassnen Gegenden meines Lebens. Alles altert und verjungt sich wieder. Warum sind wir ausgenommen vom schönen Kreislauf der Natur? Oder gilt er auch für uns?

Ich wollt es glauben, wenn eines nicht in uns ware, das ungeheure Streben, alles zu sein, das, wie der Titan des Ätna, heraufzürnt aus den Tiefen unsers Wesens.

Und doch, wer wollt es nicht lieber in sich fühlen, wie ein siedend Öl, als sich gestehn, er sei für die Geißel und fürs Joch geboren? Ein tobend Schlachtroß oder eine Mähre, die das Ohr hängt, was ist edler?

Lieber! es war eine Zeit, da auch meine Brust an großen Hoffnungen sich sonnte, da auch mir die Freude der Unsterblichkeit in allen Pulsen schlug, da ich wandelt' unter herrlichen Entwürfen, wie in weiter Wäldernacht, da ich glücklich, wie die Fische des Ozeans, in meiner uferlosen Zukunft weiter, ewig weiter drang.

Wie mutig, selige Natur! entsprang der Jüngling deiner Wiege!

wie freut' er sich in seiner unversuchten Rustung! Sein Bogen war gespannt und seine Pfeile rauschten im Kocher, und die Unsterblichen, die hohen Geister des Altertums fuhrten ihn an, und sein Adamas war mitten unter ihnen.

Wo ich ging und stand, geleiteten mich die herrlichen Gestalten; wie Flammen, verloren sich in meinem Sinne die Taten aller Zeiten ineinander, und wie in ein frohlockend Gewitter die Riesenbilder, die Wolken des Himmels sich vereinen, so vereinten sich, so wurden ein unendlicher Sieg in mir die hundertfältigen Siege der Olympiaden.

Wer halt das aus, wen reißt die schrockende Herrlichkeit des Altertums nicht um, wie ein Orkan die jungen Wälder umreißt, wenn sie ihn ergreift, wie mich, und wenn, wie mir, das Element ihm fehlt, worin er sich ein starkend Selbstgefühl erbeuten könnte?

O mir, mir beugte die Größe der Alten, wie ein Sturm, das Haupt, mir raffte sie die Blüte vom Gesichte, und oftmals lag ich, wo kein Auge mich bemerkte, unter tausend Tränen da, wie eine gestürzte Tanne, die am Bache liegt und ihre welke Krone in die Flut verbirgt. Wie gerne hätt' ich einen Augenblick aus eines großen Mannes Leben mit Blut erkauf!

Aber was half mir das? Es wollte ja mich niemand.

O es ist jämmerlich, so sich vernichtet zu sehn; und wem dies unverständlich ist, der frage nicht danach, und danke der Natur, die ihn zur Freude, wie die Schmetterlinge, schuf, und geh und sprech in seinem Leben nimmermehr von Schmerz und Unglück.

Ich liebte meine Heroen, wie ein Fliege das Licht; ich suchte ihre gefährliche Nähe und floh und suchte sie wieder.

Wie ein blutender Hirsch in den Strom, stürzt' ich oft mitten hinein in den Wirbel der Freude, die brennende Brust zu kühlen und die tobenden herrlichen Träume von Ruhm und Größe wegzubaden, aber was half das?

Und wenn mich oft um Mitternacht das heiße Herz in den Garten hinuntertrieb unter die tauigen Bäume, und der Wiegen-
gesang des Quells und die liebliche Luft und das Mondlicht
meinen Sinn besänftigte, und so frei und friedlich über mir die
silbernen Gewolke sich regten, und aus der Ferne mir die ver-
hallende Stimme der Meeresflut tonte, wie freundlich spielten da
mit meinem Herzen all die großen Phantome seiner Liebe!

Lebt wohl, ihr Himmlischen! sprach ich oft im Geiste, wenn
über mir die Melodie des Morgenlichts mit leisem Laute begann,
ihr herrlichen Toten, lebt wohl! ich möcht euch folgen, mochte
von mir schütteln, was mein Jahrhundert mir gab, und auf-
brechen ins freiere Schattenreich!

Aber ich schmachte an der Kette, und hasche mit bitterer
Freude die kummerliche Schale, die meinem Durste gereicht
wird.

Hyperion an Bellarmin

Meine Insel war mir zu enge geworden, seit Adamas fort war.
Ich hatte Jahre schon in Tina Langeweile. Ich wollt' in die
Welt.

Geh vorerst nach Smyrna, sagte mein Vater, lerne da die
Künste der See und des Kriegs, lerne die Sprache gebildeter
Völker und ihre Verfassungen und Meinungen und Sitten und
Gebräuche, prüfe alles und wähle das Beste! – Dann kann es
meinetwegen weiter gehn.

Lern auch ein wenig Geduld! setzte die Mutter hinzu, und ich
nahm's mit Dank an.

Es ist entzückend, den ersten Schritt aus der Schranke der Ju-
gend zu tun, es ist, als dächt' ich meines Geburtstags, wenn ich
meiner Abreise von Tina gedenke. Es war eine neue Sonne über
mir, und Land und See und Luft genoß ich wie zum ersten
Male.

Die lebendige Tätigkeit, womit ich nun in Smyrna meine Bil-

dung besorgte, und der eilende Fortschritt besänftigte mein Herz nicht wenig. Auch manches seligen Feierabends erinnere ich mich aus dieser Zeit. Wie oft ging ich unter den immer grünen Bäumen am Gestade des Meles, an der Geburtsstätte meines Homer, und sammelt' Opferblumen und warf sie in den heiligen Strom! Zur nahen Grotte trat ich dann in meinen friedlichen Träumen, da hatte der Alte, sagen sie, seine Iliade gesungen. Ich fand ihn. Jeder Laut in mir verstummte vor seiner Gegenwart. Ich schlug sein göttlich Gedicht mir auf und es war, als hatt' ich es nie gekannt, so ganz anders wurd' es jetzt lebendig in mir.

Auch denk ich gerne meiner Wanderung durch die Gegenden von Smyrna. Es ist ein herrlich Land, und ich habe tausendmal mir Flügel gewünscht, um des Jahres einmal nach Kleinasien zu fliegen.

Aus der Ebne von Sardes kam ich durch die Felsenwände des Tmolus herauf.

Ich hatt' am Fuße des Bergs übernachtet in einer freundlichen Hütte, unter Myrten, unter den Düften des Ladanstrauchs, wo in der goldnen Flut des Pactolus die Schwäne mir zur Seite spielten, wo ein alter Tempel der Cybele aus den Ulmen hervor, wie ein schuchterner Geist, ins helle Mondlicht blickte. Fünf liebliche Säulen trauerten über dem Schutt, und ein königlich Portal lag niedergestürzt zu ihren Füßen.

Durch tausend bluhende Gebüsche wuchs mein Pfad nun aufwärts. Vom schroffen Abhang neigten lispelnde Bäume sich und übergossen mit ihren zarten Flocken mein Haupt. Ich war des Morgens ausgegangen. Um Mittag war ich auf der Hohe des Gebirgs. Ich stand, sah fröhlich vor mich hin, genoß der reinen Lüfte des Himmels. Es waren selige Stunden.

Wie ein Meer lag das Land, wovon ich heraufkam, vor mir da, jugendlich, voll lebendiger Freude; es war ein himmlisch unendlich Farbenspiel, womit der Frühling mein Herz begrüßte,

und wie die Sonne des Himmels sich wiederfand im tausendfachen Wechsel des Lichts, das ihr die Erde zuruckgab, so erkannte mein Geist sich in der Fülle des Lebens, die ihn umfing, von allen Seiten ihn überfiel.

Zur Linken stürzt' und jauchzte, wie ein Riese, der Strom in die Wälder hinab, vom Marmorfelsen, der über mir hing, wo der Adler spielte mit seinen Jungen, wo die Schneegipfel hinauf in den blauen Äther glänzten; rechts walzten Wetterwolken sich her über den Waldern des Sipylus; ich fühlte nicht den Sturm, der sie trug, ich fühlte nur ein Luftchen in den Locken, aber ihren Donner hört' ich, wie man die Stimme der Zukunft hort, und ihre Flammen sah ich, wie das ferne Licht der geahneten Gottheit. Ich wandte mich südwärts und ging weiter. Da lag es offen vor mir, das ganze paradiesische Land, das der Kayster durchstromt, durch so manchen reizenden Umweg, als konnt' er nicht lange genug verweilen in all dem Reichtum und der Lieblichkeit, die ihn umgibt. Wie die Zephyre, irrte mein Geist von Schönheit zu Schönheit selig umher, vom fremden, friedlichen Dorfchen, das tief unten am Berge lag, bis hinein, wo die Gebirgskette des Messogis dämmert.

Ich kam nach Smyrna zurück, wie ein Trunkener vom Gastmahl. Mein Herz war des Wohlgefälligen zu voll, um nicht von seinem Überflusse der Sterblichkeit zu leihen. Ich hatte zu glücklich in mich die Schönheit der Natur erbeutet, um nicht die Lücken des Menschenlebens damit auszufüllen. Mein dürftig Smyrna kleidete sich in die Farben meiner Begeisterung und stand, wie eine Braut, da. Die geselligen Städter zogen mich an. Der Widersinn in ihren Sitten vergnügte mich, wie eine Kinderposse, und weil ich von Natur hinaus war über all die eingeführten Formen und Bräuche, spielt' ich mit allen, und legte sie an und zog sie aus, wie Fastnachtskleider.

Was aber eigentlich mir die schale Kost des gewöhnlichen Umgangs würzte, das waren die guten Gesichter und Gestalten, die

noch hie und da die mitleidige Natur, wie Sterne, in unsere Verfinsterung sendet.

Wie hatt' ich meine herzliche Freude daran! wie glaubig deutet' ich diese freundlichen Hieroglyphen! Aber es ging mir fast damit wie ehemals mit den Birken im Frühlinge. Ich hatte von dem Saft dieser Baume gehort und dachte Wunder, was ein kostlich Getränk die lieblichen Stämme geben mußten. Aber es war nicht Kraft und Geist genug darinnen.

Ach! und wie heillos war das übrige alles, was ich hört' und sah.

Es war mir hie und da, als hatte sich die Menschennatur in die Mannigfaltigkeiten des Tierreichs aufgelöst, wenn ich umherging unter diesen Gebildeten. Wie überall, so waren auch hier die Männer besonders verwahrlost und verwest.

Gewisse Tiere heulen, wenn sie Musik anhören. Meine bessergezogenen Leute hingegen lachten, wenn von Geistesschönheit die Rede war und von Tugend des Herzens. Die Wolfe gehen davon, wenn einer Feuer schlägt. Sahn jene Menschen einen Funken Vernunft, so kehrten sie, wie Diebe, den Rücken.

Sprach ich einmal auch vom alten Griechenland ein warmes Wort, so gähnten sie und meinten, man hatte doch auch zu leben in der jetzigen Zeit; und es ware der gute Geschmack noch immer nicht verloren gegangen, fiel ein anderer bedeutend ein.

Dies zeigte sich dann auch, der eine witzelte, wie ein Boots-knecht, der andere blies die Backen auf und predigte Sentenzen.

Es gebärdet' auch wohl einer sich aufgeklärt, machte dem Himmel ein Schnippchen und rief: um die Vögel auf dem Dache hab er nie sich bekümmert, die Vögel in der Hand, die seien ihm lieber! Doch wenn man ihm vom Tode sprach, so legt' er stracks die Hände zusammen, und kam so nach und nach im Gespräche darauf, wie es gefährlich sei, daß unsere Priester nichts mehr gelten.

Die einzigen, deren zuweilen ich mich bediente, waren die Erzähler, die lebendigen Namenregister von fremden Städten und Ländern, die redenden Bilderkasten, wo man Potentaten auf Rossen und Kirchtürme und Märkte sehn kann.

Ich war es endlich müde, mich wegzuerwerfen, Trauben zu suchen in der Wüste und Blumen über dem Eisfeld.

Ich lebte nun entschiedner allein, und der sanfte Geist meiner Jugend war fast ganz aus meiner Seele verschwunden. Die Unheilbarkeit des Jahrhunderts war mir aus so manchem, was ich erzähle und nicht erzähle, sichtbar geworden, und der schöne Trost, in einer Seele meine Welt zu finden, mein Geschlecht in einem freundlichen Bilde zu umarmen, auch der gebrach mir.

Lieber! was wäre das Leben ohne Hoffnung? Ein Funke, der aus der Kohle springt und verlischt, und wie man bei trüber Jahreszeit einen Windstoß hört, der einen Augenblick saust und dann verhallt, so war es mit uns?

Auch die Schwalbe sucht ein freundlicher Land im Winter, es läuft das Wild umher in der Hitze des Tags und seine Augen suchen den Quell. Wer sagt dem Kinde, daß die Mutter ihre Brust ihm nicht versage? Und siehe! es sucht sie doch.

Es lebte nichts, wenn es nicht hoffte. Mein Herz verschloß jetzt seine Schätze, aber nur, um sie für eine bessere Zeit zu sparen, für das Einzige, Heilige, Treue, das gewiß, in irgend einer Periode des Daseins, meiner dürstenden Seele begegnen sollte.

Wie selig hing ich oft an ihm, wenn es, in Stunden des Ahnens, leise, wie das Mondlicht, um die besanftigte Stirne mir spielte? Schon damals kannst' ich dich, schon damals blicktest du, wie ein Genius, aus Wolken mich an, du, die mir einst, im Frieden der Schönheit, aus der trüben Woge der Welt stieg! Da kämpfte, da glüht' es nimmer, dies Herz.

Wie in schweigender Luft sich eine Lilie wiegt, so regte sich in seinem Elemente, in den entzückenden Träumen von ihr, mein Wesen.

Hyperion an Bellarmin

Smyrna war mir nun verleidet. Überhaupt war mein Herz allmählich muder geworden. Zuweilen konnte wohl der Wunsch in mir auffahren, um die Welt zu wandern oder in den ersten besten Krieg zu gehn oder meinen Adamas aufzusuchen und in seinem Feuer meinen Mißmut auszubrennen; aber dabei blieb es, und mein unbedeutend welches Leben wollte nimmer sich erfrischen.

Der Sommer war nun bald zu Ende; ich fühlte schon die düstern Regentage und das Pfeifen der Winde und Tosen der Wetterbäche zum voraus, und die Natur, die, wie ein schauender Springquell, emporgedrungen war in allen Pflanzen und Bäumen, stand jetzt schon da vor meinem verdüsterten Sinne, schwindend und verschlossen und in sich gekehrt, wie ich selber.

Ich wollte noch mit mir nehmen, was ich konnte, von all dem fliehenden Leben, alles, was ich draußen liebgewonnen hatte, wollt' ich noch hereinretten in mich, denn ich wußte wohl, daß mich das wiederkehrende Jahr nicht wieder finden würde unter diesen Bäumen und Bergen, und so ging und ritt ich jetzt mehr, als gewöhnlich, herum im ganzen Bezirke.

Was aber mich besonders hinaustrieb, war das geheime Verlangen, einen Menschen zu sehn, der seit einiger Zeit vor dem Tore unter den Bäumen, wo ich vorbei kam, mir alle Tage begegnet war.

Wie ein junger Titan, schritt der herrliche Fremdling unter dem Zwergengeschlechte daher, das mit freudiger Scheue an seiner Schöne sich weidete, seine Höhe maß und seine Stärke, und an dem glühenden verbrannten Römerkopfe, wie an verbotner Frucht mit verstohlnem Blicke sich labte, und es war jedesmal ein herrlicher Moment, wann das Auge dieses Menschen, für dessen Blick der freie Äther zu enge schien, so mit abgeleg-

tem Stolze sucht' und strebte, bis es sich in meinem Auge fühlte und wir errotend uns einander nachsahen und vorüber gingen.

Einst war ich tief in die Walder des Mimas hineingeritten und kehrt' erst spat abends zurück. Ich war abgestiegen und führte mein Pferd einen steilen wusten Pfad über Baumwurzeln und Steine hinunter, und, wie ich so durch die Sträucher mich wand, in die Hohle hinunter, die nun vor mir sich öffnete, fielen plötzlich ein paar Karabornische Räuber über mich her, und ich hatte Mühe, für den ersten Moment die zwei gezückten Säbel abzuhalten; aber sie waren schon von anderer Arbeit müde, und so half ich doch mir durch. Ich setzte mich ruhig wieder aufs Pferd und ritt hinab.

Am Fuße des Berges tat mitten unter den Waldern und aufgehäuften Felsen sich eine kleine Wiese vor mir auf. Es wurde hell. Der Mond war eben aufgegangen über den finstern Baumen. In einiger Entfernung sah ich Rosse auf dem Boden ausgestreckt und Männer neben ihnen im Grase.

Wer seid ihr? rief ich.

Das ist Hyperion! rief eine Heldenstimme, freudig überrascht. Du kennst mich, fuhr die Stimme fort; ich begegne dir alle Tage unter den Bäumen am Tore.

Mein Roß flog, wie ein Pfeil, ihm zu. Das Mondlicht schien ihm hell ins Gesicht. Ich kannt' ihn; ich sprang herab.

Guten Abend! rief der liebe Rüstige, sah mit zärtlich wildem Blicke mich an und drückte mit seiner nervigen Faust die meine, daß mein Innerstes den Sinn davon empfand.

O nun war mein unbedeutend Leben am Ende!

Alabanda, so hieß der Fremde, sagte mir nun, daß er mit seinem Diener von Räubern wäre überfallen worden, daß die beiden, auf die ich stieß, wären fortgeschickt worden von ihm, daß er den Weg aus dem Walde verloren gehabt und darum wäre genötigt gewesen, auf der Stelle zu bleiben, bis ich gekommen. Ich

habe einen Freund dabei verloren, setzt' er hinzu, und wies sein totes Roß mir.

Ich gab das meine seinem Diener, und wir gingen zu Fuß weiter. Es geschah uns recht, begann ich, indes wir Arm in Arm zusammen aus dem Walde gingen; warum zogerten wir auch so lange und gingen uns vorüber, bis der Unfall uns zusammenbrachte!

Ich muß denn doch dir sagen, erwidert' Alabanda, daß du der Schuldigere, der Kalttere bist. Ich bin dir heute nachgeritten. Herrlicher! rief ich, siehe nur zu! an Liebe sollst du doch mich nimmer übertreffen.

Wir wurden immer inniger und freudiger zusammen. Wir kamen nahe bei der Stadt an einem wohlgebauten Khan vorbei, das unter platschernden Brunnen ruhte und unter Frucht-bäumen und duftenden Wiesen.

Wir beschlossen, da zu übernachten. Wir saßen noch lange zusammen bei offenen Fenstern. Hohe geistige Stille umfing uns. Erd und Meer war selig verstummt, wie die Sterne, die über uns hingen. Kaum, daß ein Lüftchen von der See her uns ins Zimmer flog und zart mit unserm Lichte spielte, oder daß von ferner Musik die gewaltigern Töne zu uns drangen, indes die Donnerwolke sich wiegt' im Bette des Äthers, und hin und wieder durch die Stille fernher tonte, wie ein schlafender Riese, wenn er stärker atmet in seinen furchtbaren Träumen.

Unsre Seelen mußten um so stärker sich nahern, weil sie wider Willen waren verschlossen gewesen. Wir begegneten einander wie zwei Bäche, die vom Berge rollen, und die Last von Erde und Stein und faulem Holz und das ganze träge Chaos, das sie aufhält, von sich schleudern, um den Weg sich zueinander zu bahnen, und durchzubrechen bis dahin, wo sie nun ergreifend und ergriffen mit gleicher Kraft, vereint in Einen majestätischen Strom, die Wanderung ins weite Meer beginnen.

Er, vom Schicksal und der Barbarei der Menschen heraus, vom

eigenen Hause unter Fremden hin und her gejagt, von früher Jugend an erbittert und verwildert, und doch auch das innere Herz voll Liebe, voll Verlangens, aus der inneren rauhen Hulse durchzudringen in ein freundlich Element; ich, von allem schon so innigst abgeschieden, so mit ganzer Seele fremd und einsam unter den Menschen, so lächerlich begleitet von dem Schellenklange der Welt in meines Herzens liebsten Melodien; ich, die Antipathie aller Blinden und Lahmen, und doch mir selbst zu blind und lahm, doch mir selbst so herzlich überlästigt in allem, was von ferne verwandt war mit den Klugen und Vernünftlern, den Barbaren und den Witzlingen – und so voll Hoffnung, so voll einziger Erwartung eines schonern Lebens – Mußten so in freudig sturmischer Eile nicht die beiden Jünglinge sich umfassen?

O du, mein Freund und Kampfgenosse, mein Alabanda! wo bist du? Ich glaube fast, du bist ins unbekannte Land hinübergegangen, zur Ruhe, bist wieder geworden, wie einst, da wir noch Kinder waren.

Zuweilen, wenn ein Gewitter über mir hinzieht, und seine gottlichen Kräfte unter die Walder austheilt und die Saaten, oder wenn die Wogen der Meersflut unter sich spielen, oder ein Chor von Adlern um die Berggipfel, wo ich wandre, sich schwingt, kann mein Herz sich regen, als wäre mein Alabanda nicht fern; aber sichtbarer, gegenwärtiger, unverkennbarer lebt er in mir, ganz, wie er einst dastand, ein feurig strenger furchtbarer Kläger, wenn er die Sünden des Jahrhunderts nannte. Wie erwachte da in seinen Tiefen mein Geist, wie rollten mir die Donnerworte der unerbittlichen Gerechtigkeit über die Zunge! Wie Boten der Nemesis, durchwanderten unsre Gedanken die Erde, und reinigten sie, bis keine Spur von allem Fluche da war.

Auch die Vergangenheit riefen wir vor unsern Richterstuhl, das stolze Rom erschrockte uns nicht mit seiner Herrlichkeit, Athen bestach uns nicht mit seiner jugendlichen Blüte.

Wie Stürme, wenn sie frohlockend, unaufhörlich fort durch Walder über Berge fahren, so drangen unsre Seelen in kolossalischen Entwürfen hinaus; nicht, als hätten wir, unmännlich, unsre Welt, wie durch ein Zauberwort, geschaffen, und kindisch unerfahren keinen Widerstand berechnet, dazu war Alabanda zu verständig und zu tapfer. Aber oft ist auch die mühelose Begeisterung kriegerisch und klug.

Ein Tag ist mir besonders gegenwärtig.

Wir waren zusammen aufs Feld gegangen, saßen vertraulich umschlungen im Dunkel des immergrünen Lorbeers und sahn zusammen in unsern Plato, wo er so wunderbar erhaben vom Altern und Verjungen spricht, und ruhten hin und wieder aus auf der stummen entblättern Landschaft, wo der Himmel schöner, als je, mit Wolken und Sonnenschein um die herbstlich schlafenden Bäume spielte.

Wir sprachen darauf manches vom jetzigen Griechenland, beede mit blutendem Herzen, denn der entwürdigte Boden war auch Alabanda's Vaterland.

Alabanda war wirklich ungewöhnlich bewegt.

Wenn ich ein Kind ansehe, rief dieser Mensch, und denke, wie schmachlich und verderbend das Joch ist, das es tragen wird, und daß es darben wird, wie wir, daß es Menschen suchen wird, wie wir, fragen wird, wie wir, nach Schonem und Wahrem, daß es unfruchtbar vergehen wird, weil es allein sein wird, wie wir, daß es – o nehmt doch eure Sohne aus der Wiege, und werft sie in den Strom, um wenigstens vor eurer Schande sie zu retten!

Gewiß, Alabanda! sagt' ich, gewiß es wird anders.

Wodurch? erwidert' er; die Helden haben ihren Ruhm, die Weisen ihre Lehrlinge verloren. Große Taten, wenn sie nicht ein edel Volk vernimmt, sind mehr nicht als ein gewaltiger Schlag vor eine dumpfe Stirne, und hohe Worte, wenn sie nicht in hohen Herzen widertönen, sind wie ein sterbend Blatt, das in den Kot heruntertauscht. Was willst du nun?

Ich will, sagt' ich, die Schaufel nehmen und den Kot in eine Grube werfen. Ein Volk, wo Geist und Größe keinen Geist und keine Größe mehr erzeugt, hat nichts mehr gemein mit andern, die noch Menschen sind, hat keine Rechte mehr, und es ist ein leeres Possenspiel, ein Aberglauben, wenn man solche willenlose Leichname noch ehren will, als wär ein Romerherz in ihnen. Weg mit ihnen! Er darf nicht stehen, wo er steht, der durre faule Baum, er stiehlt ja Licht und Luft dem jungen Leben, das für eine neue Welt heranreift.

Alabanda flog auf mich zu, umschlang mich, und seine Küsse gingen mir in die Seele. Waffenbruder! rief er, lieber Waffenbruder! o nun hab ich hundert Arme!

Das ist endlich einmal meine Melodie, fuhr er fort, mit einer Stimme, die, wie ein Schlachtruf, mir das Herz bewegte, mehr braucht's nicht! Du hast ein herrlich Wort gesprochen, Hyperion! Was? vom Wurm soll der Gott abhängen? Der Gott in uns, dem die Unendlichkeit zur Bahn sich öffnet, soll stehn und harren, bis der Wurm ihm aus dem Wege geht? Nein! nein! Man fragt nicht, ob ihr wollt! Ihr wollt ja nie, ihr Knechte und Barbaren! Euch will man auch nicht bessern, denn es ist umsonst! man will nur dafür sorgen, daß ihr dem Siegeslauf der Menschheit aus dem Wege geht. O! zünde mir einer die Fackel an, daß ich das Unkraut von der Heide brenne! die Mine bereite mir einer, daß ich die trägen Klötze aus der Erde sprengel!

Wo möglich, lehnt man sanft sie auf die Seite, fiel ich ein.

Alabanda schwieg eine Weile.

Ich habe meine Lust an der Zukunft, begann er endlich wieder, und faßte feurig meine beiden Hände. Gott sei Dank! ich werde kein gemeines Ende nehmen. Glückliche sein heißt schläfrig sein im Munde der Knechte. Glückliche sein! mir ist, als hätt' ich Brei und laues Wasser auf der Zunge, wenn ihr mir sprecht von Glückliche sein. So albern und so heillos ist das alles, wofür ihr hingebt eure Lorbeerkrone, eure Unsterblichkeit.

O heiliges Licht, das ruhelos, in seinem ungeheuren Reiche wirksam, dort oben über uns wandelt, und seine Seele auch mir mitteilt, in den Strahlen, die ich trinke, dein Glück sei meines!

Von ihren Taten nahren die Söhne der Sonne sich; sie leben vom Sieg; mit eigenem Geist ermuntern sie sich, und ihre Kraft ist ihre Freude. —

Der Geist dieses Menschen faßte einen oft an, daß man sich hätte schämen mogen, so federleicht hinweggerissen fühlte man sich.

O Himmel und Erde! rief ich, das ist Freude! — Das sind andre Zeiten, das ist kein Ton aus meinem kindischen Jahrhundert, das ist nicht der Boden, wo das Herz des Menschen unter seines Treibers Peitsche keucht. — Ja! ja! bei deiner herrlichen Seele, Mensch! Du wirst mit mir das Vaterland erretten.

Das will ich, rief er, oder untergehn.

Von diesem Tag an wurden wir uns immer heiliger und lieber. Tiefer unbeschreiblicher Ernst war unter uns gekommen. Aber wir waren nur um so seliger zusammen. Nur in den ewigen Grundtönen seines Wesens lebte jeder, und schmucklos schritten wir fort von einer großen Harmonie zur andern. Voll herrlicher Strenge und Kühnheit war unser gemeinsames Leben.

Wie bist du denn so wortarm geworden? fragte mich einmal Alabanda mit Lächeln. In den heißen Zonen, sagt' ich, näher der Sonne, singen ja auch die Vögel nicht.

Aber es geht alles auf und unter in der Welt, und es hält der Mensch mit aller seiner Riesenkraft nichts fest. Ich sah einmal ein Kind die Hand ausstrecken, um das Mondlicht zu haschen; aber das Licht ging ruhig weiter seine Bahn. So stehn wir da, und ringen, das wandelnde Schicksal anzuhalten.

O wer ihm nur so still und sinnend, wie dem Gange der Sterne, zusehn könnte!

Je glücklicher du bist, um so weniger kostet es, dich zugrunde zu richten, und die seligen Tage, wie Alabanda und ich sie

lebten, sind wie eine jähe Felsenspitze, wo dein Reisegefahrte nur dich anzuruhren braucht, um unabsehlich, über die schneidenden Zacken hinab, dich in die dammernde Tiefe zu stürzen.

Wir hatten eine herrliche Fahrt nach Chios gemacht, hatten tausend Freude an uns gehabt. Wie Lüftchen über die Meeresfläche, walteten über uns die freundlichen Zauber der Natur. Mit freudigem Staunen sah einer den andern, ohne ein Wort zu sprechen, aber das Auge sagte, so hab ich dich nie gesehen! So verherrlicht waren wir von den Kräften der Erde und des Himmels.

Wir hatten dann auch mit heitrem Feuer uns über manches gestritten, während der Fahrt; ich hatte, wie sonst, auch diesmal wieder meines Herzens Freude daran gehabt, diesem Geist auf seiner kühnen Irrbahn zuzusehn, wo er so regellos, so in ungebundner Frohlichkeit, und doch meist so sicher seinen Weg verfolgte.

Wir eilten, wie wir ausgestiegen waren, allein zu sein.

Du kannst niemand überzeugen, sagt' ich jetzt mit inniger Liebe. Du überredest, du bestichst die Menschen, ehe du anfängst; man kann nicht zweifeln, wenn du sprichst, und wer nicht zweifelt, wird nicht überzeugt.

Stolzer Schmeichler, rief er dafür, du lügst! aber gerade recht, daß du mich mahnst! nur zu oft hast du schon mich unvernünftig gemacht! Um alle Kronen mocht ich von dir mich nicht befreien, aber es ängstiget denn doch mich oft, daß du mir so unentbehrlich sein sollst, daß ich so gefesselt bin an dich; und sieh, fuhr er fort, daß du ganz mich hast, sollst du auch alles von mir wissen! wir dachten bisher unter all der Herrlichkeit und Freude nicht daran, uns nach Vergangnem umzusehn.

Er erzählte mir nun sein Schicksal; mir war dabei, als säh ich einen jungen Herkules mit der Megära im Kampfe.

Wirst du mir jetzt verzeihen, schloß er die Erzählung seines

Ungemachs, wirst du jetzt ruhiger sein, wenn ich oft rauh bin und anstoßig und unvertraglich?

O stille, stille! rief ich innigst bewegt; aber daß du noch da bist, daß du dich erhieltest für mich!

Ja wohl! für dich! rief er, und es freut mich herzlich, daß ich dir denn doch genießbare Kost bin. Und schmeck' ich auch, wie ein Holzapfel, Dir zuweilen, so keltre mich so lange, bis ich trinkbar bin.

Laß mich! laß mich! rief ich; ich straubte mich umsonst; der Mensch machte mich zum Kinde; ich verbarg's ihm auch nicht; er sah meine Tränen, und weh ihm, wenn er sie nicht sehen durfte!

Wir schwelgen, begann nun Alabanda wieder, wir töten im Rausche die Zeit.

Wir haben unsre Bräutigamstage zusammen, rief ich erheitert, da darf es wohl noch lauten, als wäre man in Arkadien. – Aber auf unser vorig Gespräch zu kommen! Du räumst dem Staate denn doch zu viel Gewalt ein. Er darf nicht fordern, was er nicht erzwingen kann. Was aber die Liebe gibt und der Geist, das laßt sich nicht erzwingen. Das laß er unangetastet, oder man nehme sein Gesetz und schlag es an den Pranger! Beim Himmel! der weiß nicht, was er sundigt, der den Staat zur Sittenschule machen will. Immerhin hat das den Staat zur Holle gemacht, daß ihn der Mensch zu seinem Himmel machen wollte.

Die rauhe Hulse um den Kern des Lebens und nichts weiter ist der Staat. Er ist die Mauer um den Garten menschlicher Früchte und Blumen.

Aber was hilft die Mauer um den Garten, wo der Boden dürre liegt? Da hilft der Regen vom Himmel allein.

O Regen vom Himmel! o Begeisterung! Du wirst den Frühling der Völker uns wieder bringen. Dich kann der Staat nicht hergebeten. Aber er store dich nicht, so wirst du kommen, kommen wirst du, mit deinen allmächtigen Wonnen, in goldne

Wolken wirst du uns hüllen und empor uns tragen über die Sterblichkeit, und wir werden staunen und fragen, ob wir es noch seien, wir, die Dürftigen, die wir die Sterne fragten, ob dort uns ein Frühling blühe – fragst du mich, wann dies sein wird? Dann, wann die Lieblingin der Zeit, die jüngste, schönste Tochter der Zeit, die neue Kirche, hervorgehn wird aus diesen befleckten veralteten Formen, wann das erwachte Gefühl des Gottlichen dem Menschen seine Gottheit, und seiner Brust die schöne Jugend wiederbringen wird, wann – ich kann sie nicht verkünden, denn ich ahne sie kaum, aber sie kommt gewiß, gewiß. Der Tod ist ein Bote des Lebens, und daß wir jetzt schlafen in unsern Krankenhäusern, dies zeugt vom nahen gesunden Erwachen. Dann, dann erst sind wir, dann ist das Element der Geister gefunden!

Alabanda schwieg und sah eine Weile erstaunt mich an. Ich war hungerissen von unendlichen Hoffnungen; Gotterkräfte trugen, wie ein Wolkchen, mich fort –

Komm! rief ich, und faßt' Alabanda beim Gewande, komm, wer hält es länger aus im Kerker, der uns umnachtet?

Wohin, mein Schwarmer? erwidert' Alabanda trocken, und ein Schatte von Spott schien über sein Gesicht zu gleiten.

Ich war, wie aus den Wolken gefallen. Geh! sagt' ich, du bist ein kleiner Mensch!

In demselben Augenblicke traten etliche Fremden ins Zimmer, auffallende Gestalten, meist hager und blaß, so viel ich im Mondlicht sehen konnte, ruhig, aber in ihren Mienen war etwas, das in die Seele ging, wie ein Schwert, und es war, als stünde man vor der Allwissenheit; man hätte gezweifelt, ob dies die Außenseite ware von bedürftigen Naturen, hätte nicht hie und da der getötete Affekt seine Spuren zurückgelassen.

Besonders einer fiel mir auf. Die Stille seiner Züge war die Stille eines Schlachtfelds. Grimm und Liebe hatt' in diesem Menschen gerast, und der Verstand leuchtete über den Trümmern des

Gemuts, wie das Auge eines Habichts, der auf zerstörten Palästen sitzt. Tiefe Verachtung war auf seinen Lippen. Man ahnete, daß dieser Mensch mit keiner unbedeutenden Absicht sich befasse.

Ein anderer mochte seine Ruhe mehr einer natürlichen Herzenshärte danken. Man fand an ihm fast keine Spur einer Gewaltbarkeit, von Selbstmacht oder Schicksal verubt.

Ein dritter mochte seine Kalte mehr mit der Kraft der Überzeugung dem Leben abgedrungen haben, und wohl noch oft im Kampfe mit sich stehen, denn es war ein geheimer Widerspruch in seinem Wesen, und es schien mir, als müßte er sich bewachen. Er sprach am wenigsten.

Alabanda sprang auf, wie gebogener Stahl, bei ihrem Eintritt. Wir suchten dich, rief einer von ihnen.

Ihr würdet mich finden, sagt' er lachend, wenn ich in den Mittelpunkt der Erde mich verbarg. Sie sind meine Freunde, setzt' er hinzu, indes er zu mir sich wandte. Sie schienen mich ziemlich schärf ins Auge zu fassen. Das ist auch einer von denen, die es gerne besser haben möchten in der Welt, rief Alabanda nach einer Weile und wies auf mich.

Das ist dein Ernst? fragt' einer mich von den Dreien.

Es ist kein Scherz, die Welt zu bessern, sagt' ich.

Du hast viel mit einem Worte gesagt! rief wieder einer von ihnen.

Du bist unser Mann! ein anderer.

Ihr denkt auch so? fragt' ich.

Frage, was wir tun! war die Antwort.

Und wenn ich fragte?

So würden wir dir sagen, daß wir da sind, aufzuräumen auf Erden, daß wir die Steine vom Acker lesen und die harten Erdenklöße mit dem Karst zerschlagen und Furchen graben mit dem Pflug und das Unkraut an der Wurzel fassen, an der Wurzel es durchschneiden, samt der Wurzel es ausreißen, daß es verdorre im Sonnenbrande.

Nicht, daß wir ernten mochten, fiel ein anderer ein; uns kömmt der Lohn zu spät; uns reift die Ernte nicht mehr.

Wir sind am Abend unsrer Tage. Wir irrten oft, wir hofften viel und taten wenig. Wir wagten lieber, als wir uns besannen. Wir waren gerne bald am Ende und trauten auf das Glück. Wir sprachen viel von Freude und Schmerz und liebten, haßten beide. Wir spielten mit dem Schicksal, und es tat mit uns ein gleiches. Vom Bettelstabe bis zur Krone warf es uns auf und ab. Es schwang uns, wie man ein gluhend Rauchfaß schwingt, und wir glühten, bis die Kohle zu Asche ward. Wir haben aufgehört von Glück und Mißgeschick zu sprechen. Wir sind emporgewachsen über die Mitte des Lebens, wo es grunt und warm ist. Aber es ist nicht das Schlimmste, was die Jugend überlebt. Aus heißem Metalle wird das kalte Schwert geschmiedet. Auch sagt man, auf verbrannten abgestorbenen Vulkanen gedeihe kein schlechter Most.

Wir sagen das nicht um unsertwillen, rief ein anderer jetzt etwas rascher, wir sagen es um euertwillen! Wir betteln um das Herz des Menschen nicht. Denn wir bedürfen seines Herzens, seines Willens nicht. Denn er ist in keinem Falle wider uns, denn es ist alles für uns, und die Toren und die Klugen und die Einfältigen und die Weisen und alle Laster und alle Tugenden der Roheit und der Bildung stehen, ohne gedungen zu sein, in unsrem Dienst, und helfen blindlings mit zu unsrem Ziel – nur wünschten wir, es hatte jemand den Genuß davon, drum suchen wir unter den tausend blinden Gehülfen die besten uns aus, um sie zu sehenden Gehülfen zu machen – will aber niemand wohnen, wo wir bauten, unsre Schuld und unser Schaden ist es nicht. Wir taten, was das unsre war. Will niemand sammeln, wo wir pflugten, wer verargt es uns? Wer flucht dem Baume, wenn sein Apfel in den Sumpf fällt? Ich hab's mir oft gesagt, du opferst der Verwesung, und ich endete mein Tagwerk doch.

Das sind Betrüger! riefen alle Wände meinem empfindlichen Sinne zu. Mir war, wie einem, der im Rauch ersticken will, und Türen und Fenster einstoßt, um sich hinauszuhelfen, so dürstet' ich nach Luft und Freiheit.

Sie sahn auch bald, wie unheimlich mir zu Mute war, und brachen ab. Der Tag graute schon, da ich aus dem Khan trat, wo wir waren beisammen gewesen. Ich fühlte das Wehen der Morgenluft, wie Balsam an einer brennenden Wunde.

Ich war durch Alabandas Spott schon zu sehr gereizt, um nicht durch seine ratselhafte Bekanntschaft vollends irre zu werden an ihm.

Er ist schlecht, rief ich, ja er ist schlecht. Er heuchelt grenzenlos Vertrauen und lebt mit solchen – und verbirgt es dir.

Mir war, wie einer Braut, wenn sie erfährt, daß ihr Geliebter insgeheim mit einer Dirne lebe.

O es war der Schmerz nicht, den man hegen mag, den man am Herzen trägt, wie ein Kind, und in Schlummer singt mit den Tönen der Nachtigall!

Wie eine ergrimnte Schlange, wenn sie unerbittlich herauffährt an den Knien und Lenden, und alle Glieder umklammert, und nun in die Brust die giftigen Zähne schlägt, und nun in den Nacken, so war mein Schmerz, so faßt' er mich in seine fürchterliche Umarmung. Ich nahm mein höchstes Herz zu Hülfe, und rang nach großen Gedanken, um noch stille zu halten, es gelang mir auch auf wenige Augenblicke, aber nun war ich auch zum Zorne gestärkt, nun tötet' ich auch, wie ein gelegtes Feuer, jeden Funken der Liebe in mir.

Er muß ja, dacht' ich, das sind ja seine Menschen, er muß geschworen sein mit diesen, gegen dich! Was wollt er auch von dir? Was konnt' er suchen bei dir, dem Schwärmer? O wär er seiner Wege gegangen! Aber sie haben ihren eigenen Gelust, sich an ihr Gegenteil zu machen! so ein fremdes Tier im Stalle zu haben, läßt ihnen gar gut! –

Und doch war ich unaussprechlich glücklich gewesen mit ihm, war so oft untergegangen in seinen Umarmungen, um aus ihnen zu erwachen mit Unüberwindlichkeit in der Brust, wurde so oft gehartet und gelautert in seinem Feuer, wie Stahl!

Da ich einst in heit'rer Mitternacht die Dioskuren ihm wies, und Alabanda die Hand aufs Herz mir legt' und sagte: Das sind nur Sterne, Hyperion, nur Buchstaben, womit der Name der Heldenbrüder am Himmel geschrieben ist; in uns sind sie! lebendig und wahr, mit ihrem Mut und ihrer gottlichen Liebe, und du, du bist der Gottersohn, und teilst mit deinem sterblichen Kastor deine Unsterblichkeit! –

Da ich die Walder des Ida mit ihm durchstriefte, und wir herunterkamen ins Tal, um da die schweigenden Grabhügel nach ihren Toten zu fragen, und ich zu Alabanda sagte, daß unter den Grabhügeln einer vielleicht dem Geist Achills und seines Geliebten angehöre, und Alabanda mir vertraute, wie er oft ein Kind sei und sich denke, daß wir einst in einem Schlachttal fallen und zusammen ruhen werden unter einem Baum – wer hätte damals das gedacht?

Ich sann mit aller Kraft des Geistes, die mir übrig war, ich klagt' ihn an, verteidigt' ihn, und klagt' ihn wieder um so bitterer an; ich widers:rebte meinem Sinne, wollte mich erheitern, und verfinsterte mich nur ganz dadurch.

Ach! mein Auge war ja von so manchem Faustschlag wund gewesen, fing ja kaum zu heilen an, wie sollt' es jetzt gesündere Blicke tun?

Alabanda besuchte mich den andern Tag. Mein Herz kochte, wie er hereintrat, aber ich hielt mich, so sehr sein Stolz und seine Ruhe mich aufregt' und erhitzte.

Die Luft ist herrlich, sagt' er endlich, und der Abend wird sehr schön sein, laß uns zusammen auf die Akropolis gehn!

Ich nahm es an. Wir sprachen lange kein Wort. Was willst du? fragt' ich endlich.

Das kannst du fragen? erwiderte der wilde Mensch mit einer Wehmut, die mir durch die Seele ging. Ich war betroffen, verwirrt.

Was soll ich von Dir denken? fing ich endlich wieder an.

Das, was ich bin! erwidert' er gelassen.

Du brauchst Entschuldigung, sagt' ich mit veränderter Stimme, und sah mit Stolz ihn an, entschuldige dich! reinige dich!

Das war zuviel für ihn.

Wie kommt es denn, rief er entrüstet, daß dieser Mensch mich beugen soll, wie's ihm gefällt? – Es ist auch wahr, ich war zu früh entlassen aus der Schule, ich hatte alle Ketten geschleift und alle zerrissen, nur Eine fehlte noch, nur eine war noch zu zerbrechen, ich war noch nicht gezüchtigt von einem Grillenfänger – murre nur! ich habe lange genug geschwiegen!

O Alabanda! Alabanda! rief ich.

Schweig, erwidert' er, und brauche meinen Namen nicht zum Dolche gegen mich!

Nun brach auch mir der Unmut vollends los. Wir ruhten nicht, bis eine Rückkehr fast unmöglich war. Wir zerstörten mit Gewalt den Garten unsrer Liebe. Wir standen oft und schwiegen, und wären uns so gerne, so mit tausend Freuden um den Hals gefallen, aber der unselige Stolz erstickte jeden Laut der Liebe, der vom Herzen aufstieg.

Leb wohl! rief ich endlich, und stürzte fort. Unwillkürlich muß' ich mich umsehn, unwillkürlich war mir Alabanda gefolgt.

Nicht wahr, Alabanda, rief ich ihm zu, das ist ein sonderbarer Bettler? seinen letzten Pfennig wirft er in den Sumpf!

Wenn's das ist, mag er auch verhungern, rief er, und ging.

Ich wankte sinnlos weiter, stand nun am Meer und sahe die Wellen an – ach! da hinunter strebte mein Herz, da hinunter, und meine Arme flogen der freien Flut entgegen; aber bald kam, wie vom Himmel, ein sanfterer Geist über mich und ord-

nete mein unbandig leidend Gemüt mit seinem ruhigen Stabe; ich überdachte stiller mein Schicksal, meinen Glauben an die Welt, meine trostlosen Erfahrungen, ich betrachtete den Menschen, wie ich ihn empfunden und erkannt von früher Jugend an, in mannigfaltigen Erziehnngen, fand überall dumpfen oder schreienden Mißlaut, nur in kindlicher einfaltiger Beschränkung fand ich noch die reinen Melodien – es ist besser, sagt' ich mir, zur Biene zu werden, und sein Haus zu bauen in Unschuld, als zu herrschen mit den Herren der Welt, und wie mit Wolfen, zu heulen mit ihnen, als Volker zu meistern, und an dem unreinen Stoffe sich die Hände zu beflecken; ich wollte nach Tina zurück, um meinen Gärten und Feldern zu leben.

Lächle nur! Mir war es sehr ernst. Besteht ja das Leben der Welt im Wechsel des Entfaltens und Verschließens, in Ausflug und in Rückkehr zu sich selbst, warum nicht auch das Herz des Menschen?

Freilich ging die neue Lehre mir hart ein, freilich schied ich ungern von dem stolzen Irrtum meiner Jugend – wer reißt auch gerne die Flügel sich aus? – aber es mußte ja so sein!

Ich setzt' es durch. Ich war nun wirklich eingeschifft. Ein frischer Bergwind trieb mich aus dem Hafen von Smyrna. Mit einer wunderbaren Ruhe, recht wie ein Kind, das nichts vom nächsten Augenblicke weiß, lag ich so da auf meinem Schiffe, und sah die Bäume und Moscheen dieser Stadt an, meine grünen Gänge an dem Ufer, meinen Fußsteig zur Akropolis hinauf, das sah ich an, und ließ es weiter gehn und immer weiter; wie ich aber nun aufs hohe Meer hinaus kam, und alles nach und nach hinabsank, wie ein Sarg ins Grab, da mit einmal war es auch, als wäre mein Herz gebrochen – o Himmel! schrie ich, und alles Leben in mir erwacht' und rang, die fliehende Gegenwart zu halten, aber sie war dahin, dahin!

Wie ein Nebel, lag das himmlische Land vor mir, wo ich, wie ein Reh auf freier Weide, weit und breit die Taler und die

Hohen hatte durchstreift, und das Echo meines Herzens zu den Quellen und Stomen, in die Fernen und die Tiefen der Erde gebracht.

Dort hinein auf den Tmolus war ich gegangen in einsamer Unschuld; dort hinab, wo Ephesus einst stand in seiner glücklichen Jugend und Teos und Milet, dort hinauf ins heilige trauernde Troas war ich mit Alabanda gewandert, mit Alabanda, und, wie ein Gott, hatt' ich geherrscht über ihn, und, wie ein Kind, zärtlich und glaubig, hatt ich seinem Auge gedient, mit Seelenfreude, mit innigem frohlockendem Genusse seines Wesens, immer glücklich, wenn ich seinem Rosse den Zaum hielt, oder wenn ich, über mich selbst erhoben, in herrlichen Entschlüssen, in kühnen Gedanken, im Feuer der Rede seiner Seele begegnete! Und nun war es dahingekommen, nun war ich nichts mehr, war so heillos um alles gebracht, war zum ärmsten unter den Menschen geworden, und wußte selbst nicht, wie?

O ewiges Irrsal! dacht' ich bei mir, wann reißt der Mensch aus deinen Ketten sich los?

Wir sprechen von unsrem Herzen, unsern Planen, als wären sie unser, und es ist doch eine fremde Gewalt, die uns herumwirft und ins Grab legt, wie es ihr gefällt, und von der wir nicht wissen, von wannen sie kommt, noch wohin sie geht.

Wir wollen wachsen dahinauf, und dorthinaus die Äste und die Zweige breiten, und Boden und Wetter bringt uns doch, wohin es geht, und wenn der Blitz auf deine Krone fällt, und bis zur Wurzel dich hinunterspaltet, armer Baum! was geht es dich an?

So dacht' ich. Ärgerst du dich daran, mein Bellarmin! Du wirst noch andere Dinge hören.

Das eben, Lieber! ist das Traurige, daß unser Geist so gerne die Gestalt des irren Herzens annimmt, so gerne die vorüberfliehende Trauer festhält, daß der Gedanke, der die Schmerzen heilen sollte, selber krank wird, daß der Gärtner an den Rosen-

sträuchen, die er pflanzen sollte, sich die Hand so oft zerreißt, oh! das hat manchen zum Toren gemacht vor andern, die er sonst, wie ein Orpheus, hatte beherrscht, das hat so oft die edelste Natur zum Spott gemacht vor Menschen, wie man sie auf jeder Straße findet, das ist die Klippe für die Lieblinge des Himmels, daß ihre Liebe mächtig ist und zart, wie ihr Geist, daß ihres Herzens Wogen starker oft und schneller sich regen, wie der Trident, womit der Meergott sie beherrscht, und darum, mein Lieber! berhebe ja sich keiner.

Hyperion an Bellarmin

Kannst du es hören, wirst du es begreifen, wenn ich dir von meiner langen kranken Trauer sage?

Nimm mich, wie ich mich gebe, und denke, daß es besser ist zu sterben, weil man lebte, als zu leben, weil man nie gelebt! Neide die Leidensfreien nicht, die Götzen von Holz, denen nichts mangelt, weil ihre Seele so arm ist, die nichts fragen nach Regen und Sonnenschein, weil sie nichts haben, was der Pflege bedurfte.

Ja! ja! es ist recht sehr leicht, glücklich, ruhig zu sein mit seich-tem Herzen und eingeschränktem Geiste. Gönnen kann man's euch; wer ereifert sich denn, daß die bretteerne Scheibe nicht wehklagt, wenn der Pfeil sie trifft, und daß der hohle Topf so dumpf klingt, wenn ihn einer an die Wand wirft?

Nur mußt' ihr euch bescheiden, lieben Leute, mußt' ja in aller Stille euch wundern, wenn ihr nicht begreift, daß andre nicht auch so glücklich, auch so selbstgenügsam sind, mußt' ja euch hüten, eure Weisheit zum Gesetz zu machen, denn das wäre der Welt Ende, wenn man euch gehorchte.

Ich lebte nun sehr still, sehr anspruchslos in Tina. Ich ließ auch wirklich die Erscheinungen der Welt voruberziehn, wie Nebel im Herbst, lachte manchmal auch mit nassen Augen über

mein Herz, wenn es hinzuflog, um zu naschen, wie der Vogel nach der gemalten Traube, und blieb still und freundlich dabei.

Ich ließ nun jedem gerne seine Meinung, seine Unart. Ich war bekehrt, ich wollte niemand mehr bekehren, nur war mir traurig, wenn ich sah, daß die Menschen glaubten, ich lasse darum ihr Possenspiel unangetastet, weil ich es so hoch und teuer achte, wie sie. Ich mochte nicht gerade ihrer Albernheit mich unterwerfen, doch sucht' ich sie zu schonen, wo ich konnte. Das ist ja ihre Freude, dacht' ich, davon leben sie ja!

Oft ließ ich sogar mir gefallen, mitzumachen, und wenn ich noch so seelenlos, so ohne eignen Trieb dabei war, das merkte keiner, da vermißte keiner nichts, und hatt' ich gesagt, sie möchten mir's verzeihen, so waren sie dagestanden und hatten sich verwundert und gefragt: Was hast du denn uns getan? Die Nachsichtigen!

Oft, wenn ich des Morgens dastand unter meinem Fenster und der geschäftige Tag mir entgegenkam, konnt' auch ich mich augenblicklich vergessen, konnte mich umsehn, als mocht' ich etwas vornehmen, woran mein Wesen seine Lust noch hätte, wie ehemals, aber da schalt ich mich, da besann ich mich, wie einer, dem ein Laut aus seiner Muttersprache entfährt, in einem Lande, wo sie nicht verstanden wird – wohin, mein Herz? sagt' ich verständig zu mir selber und gehorchte mir.

Was ist's denn, daß der Mensch so viel will? fragt ich oft; was soll denn die Unendlichkeit in seiner Brust? Unendlichkeit? wo ist sie denn? wer hat sie denn vernommen? Mehr will er, als er kann! das mochte wahr sein! Oh! das hast du oft genug erfahren. Das ist auch nötig, wie es ist. Das gibt das süße, schwärmerische Gefühl der Kraft, daß sie nicht ausströmt, wie sie will, das eben macht die schönen Träume von Unsterblichkeit und all die holden und die kolossalischen Phantome, die den Menschen tausendfach entzücken, das schafft dem Menschen sein Elysium und seine Götter, daß seines Lebens Linie nicht gerad

ausgeht, daß er nicht hinfahrt, wie ein Pfeil, und eine fremde Macht dem Fliehenden in den Weg sich wirft.

Des Herzens Woge schaumte nicht so schon empor, und würde Geist, wenn nicht der alte stumme Fels, das Schicksal, ihr entgegenstände.

Aber dennoch stirbt der Trieb in unserer Brust, und mit ihm unsre Gotter und ihr Himmel.

Das Feuer geht empor in freudigen Gestalten, aus der dunkeln Wiege, wo es schlief, und seine Flamme steigt und fällt, und bricht sich und umschlingt sich freudig wieder, bis ihr Stoff verzehrt ist, nun raucht und ringt sie und erlischt; was übrig ist, ist Asche.

So geht's mit uns. Das ist der Inbegriff von allem, was in schrockendreizenden Mysterien die Weisen uns erzählen.

Und du? was fragst du dich? Daß so zuweilen etwas in dir aufahrt, und, wie der Mund des Sterbenden, dein Herz in Einem Augenblicke so gewaltsam dir sich öffnet und verschließt, das gerade ist das böse Zeichen.

Sei nur still, und laß es seinen Gang gehn! künstle nicht! versuche kindisch nicht, um eine Elle länger dich zu machen! – Es ist, als wolltest du noch eine Sonne schaffen, und neue Zöglinge für sie, ein Erdenrund und einen Mond erzeugen.

So traunt' ich hin. Geduldig nahm ich nach und nach von allem Abschied. – O ihr Genossen meiner Zeit! fragt eure Ärzte nicht und nicht die Priester, wenn ihr innerlich vergeht!

Ihr habt den Glauben an alles Große verloren; so müßt, so müßt ihr hin, wenn dieser Glaube nicht wiederkehrt, wie ein Komet aus fremden Himmeln.

Hyperion an Bellarmin

Es gibt ein Vergessen alles Daseins, ein Verstummen unsers Wesens, wo uns ist, als hätten wir alles gefunden.

Es gibt ein Verstummen, ein Vergessen alles Daseins, wo uns ist, als hätten wir alles verloren, eine Nacht unsrer Seele, wo kein Schimmer eines Sterns, wo nicht einmal ein faules Holz uns leuchtet.

Ich war nun ruhig geworden. Nun trieb mich nichts mehr auf um Mitternacht. Nun sengt' ich mich in meiner eignen Flamme nicht mehr.

Ich sah nun still und einsam vor mich hin, und schweift' in die Vergangenheit und in die Zukunft mit dem Auge nicht. Nun drangte Fernes und Nahes sich in meinem Sinne nicht mehr; die Menschen, wenn sie mich nicht zwangen, sie zu sehen, sah ich nicht.

Sonst lag oft, wie das ewigleere Faß der Danaiden, vor meinem Sinne dies Jahrhundert, und mit verschwenderischer Liebe goß meine Seele sich aus, die Lucken auszufüllen; nun sah ich keine Lücke mehr, nun drückte mich des Lebens Langeweile nicht mehr.

Nun sprach ich nimmer zu der Blume, du bist meine Schwester! und zu den Quellen, wir sind Eines Geschlechts! ich gab nun treulich, wie ein Echo, jedem Dinge seinen Namen.

Wie ein Strom an dürrn Ufern, wo kein Weidenblatt im Wasser sich spiegelt, lief unverschönert vorüber an mir die Welt.

Hyperion an Bellarmin

Es kann nichts wachsen und nichts so tief vergehen wie der Mensch. Mit der Nacht des Abgrunds vergleicht er oft sein Leiden und mit dem Äther seine Seligkeit, und wie wenig ist dadurch gesagt?

Aber schöner ist nichts, als wenn es so nach langem Tode wieder in ihm dämmert, und der Schmerz, wie ein Bruder, der fernher dämmernden Freude entgegengeht.

O es war ein himmlisch Ahnen, womit ich jetzt den kommen-

den Frühling wieder begrüßte! Wie fernher in schweigender Luft, wenn alles schläft, das Saitenspiel der Geliebten, so umtönten seine leisen Melodien mir die Brust wie von Elysium herüber, vernahm ich seine Zukunft, wenn die toten Zweige sich regten und ein lindes Wehen meine Wange berührte.

Holder Himmel Joniens! so war ich nie an dir gehangen, aber so ähnlich war dir auch nie mein Herz gewesen, wie damals in seinen heitern zärtlichen Spielen. –

Wer sehnt sich nicht nach Freuden der Liebe und großen Taten, wenn im Auge des Himmels und im Busen der Erde der Frühling wiederkehrt?

Ich erhob mich, wie vom Krankenbette, leise und langsam, aber von geheimen Hoffnungen zitterte mir die Brust so selig, daß ich drüber vergaß, zu fragen, was dies zu bedeuten habe.

Schönere Träume umfingen mich jetzt im Schlafe, und wenn ich erwachte, waren sie mir im Herzen, wie die Spur eines Kusses auf der Wange der Geliebten. O das Morgenlicht und ich, wir gingen nun uns entgegen, wie versohnte Freunde, wenn sie noch etwas fremde tun, und doch den nahen unendlichen Augenblick des Umarmens schon in der Seele tragen.

Es tat nun wirklich einmal wieder mein Auge sich auf, freilich, nicht mehr, wie sonst, gerüstet und erfüllt mit eigener Kraft, es war bittender geworden, es fleht' um Leben, aber es war mir im Innersten doch, als könnt' es wieder werden mit mir, wie sonst, und besser.

Ich sahe die Menschen wieder an, als sollt' auch ich wirken und mich freuen unter ihnen. Ich schloß mich wirklich herzlich überall an.

Himmel! wie war das eine Schadenfreude, daß der stolze Sonderling nun einmal war, wie ihrer einer, geworden! wie hatten sie ihren Scherz daran, daß den Hirsch des Waldes der Hunger trieb, in ihren Hühnerhof zu laufen! –

Ach! meinen Adamas sucht' ich, meinen Alabanda, aber es erschien mir keiner.

Endlich schrieb ich auch nach Smyrna, und es war, als sammelt' alle Zartlichkeit und alle Macht des Menschen in Einen Moment sich, da ich schrieb; so schrieb ich dreimal, aber keine Antwort, ich flehte, drohte, mahnt' an alle Stunden der Liebe und der Kuhnheit, aber keine Antwort von dem Unvergeßlichen, bis in den Tod geliebten – Alabanda! rief ich, o mein Alabanda! du hast den Stab gebrochen über mich. Du hieltest mich noch aufrecht, warst die letzte Hoffnung meiner Jugend! Nun will ich nichts mehr! nun ist's heilig und gewiß!

Wir bedauern die Toten, als fühlten sie den Tod, und die Toten haben doch Frieden. Aber das, das ist der Schmerz, dem keiner gleichkömmt, das ist unaufhörliches Gefühl der ganzlichen Zernichtung, wenn unser Leben seine Bedeutung so verliert, wenn so das Herz sich sagt, du mußt hinunter und nichts bleibt übrig von dir; keine Blume hast du gepflanzt, keine Hütte gebaut, nur daß du sagen könntest: Ich lasse eine Spur zurück auf Erden. Ach! und die Seele kann immer so voll Sehnsens sein, bei dem, daß sie so mutlos ist!

Ich suchte immer etwas, aber ich wagte das Auge nicht aufzuschlagen vor den Menschen. Ich hatte Stunden, wo ich das Lachen eines Kindes fürchtete.

Dabei war ich meist sehr still und geduldig, hatte oft auch einen wunderbaren Aberglauben an die Heilkraft mancher Dinge; von einer Taube, die ich kaufte, von einer Kahnfahrt, von einem Tale, das die Berge mir verbargen, konnt' ich Trost erwarten.

Genug! genug! war ich mit Themistokles aufgewachsen, hätt ich unter den Scipionen gelebt, meine Seele hätte sich wahrlich nie von dieser Seite kennen gelernt.

Hyperion an Bellarmin

Zuweilen regte noch sich eine Geisteskraft in mir. Aber freilich nur zerstörend!

Was ist der Mensch? konnt' ich beginnen; wie kommt es, daß so etwas in der Welt ist, das, wie ein Chaos, gärt, oder modert, wie ein fauler Baum, und nie zu einer Reife gedeiht? Wie duldet diesen Heerling die Natur bei ihren süßen Trauben?

Zu den Pflanzen spricht er, ich war auch einmal, wie ihr! und zu den reinen Sternen, ich will werden, wie ihr, in einer andren Welt! inzwischen bricht er auseinander und treibt hin und wieder seine Kunste mit sich selbst, als könnt' er, wenn es einmal sich aufgelöst, Lebendiges zusammensetzen, wie ein Mauerwerk; aber es macht ihn auch nicht irre, wenn nichts gebessert wird durch all sein Tun; es bleibt doch immerhin ein Kunststück, was er treibt.

O ihr Armen, die ihr das fühlt, die ihr auch nicht sprechen mögt von menschlicher Bestimmung, die ihr auch so durch und durch ergriffen seid vom Nichts, das über uns waltet, so gründlich einseht, daß wir geboren werden fur Nichts, daß wir lieben ein Nichts, glauben ans Nichts, uns abarbeiten für Nichts, um mählich überzugehen ins Nichts – was kann ich dafür, daß euch die Knie brechen, wenn ihr's ernstlich bedenkt? Bin ich doch auch schon manchmal hingesunken in diesen Gedanken, und habe gerufen, was legst du die Axt mir an die Wurzel, grausamer Geist? und bin noch da.

O einst, ihr finstern Brüder! war es anders. Da war es über uns so schön, so schön und froh vor uns; auch diese Herzen wallten über vor den fernen seligen Phantomen, und kühn frohlockend drangen auch unsere Geister aufwärts und durchbrachen die Schranke, und wie sie sich umsah, wehe, da war es eine unendliche Leere.

Oh! auf die Knie kann ich mich werfen und meine Hände rin-

gen und flehen, ich weiß nicht wen? um andre Gedanken. Aber ich überwaltige sie nicht, die schreiende Wahrheit. Hab ich mich nicht zwiefach überzeugt? Wenn ich hinsehe ins Leben, was ist das letzte von allem? Nichts. Wenn ich aufsteige im Geiste, was ist das Höchste von allem? Nichts.

Aber stille, mein Herz! Es ist ja deine letzte Kraft, die du verschwendest! deine letzte Kraft? und du, du willst den Himmel stürmen? wo sind denn deine hundert Arme, Titan, wo dein Pelion und Ossa, deine Treppe zu des Gottervaters Burg hinauf, damit du hinaufsteigst und den Gott und seinen Gottertisch und all die unsterblichen Gipfel des Olympos herabwirfst und den Sterblichen predigest: bleibt unten, Kinder des Augenblicks! strebt nicht in diese Hohen herauf, denn es ist nichts hier oben.

Das kannst du lassen, zu sehn, was über andere waltet. Dir gilt deine neue Lehre. Über dir und vor dir ist es freilich leer und ode, weil es in dir leer und od ist.

Freilich, wenn ihr reicher seid, als ich, ihr andern, könntet ihr doch wohl auch ein wenig helfen.

Wenn euer Garten so voll Blumen ist, warum erfreut ihr Othem mich nicht auch? – Wenn ihr so voll der Gottheit seid, so reicht sie mir zu trinken. An Festen darbt ja niemand, auch der ärmste nicht. Aber Einer nur hat seine Feste unter euch; das ist der Tod.

Not und Angst und Nacht sind eure Herren. Die sondern euch, die treiben euch mit Schlägen aneinander. Den Hunger nennt ihr Liebe, und wo ihr nichts mehr seht, da wohnen eure Götter. Götter und Liebe?

O die Poeten haben recht, es ist nichts so klein und wenig, woran man sich nicht begeistern konnte.

So dacht' ich. Wie das alles in mich kam, begreif ich noch nicht.

ZWEITES BUCH

Hyperion an Bellarmin

Ich lebe jetzt auf der Insel des Ajax, der teuern Salamis.
Ich liebe dies Griechenland überall. Es trägt die Farbe meines
Herzens. Wohin man siehet, liegt eine Freude begraben.
Und doch ist soviel Liebliches und Großes auch um einen.
Auf dem Vorgebirge hab ich mir eine Hütte gebaut von
Mastixzweigen, und Moos und Baume herumgepflanzt und
Thymian und allerlei Strauche.
Da hab ich meine liebsten Stunden, da sitz ich abendlang
und sehe nach Attika hinüber, bis endlich mein Herz zu hoch
mir klopft; dann nehm ich mein Werkzeug, gehe hinab an die
Bucht und fange mir Fische.
Oder les ich auch auf meiner Hohe droben vom alten herrlichen
Seekrieg, der an Salamis einst im wilden klugbeherrschten Ge-
tümmel vertobte, und freue des Geistes mich, der das wütende
Chaos von Freunden und Feinden lenken konnte und zähmen,
wie ein Reuter das Roß, und schäme mich innigst meiner eige-
nen Kriegsgeschichte.
Oder schau ich aufs Meer hinaus und überdenke mein Leben,
sein Steigen und Sinken, seine Seligkeit und seine Trauer, und
meine Vergangenheit lautet mir oft, wie ein Saitenspiel, wo der
Meister alle Tone durchläuft, und Streit und Einklang mit ver-
borgener Ordnung untereinanderwirft.
Heut ist's dreifach schön hier oben. Zwei freundliche Regentage
haben die Luft und die lebensmüde Erde gekühlt.
Der Boden ist grüner geworden, offner das Feld. Unendlich
steht, mit der freudigen Kornblume gemischt, der goldene
Weizen da, und licht und heiter steigen tausend hoffnungsvolle

Gipfel aus der Tiefe des Hains. Zart und groß durchirret den Raum jede Linie der Fernen; wie Stufen gehn die Berge bis zur Sonne unaufhorlich hintereinander hinauf. Der ganze Himmel ist rein. Das weiße Licht ist nur über den Ather gehaucht, und, wie ein silbern Wolkchen, wallt der schuchterne Mond am hellen Tage vorüber.

Hyperion an Bellarmin

Mir ist lange nicht gewesen, wie jetzt.

Wie Jupiters Adler dem Gesange der Musen, lausch ich dem wunderbaren unendlichen Wohllaut in mir. Unangefochten an Sinn und Seele, stark und frohlich, mit lachelndem Ernste, spiel ich im Geiste mit dem Schicksal und den drei Schwestern, den heiligen Parzen. Voll gottlicher Jugend frohlockt mein ganzes Wesen über sich selbst, über alles. Wie der Sternenhimmel, bin ich still und bewegt.

Ich habe lange gewartet auf solche Festzeit, um Dir einmal wieder zu schreiben. Nun bin ich stark genug; nun laß mich dir erzählen.

Mitten in meinen finstern Tagen lud ein Bekannter von Kalaurea herüber mich ein. Ich sollt in seine Gebirge kommen, schrieb er mir; man lebe hier freier als sonstwo, und auch da bluheten, mitten unter den Fichtenwäldern und reißenden Wassern, Limonienhaie und Palmen und liebliche Krauter und Myrten und die heilige Rebe. Einen Garten hab er hoch am Gebirge gebaut und ein Haus; dem beschatteten dichte Baume den Rücken, und kuhlende Lüfte umspielten es leise in den brennenden Sommertagen; wie ein Vogel vom Gipfel der Zeder, blicke man in die Tiefen hinab, zu den Dorfern und grünen Hügeln, und zufriedenen Herden der Insel, die alle, wie Kinder, umherlägen um den herrlichen Berg und sich nährten von seinen schaumenden Bächen.

Das weckte mich denn doch ein wenig. Es war ein heiterer blauer Apriltag, an dem ich hinüberschiffte. Das Meer war ungewöhnlich schon und rein, und leicht die Luft, wie in höheren Regionen. Man ließ im schwebenden Schiffe die Erde hinter sich liegen, wie eine köstliche Speise, wenn der heilige Wein gereicht wird.

Dem Einflusse des Meers und der Luft widerstrebt' der finstere Sinn umsonst. Ich gab mich hin, fragte nichts nach mir und andern, suchte nichts, sann auf nichts, ließ vom Boote mich halb in Schlummer wiegen, und bildete mir ein, ich liege in Charons Nachen. O es ist süß, so aus der Schale der Vergessenheit zu trinken.

Mein frohlicher Schiffer hätte gerne mit mir gesprochen, aber ich war sehr einsilbig.

Er deutete mit dem Finger und wies mir rechts und links das blaue Eiland, aber ich sah nicht lange hin, und war im nächsten Augenblicke wieder in meinen eignen lieben Traumen.

Endlich, da er mir die stillen Gipfel in der Ferne wies und sagte, daß wir bald in Kalaurea wären, merkt' ich mehr auf, und mein ganzes Wesen öffnete sich der wunderbaren Gewalt, die auf einmal süß und still und unerklärlich mit mir spielte. Mit großem Auge, staunend und freudig sah ich hinaus in die Geheimnisse der Ferne, leicht zitterte mein Herz, und die Hand entwischte mir und faßte freundlichhastig meinen Schiffer an – so, rief ich, das ist Kalaurea? Und wie er mich drum ansah, wußt ich selbst nicht, was ich aus mir machen sollte.

Ich grüßte meinen Freund mit wunderbarer Zärtlichkeit. Voll süßer Unruhe war all mein Wesen.

Den Nachmittag wollt ich gleich einen Teil der Insel durchstreifen. Die Walder und geheimen Tale reizten mich unbeschreiblich, und der freundliche Tag lockte alles hinaus.

Es war so sichtbar, wie alles Lebendige mehr, denn tägliche Speise, begehrt, wie auch der Vogel sein Fest hat und das Tier.

Es war entzuckend anzusehn! Wie, wenn die Mutter schmeichelnd fragt, wo um sie her ihr Liebstes sei, und alle Kinder in den Schoß ihr sturzen, und das Kleinste noch die Arme aus der Wiege streckt, so flog und sprang und strebte jedes Leben in die göttliche Luft hinaus, und Käfer und Schwalben und Tauben und Störche tummelten sich in frohlockender Verwirrung untereinander in den Tiefen und Hohn, und was die Erde festhielt, dem ward zum Fluge der Schritt, über die Graben brauste das Roß und über die Zaune das Reh, und aus dem Meergrund kamen die Fische herauf und hupften, über die Fläche. Allen drang die mütterliche Luft ans Herz, und hob sie und zog sie zu sich.

Und die Menschen gingen aus ihren Turen heraus, und fühlten wunderbar das geistige Wehen, wie es leise die zarten Haare über der Stirne bewegte, wie es den Lichtstrahl kuhlte, und losten freundlich ihre Gewänder, um es aufzunehmen an ihre Brust, atmeten süßer, berührten zärtlicher das leichte klare schmeichelnde Meer, in dem sie lebten und webten.

O Schwester des Geistes, der feurigmächtig in uns waltet und lebt, heilige Luft! wie schön ist's, daß du, wohin ich wandre, mich geleitest, Allgegenwärtige, Unsterbliche!

Mit den Kindern spielte das hohe Element am schönsten.

Das summt friedlich vor sich hin, dem schlüpft' ein taktlos Liedchen aus den Lippen, dem ein Frohlocken aus offner Kehle; das streckte sich, das sprang in die Hohe; ein andres schlenderte vertieft umher.

Und all dies war die Sprache eines Wohlseins, alles Eine Antwort auf die Liebkosungen der entzuckenden Luft.

Ich war voll unbeschreiblichen Sehnsens und Friedens. Eine fremde Macht beherrschte mich. Freundlicher Geist, sagt ich bei mir selber, wohin rufest du mich? nach Elysium oder wohin?

Ich ging in einem Walde, am rieselnden Wasser hinauf, wo es

über Felsen heruntertropfelte, wo es harmlos über die Kiesel
glitt und mahlich verengte sich und ward zum Bogengange das
Tal, und einsam spielte das Mittagslicht im schweigenden
Dunkel –

Hier – ich möchte sprechen können, mein Bellarmín! möchte
gern mit Ruhe dir schreiben!

Sprechen? o ich bin ein Laie in der Freude, ich will spre-
chen!

Wohnt doch die Stille im Lande der Seligen, und über den
Sternen vergißt das Herz seine Not und seine Sprache.

Ich hab es heilig bewahrt! wie ein Palladium, hab ich es in mir
getragen, das Gottliche, das mir erschien! und wenn hinfort
mich das Schicksal ergreift und von einem Abgrund in den
andern mich wirft, und alle Krafte ertrankt in mir und alle Ge-
danken, so soll dies einzige doch mich selber überleben in mir,
und leuchten in mir und herrschen, in ewiger, unzerstörbarer
Klarheit! –

So lagst du hingegossen, süßes Leben, so blicktest du auf, er-
hubst dich, standst nun da, in schlanker Fülle, göttlich ruhig,
und das himmlische Gesicht noch voll des heitern Entzückens,
worin ich dich storte!

O wer in die Stille dieses Auges gesehn, wem diese süßen Lip-
pen sich aufgeschlossen, wovon mag der noch sprechen?

Friede der Schönheit! göttlicher Friede! wer einmal an dir das
tobende Leben und den zweifelnden Geist besänftigt, wie kann
dem anderes helfen?

Ich kann nicht sprechen von ihr, aber es gibt ja Stunden, wo das
Beste und Schönste, wie in Wolken, erscheint, und der Himmel
der Vollendung vor der ahnenden Liebe sich öffnet, da, Bell-
armin! da denke ihres Wesens, da beuge die Knie mit mir,
und denke meiner Seligkeit! aber vergiß nicht, daß ich hatte,
was du ahnest, daß ich mit diesen Augen sah, was nur, wie in
Wolken, dir erscheint.

Daß die Menschen manchmal sagen mogten: sie freueten sich!
O glaubt, ihr habt von Freude noch nichts geahnet! Euch ist
der Schatten ihres Schattens noch nicht erschienen! O geht,
und sprecht vom blauen Äther nicht, ihr Blinden!

Daß man werden kann, wie die Kinder, daß noch die goldne
Zeit der Unschuld wiederkehrt, die Zeit des Friedens und der
Freiheit, daß doch Eine Freude ist, Eine Ruhestätte auf Erden!

Ist der Mensch nicht veraltert, verwelkt, ist er nicht, wie ein ab-
gefallen Blatt, das seinen Stamm nicht wieder findet und nun
umhergescheucht wird von den Winden, bis es der Sand be-
gräbt?

Und dennoch kehrt sein Frühling wieder!

Weint nicht, wenn das Trefflichste verblüht! bald wird es sich
verjüngen! Trauert nicht, wenn eures Herzens Melodie ver-
stummt! bald findet eine Hand sich wieder, es zu stimmen!

Wie war denn ich? war ich nicht wie ein zerrissen Saitenspiel?
Ein wenig tont ich noch, aber es waren Todestone. Ich hatte
mir ein düster Schwanenlied gesungen! Einen Sterbekranz
hätt ich gern mir gewunden, aber ich hatte nur Winterblumen.

Und wo war sie denn nun, die Totenstille, die Nacht und Öde
meines Lebens? die ganze durftige Sterblichkeit?

Freilich ist das Leben arm und einsam. Wir wohnen hier unten,
wie der Diamant im Schacht. Wir fragen umsonst, wie wir
herabgekommen, um wieder den Weg hinauf zu finden.

Wir sind, wie Feuer, das im dürrn Aste oder im Kiesel schläft;
und ringen und suchen in jedem Moment das Ende der engen
Gefangenschaft. Aber sie kommen, sie wägen Äonen des
Kampfes auf, die Augenblicke der Befreiung, wo das Gottliche
den Kerker sprengt, wo die Flamme vom Holze sich löst und
siegend emporwallt über der Asche, ha! wo uns ist, als kehrte
der entfesselte Geist, vergessen der Leiden, der Knechtsgestalt,
im Triumphe zurück in die Hallen der Sonne.

Hyperion an Bellarmin

Ich war einst glücklich, Bellarmin! Bin ich es nicht noch? War ich es nicht, wenn auch der heilige Moment, wo ich zum ersten Male sie sah, der letzte wäre gewesen?

Ich hab es Einmal gesehn, das Einzige, das meine Seele suchte, und die Vollendung, die wir über die Sterne hinauf entfernen, die wir hinausschieben bis ans Ende der Zeit, die hab ich gegenwärtig gefühlt. Es war da, das Höchste, in diesem Kreise der Menschennatur und der Dinge war es da!

Ich frage nicht mehr, wo es sei; es war in der Welt, es kann wiederkehren in ihr, es ist jetzt nur verborgner in ihr. Ich frage nicht mehr, was es sei; ich hab es gesehn, ich hab es kennengelernt.

O ihr, die ihr das Höchste und Beste sucht, in der Tiefe des Wissens, im Getümmel des Handelns, im Dunkel der Vergangenheit, im Labyrinthe der Zukunft, in den Gräbern oder über den Sternen! wißt ihr seinen Namen? den Namen des, das Eins ist und Alles?

Sein Name ist Schönheit.

Wußtet ihr, was ihr wolltet? Noch weiß ich es nicht, doch ahn ich es, der neuen Gottheit neues Reich, und eil ihm zu und ergreife die andern und führe sie mit mir, wie der Strom die Ströme in den Ozean.

Und du, du hast mir den Weg gewiesen! Mit dir begann ich. Sie sind der Worte nicht wert, die Tage, da ich noch dich nicht kannte –

O Diotima, Diotima, himmlisches Wesen!

Hyperion an Bellarmin

Laß uns vergessen, daß es eine Zeit gibt und zähle die Lebens-tage nicht!

Was sind Jahrhunderte gegen den Augenblick, wo zwei Wesen so sich ahnen und nahn?

Noch seh ich den Abend, an dem Notara zum ersten Male zu ihr ins Haus mich brachte.

Sie wohnte nur einige hundert Schritte von uns am Fuße des Bergs.

Ihre Mutter war ein denkend zärtlich Wesen, ein schlichter fröhlicher Junge der Bruder, und beide gestanden herzlich in allem Tun und Lassen, daß Diotima die Königin des Hauses war.

Ach! es war alles geheiligt, verschönert durch ihre Gegenwart. Wohin ich sah, was ich berührte, ihr Fußteppich, ihr Polster, ihr Tischchen, alles war in geheimem Bunde mit ihr. Und da sie zum ersten Male mit Namen mich rief, da sie selbst so nahe mir kam, daß ihr unschuldiger Othem mein lauschend Wesen berührte! –

Wir sprachen sehr wenig zusammen. Man schämt sich seiner Sprache. Zum Tone mochte man werden und sich vereinen in Einen Himmelsgesang.

Wovon auch sollten wir sprechen? Wir sahn nur uns. Von uns zu sprechen, scheuten wir uns.

Vom Leben der Erde sprachen wir endlich.

So feurig und kindlich ist ihr noch keine Hymne gesungen worden.

Es tat uns wohl, den Überfluß unsers Herzens der guten Mutter in den Schoß zu streuen. Wir fühlten uns dadurch erleichtert, wie die Bäume, wenn ihnen der Sommerwind die fruchtbaren Äste schüttelt, und ihre süßen Äpfel in das Gras gießt.

Wir nannten die Erde eine der Blumen des Himmels, und den Himmel nannten wir den unendlichen Garten des Lebens. Wie die Rosen sich mit goldnen Staubchen erfreuen, sagten wir, so erfreue das heldenmütige Sonnenlicht mit seinen Strahlen die Erde; sie sei ein herrlich lebend Wesen, sagten wir, gleich göttlich, wenn ihr zürnend Feuer oder mildes klares Wasser aus dem

Herzen quille, immer glücklich, wenn sie von Tautropfen sich nähre, oder von Gewitterwolken, die sie sich zum Genusse bereite mit Hülfe des Himmels, die immer treuer liebende Hälfte des Sonnengotts, ursprünglich vielleicht inniger mit ihm vereint, dann aber durch ein allwaltend Schicksal geschieden von ihm, damit sie ihn suche, sich nähere, sich entferne und unter Lust und Trauer zur höchsten Schönheit reife.

So sprachen wir. Ich gebe dir den Inhalt, den Geist davon. Aber was ist er ohne das Leben?

Es dämmerte, und wir mußten gehen. Gute Nacht, ihr Engeln! dacht ich im Herzen, und erscheine du bald mir wieder, schöner göttlicher Geist, mit deiner Ruhe und Fülle!

Hyperion an Bellarmin

Ein paar Tage drauf kamen sie herauf zu uns. Wir gingen zusammen im Garten herum. Diotima und ich gerieten voraus, vertieft, mir traten oft Tränen der Wonne ins Auge, über das Heilige, das so anspruchslos zur Seite mir ging.

Vorn am Rande des Berggipfels standen wir nun, und sahn hinaus, in den unendlichen Osten.

Diotimas Auge öffnete sich weit, und leise, wie eine Knospe sich aufschließt, schloß das liebe Gesichtchen vor den Luft des Himmels sich auf, ward lauter Sprache und Seele, und, als begänne sie den Flug in die Wolken, stand sanft emporgestreckt die ganze Gestalt, in leichter Majestät, und berührte kaum mit den Füßen die Erde.

O unter den Armen hätt ich sie fassen mögen, wie der Adler seinen Ganyemed, und hinfliegen mit ihr über das Meer und seine Inseln.

Nun trat sie weiter vor, und sah die schroffe Felsenwand hinab. Sie hatte ihre Lust daran, die schreckende Tiefe zu messen, und sich hinab zu verlieren in die Nacht der Wälder, die unten aus

Felsenstucken und schaumenden Wetterbachen herauf die lichten Gipfel streckten.

Das Geländer, worauf sie sich stützte, war etwas niedrig. So durft ich es ein wenig halten, das Reizende, indes es so sich vorwärtsbeugte. Ach! heiße zitternde Wonne durchlief mein Wesen und Taumel und Toben war in allen Sinnen, und die Hände brannten mir, wie Kohlen, da ich sie berührte.

Und dann die Herzenslust, so traulich neben ihr zu stehn, und die zartlich kindische Sorge, daß sie fallen mochte, und die Freude an der Begeisterung des herrlichen Mädchens!

Was ist alles, was in Jahrtausenden die Menschen taten und dachten, gegen einen Augenblick der Liebe! Es ist aber auch das Gelungenste, Gottlichschonste in der Natur! dahin führen alle Stufen auf der Schwelle des Lebens. Daher kommen wir, dahin gehn wir.

Hyperion an Bellarmin

Nur ihren Gesang sollt ich vergessen, nur diese Seelentöne sollten nimmer wiederkehren in meinen unaufhörlichen Träumen.

Man kennt den stolzhinschiffenden Schwan nicht, wenn er schlummernd am Ufer sitzt.

Nur, wenn sie sang, erkannte man die liebende Schweigende, die so ungern sich zur Sprache verstand.

Da, da ging erst die himmlische Ungefällige in ihrer Majestat und Lieblichkeit hervor; da weht' es oft so bittend und so schmeichelnd, oft, wie ein Göttergebot, von den zarten blühenden Lippen. Und wie das Herz sich regt' in dieser göttlichen Stimme, wie alle Größe und Demut, alle Lust und alle Trauer des Lebens verschönert im Adel dieser Töne erschien!

Wie im Fluge die Schwalbe die Bienen hascht, ergriff sie immer uns alle.

Es kam nicht Lust und nicht Bewunderung, es kam der Friede des Himmels unter uns.

Tausendmal hab ich es ihr und mir gesagt: das Schonste ist auch das Heiligste. Und so war alles an ihr. Wie ihr Gesang, so auch ihr Leben.

Hyperion an Bellarmin

Unter den Blumen war ihr Herz zu Hause, als wär es eine von ihnen.

Sie nannte sie alle mit Namen, schuf ihnen aus Liebe neue, schonere, und wußte genau die frohlichste Lebenszeit von jeder. Wie eine Schwester, wenn aus jeder Ecke ein Geliebtes ihr entgegenkömmt, und jedes gerne zuerst begrüßt sein möchte, so war das stille Wesen mit Aug und Hand beschäftigt, selig zerstreut, wenn auf der Wiese wir gingen, oder im Walde.

Und das war so ganz nicht angenommen, angebildet, das war so mit ihr aufgewachsen.

Es ist doch ewig gewiß und zeigt sich überall; je unschuldiger, schöner eine Seele, desto vertrauter wird sie mit den andern Glücklichen leben, die man seelenlos nennt.

Hyperion an Bellarmin

Tausendmal hab ich in meiner Herzensfreude gelacht über die Menschen, die sich einbilden, ein erhabner Geist könne unmöglich wissen, wie man ein Gemüse bereitet. Diotima konnte wohl zur rechten Zeit recht herzlich von dem Feuerherde sprechen, und es ist gewiß nichts edler, als ein edles Mädchen, das die allwohltätige Flamme besorgt, und, ähnlich der Natur, die herzerfreuende Speise bereitet.

Hyperion an Bellarmin

Was ist alles künstliche Wissen in der Welt, was ist die ganze stolze Mundigkeit der menschlichen Gedanken gegen die ungesuchten Töne dieses Geistes, der nicht wußte, was er wußte, was er war.

Wer will die Traube nicht lieber voll und frisch, so wie sie aus der Wurzel quoll, als die getrockneten gepflückten Beere, die der Kaufmann in die Kiste preßt und in die Welt schickt? Was ist die Weisheit eines Buchs gegen die Weisheit eines Engels?

Sie schien immer so wenig zu sagen, und sagte so viel. Ich geleitete sie einst in später Dämmerung nach Hause; wie Träume, beschlichen tauende Wolkchen die Wiese, wie lauschende Genien, sahn die seligen Sterne durch die Zweige.

Man horte selten ein «wie schön!» aus ihrem Munde, wenn schon das fromme Herz kein lispelnd Blatt, kein Rieseln einer Quelle unbehorcht ließ.

Diesmal sprach sie es denn doch mir aus – wie schön! Es ist wohl uns zuliebe so! sagt ich, ungefähr wie Kinder etwas sagen, weder im Scherze noch im Ernste.

Ich kann mir denken, was du sagst, erwiderte sie; ich denke mir die Welt am liebsten, wie ein hauslich Leben, wo jedes, ohne gerade dran zu denken, sich ins andre schickt, und wo man sich einander zum Gefallen und zur Freude lebt, weil es eben so vom Herzen kömmt. – Froher erhabner Glaube! rief ich.

Sie schwieg eine Weile.

Auch wir sind also Kinder des Hauses, begann ich endlich wieder, sind es und werden es sein.

Werden ewig es sein, erwiderte sie.

Werden wir das? fragt ich.

Ich vertraue, fuhr sie fort, hierinnen der Natur, so wie ich täglich ihr vertraue.

O ich hätte mögen Diotima sein, da sie dies sagte!

Aber du weißt nicht, was sie sagte, mein Bellarmin! Du hast es nicht gesehn und nicht gehört.

Du hast recht, rief ich ihr zu; die ewige, ewige Schönheit, die Natur leidet keinen Verlust in sich, so wie sie keinen Zusatz leidet. Ihr Schmuck ist morgen anders, als er heute war; aber unser Bestes, uns, uns kann sie nicht entbehren und dich am wenigsten. Wir glauben, daß wir ewig sind, denn unsere Seele fühlt die Schönheit der Natur. Sie ist ein Stuckwerk, ist die Gottliche, die Vollendete nicht, wenn jemals du in ihr vermußt wirst. Sie verdient dein Herz nicht, wenn sie errotten muß vor deinen Hoffnungen.

Hyperion an Bellarmin

So bedürfnislos, so gottlichgenügsam hab ich nichts gekannt. Wie die Woge des Ozeans das Gestade seliger Inseln, so umflutete mein ruheloses Herz den Frieden des himmlischen Mädchens.

Ich hatt ihr nichts zu geben als ein Gemüt voll wilder Widersprüche, voll blutender Erinnerungen, nichts hatt ich ihr zu geben, als meine grenzenlose Liebe mit ihren tausend Sorgen, ihren tausend tobenden Hoffnungen; sie aber stand vor mir in wandelloser Schönheit, mühelos, in lachelnder Vollendung da, und alles Sehnen, alles Träumen der Sterblichkeit, ach! alles, was in goldnen Morgenstunden von hohern Regionen der Genius weissagt, es war alles in dieser Einen stillen Seele erfüllt.

Man sagt sonst, über den Sternen verhalle der Kampf, und künft'ig erst, verspricht man uns, wenn unsre Hefe gesunken sei, verwandle sich in edeln Freudenwein das gärende Leben, die Herzensruhe der Seligen sucht man sonst auf dieser Erde nirgends mehr. Ich weiß es anders. Ich bin den nähern Weg gekommen. Ich stand vor ihr, und hört' und sah den Frieden des

Himmels, und mitten im seufzenden Chaos erschien mir Urania.

Wie oft hab ich meine Klagen vor diesem Bilde gestillt! wie oft hat sich das übermütige Leben und der strebende Geist besanftigt, wenn ich, in selige Betrachtungen versunken, ihr ins Herz sah, wie man in die Quelle siehet, wenn sie still erbebt von den Berührungen des Himmels, der in Silbertropfen auf sie niedertraufelt!

Sie war mein Lethe, diese Seele, mein heiliger Lethe, woraus ich die Vergessenheit des Daseins trank, daß ich vor ihr stand, wie ein Unsterblicher, und freudig mich schalt, und wie nach schweren Träumen lächeln mußte über alle Ketten, die mich gedrückt.

O ich wär ein glücklicher, ein trefflicher Mensch geworden mit ihr!

Mit ihr! aber das ist mißlungen, und nun irr ich herum in dem, was vor und in mir ist, und drüber hinaus, und weiß nicht, was ich machen soll aus mir und andern Dingen.

Meine Seele ist wie ein Fisch aus ihrem Elemente auf den Ufer sand geworfen, und windet sich und wirft sich umher, bis sie vertrocknet in der Hitze des Tags.

Ach! gäb es nur noch etwas in der Welt für mich zu tun! gäb es eine Arbeit, einen Krieg für mich, das sollte mich erquicken.

Knäblein, die man von der Mutterbrust gerissen und in die Wüste geworfen, hat einst, so sagt man, eine Wölfin gesäugt.

Mein Herz ist nicht so glücklich.

Hyperion an Bellarmin

Ich kann nur hie und da ein Wörtchen von ihr sprechen. Ich muß vergessen, was sie ganz ist, wenn ich von ihr sprechen soll. Ich muß mich täuschen, als hätte sie vor alten Zeiten gelebt, als wüßt ich durch Erzählung einiges von ihr, wenn ihr le-

bendig Bild mich nicht ergreifen soll, daß ich vergehe im Entzucken und im Schmerz, wenn ich den Tod der Freude über sie und den Tod der Trauer um sie nicht sterben soll.

Hyperion an Bellarmin

Es ist umsonst; ich kanns mir nicht verbergen. Wohin ich auch entfliehe mit meinen Gedanken, in die Himmel hinauf und in den Abgrund, zum Anfang und ans Ende der Zeiten, selbst wenn ich ihm, der meine letzte Zuflucht war, der sonst noch jede Sorge in mir verzehrte, der alle Lust und allen Schmerz des Lebens sonst mit der Feuerflamme, worin er sich offenbarte, in mir versengte, selbst wenn ich ihm mich in die Arme werfe, dem herrlichen geheimen Geiste der Welt, in seine Tiefe mich tauche, wie in den bodenlosen Ozean hinab, auch da, auch da finden die süßen Schrecken mich auf, die süßen verwirrenden tötenden Schrecken, daß Diotimas Grab mir nah ist.

Horst du? horst du? Diotimas Grab!

Mein Herz war doch so stille geworden, und meine Liebe war begraben mit der Toten, die ich liebte.

Du weißt, mein Bellarmin! ich schrieb dir lange nicht von ihr, und da ich schrieb, so schrieb ich dir gelassen, wie ich meine.

Was ist's denn nun?

Ich gehe ans Ufer hinaus und sehe nach Kalaurea, wo sie ruhet, hinüber, das ists.

O daß ja keiner den Kahn mir leihe, daß ja sich keiner erbarme und mir sein Ruder biete und mir hinüberhelfe zu ihr!

Daß ja das gute Meer nicht ruhig bleibe, damit ich nicht ein Holz mir zimmre und hinüberschwimme zu ihr.

Aber in die tobende See will ich mich werfen, und ihre Woge bitten, daß sie an Diotimas Gestade mich wirft! –

Lieber Bruder! ich tröste mein Herz mit allerlei Phantasien, ich

reiche mir manchen Schlafrank; und es ware wohl größer, sich zu befreien auf immer, als sich zu behelfen mit Palliativen; aber wem gehts nicht so? Ich bin denn doch damit zufrieden.

Zufrieden? ach das wäre gut! da wäre ja geholfen, wo kein Gott nicht helfen kann.

Nun! nun! ich habe, was ich konnte, getan! Ich fordre von dem Schicksal meine Seele.

Hyperion an Bellarmin

War sie nicht mein, ihr Schwestern des Schicksals, war sie nicht mein? Die reinen Quellen fordr' ich auf zu Zeugen, und die unschuldigen Baume, die uns belauschten, und das Taglicht und den Äther! war sie nicht mein? vereint mit mir in allen Tönen des Lebens?

Wo ist das Wesen, das, wie meines, sie erkannte? in welchem Spiegel sammelten sich, so wie in mir, die Strahlen dieses Lichts? erschrak sie freudig nicht vor ihrer eignen Herrlichkeit, da sie zuerst in meiner Freude sich gewahr ward? Ach! wo ist das Herz, das so, wie meines, überall ihr nah war, so, wie meines, sie erfüllte und von ihr erfüllt war, das so einzig da war, ihres zu umfassen, wie die Wimper für das Auge da ist.

Wir waren Eine Blume nur, und unsre Seelen lebten ineinander, wie die Blume, wenn sie liebt, und ihre zarten Freuden im verschloßnen Kelche verbirgt.

Und doch, doch wurde sie, wie eine angemaaßte Krone, von mir gerissen und in den Staub gelegt?

Hyperion an Bellarmin

Eh es eines von uns beeden wußte, gehörten wir uns an.

Wenn ich so, mit allen Huldigungen des Herzens, selig über-

wunden, vor ihr stand, und schwieg, und all mein Leben sich hingab in den Strahlen des Augs, das sie nur sah, nur sie umfaßte, und sie dann wieder zärtlich zweifelnd mich betrachtete, und nicht wußte, wo ich war mit meinen Gedanken, wenn ich oft, begraben in Lust und Schönheit, bei einem reizenden Gesichte sie belauschte, und um die leiseste Bewegung, wie die Biene um die schwanken Zweige, meine Seele schweift' und flog, und wenn sie dann in friedlichen Gedanken gegen mich sich wandt, und, überrascht von meiner Freude, meine Freude sich verbergen muß, und bei der lieben Arbeit ihre Ruhe wieder sucht' und fand –

Wenn sie, wunderbar allwissend, jeden Wohlklang, jeden Mißlaut in der Tiefe meines Wesens, im Momente, da er begann, noch eh ich selbst ihn wahrnahm, mir enthüllte, wenn sie jeden Schatten eines Wölkchens auf der Stirne, jeden Schatten einer Wehmut, eines Stolzes auf der Lippe, jeden Funken mir im Auge sah, wenn sie die Ebb und Flut des Herzens mir behorcht' und sorgsam trube Stunden ahnete, indes mein Geist zu unenthaltssam, zu verschwenderisch im üppigen Gespräche sich verzehrte, wenn das liebe Wesen, treuer, wie ein Spiegel, jeden Wechsel meiner Wange mir verriet, und oft in freundlichen Bekummernissen über mein unstet Wesen mich ermahnt, und strafte, wie ein teures Kind –

Ach! da du einst, Unschuldige, an den Fingern die Treppen zähltest, von unsrem Berge herab zu deinem Hause, da du deine Spaziergänge mir wiesest, die Platze, wo du sonst gesessen, und mir erzähltest, wie die Zeit dir da vergangen, und mir am Ende sagtest, es sei dir jetzt, als wär ich auch von jeher dagewesen –

Gehörten wir da nicht längst uns an?

Hyperion an Bellarmin

Ich baue meinem Herzen ein Grab, damit es ruhen möge; ich spinne mich ein, weil überall es Winter ist; in seligen Erinnerungen hull ich vor dem Sturme mich ein.

Wir saßen einst mit Notara – so hieß der Freund, bei dem ich lebte – und einigen andern, die auch, wie wir, zu den Sonderlingen in Kalaurea gehörten, in Diotimas Garten, unter blühenden Mandelbäumen, und sprachen unter andrem über die Freundschaft.

Ich hatte wenig mitgesprochen, ich hütete mich seit einiger Zeit, viel Worte zu machen von Dingen, die das Herz zunächst angehn, meine Diotima hatte mich so einsilbig gemacht –

Da Harmodius und Aristogiton lebten, rief endlich einer, da war noch Freundschaft in der Welt. Das freute mich zu sehr, als daß ich hätte schweigen mögen.

Man sollte dir eine Krone flechten um dieses Wortes willen! rief ich ihm zu; hast du denn wirklich eine Ahnung davon, hast du ein Gleichnis für die Freundschaft des Aristogiton und Harmodius? Verzeih mir! Aber beim Äther! man muß Aristogiton sein, um nachzufühlen, wie Aristogiton liebte, und die Blitze durfte wohl der Mann nicht fürchten, der geliebt sein wollte mit Harmodius' Liebe, denn es täuscht mich alles, wenn der furchtbare Jungling nicht mit Minos' Strenge liebte. Wenige sind in solcher Probe bestanden, und es ist nicht leichter, eines Halbgotts Freund zu sein, als an der Gotter Tische, wie Tantalus, zu sitzen. Aber es ist auch nichts Herrlicheres auf Erden, als wenn ein stolzes Paar, wie diese, so sich untertan ist.

Das ist auch meine Hoffnung, meine Lust in einsamen Stunden, daß solche große Töne und größere einst wiederkehren müssen in der Symphonie des Weltlaufs. Die Liebe gebar Jahrtausende voll lebendiger Menschen; die Freundschaft wird

sie wiedergebären. Von Kinderharmonie sind einst die Volker ausgegangen, die Harmonie der Geister wird der Anfang einer neuen Weltgeschichte sein. Von Pflanzenglück begannen die Menschen und wuchsen auf, und wuchsen, bis sie reiften; von nun an gärten sie unaufhörlich fort, von innen und außen, bis jetzt das Menschengeschlecht, unendlich aufgelöst, wie ein Chaos daliegt, daß alle, die noch fühlen, und sehen, Schwindel ergreift; aber die Schönheit flüchtet aus dem Leben der Menschen sich herauf in den Geist; Ideal wird, was Natur war, und wenn von unten gleich der Baum verdorrt ist und verwittert, ein frischer Gipfel ist noch hervorgegangen aus ihm, und grünt im Sonnenglanze, wie einst der Stamm in den Tagen der Jugend; Ideal ist, was Natur war. Daran, an diesem Ideale, dieser verjüngten Gottheit, erkennen die wenigen sich und Eins sind sie, denn es ist Eines in ihnen, und von diesen, diesen beginnt das zweite Lebensalter der Welt – ich habe genug gesagt, um klarzumachen, was ich denke.

Da hättest du Diotima sehen sollen, wie sie aufsprang und die beeden Hände mir reichte und rief: Ich hab es verstanden, Lieber, ganz verstanden, soviel es sagt.

Die Liebe gebar die Welt, die Freundschaft wird sie wiedergebären.

O dann, ihr künftigen, ihr neuen Dioskuren, dann weilt ein wenig, wenn ihr vorüberkömmt, da, wo Hyperion schläft, weilt ahnend über des vergeßnen Mannes Asche, und spricht: er wäre, wie unsereiner, wär er jetzt da.

Das hab ich gehört, mein Bellarmin! das hab ich erfahren, und gehe nicht willig in den Tod.

Ja! ja! ich bin vorausbezahlt, ich habe gelebt. Mehr Freude konnt ein Gott ertragen, aber ich nicht.

Hyperion an Bellarmin

Fragst du, wie mir gewesen sei um diese Zeit? Wie einem der alles verloren hat, um alles zu gewinnen.

Oft kam ich freilich von Diotimas Bäumen, wie ein Sieges-trunkner, oft muß ich eilends weg von ihr, um keinen meiner Gedanken zu verraten; so tobte die Freude in mir, und der Stolz, der allbegeisterte Glaube, von Diotima geliebt zu sein.

Dann sucht ich die höchsten Berge mir auf und ihre Lufte, und wie ein Adler, dem der blutende Fittig geheilt ist, regte mein Geist sich im Freien, und dehnt', als wäre sie sein, über die sichtbare Welt sich aus; wunderbar! es war mir oft, als läuterten sich und schmelzten die Dinge der Erde, wie Gold, in meinem Feuer zusammen, und ein Göttliches würde aus ihnen und mir, so tobte in mir die Freude; und wie ich die Kinder aufhub und an mein schlagendes Herz sie druckte, wie ich die Pflanzen grüßte und die Baume! Einen Zauber hätt ich mir wünschen mögen, die scheuen Hirsche und all die wilden Vogel des Walds, wie ein häuslich Volkchen, um meine freigebigen Hände zu versammeln, so selig toricht liebt ich alles!

Aber nicht lange, so war das alles, wie ein Licht, in mir erloschen, und stumm und traurig, wie ein Schatte, saß ich da und suchte das entschwundne Leben. Klagen mocht ich nicht und trösten möchte ich mich auch nicht. Die Hoffnung wart ich weg, wie ein Lahmer, dem die Krücke verleidet ist; des Weinens schämt' ich mich; ich schämte mich des Daseins überhaupt. Aber endlich brach denn doch der Stolz in Tränen aus, und das Leiden, das ich gerne verleugnet hätte, wurde mir lieb, und ich legt es, wie ein Kind, mir an die Brust.

Nein, rief mein Herz, nein, meine Diotima! es schmerzt nicht. Bewahre du dir deinen Frieden und laß mich meinen Gang gehn. Laß dich in deiner Ruhe nicht stören, holder Stern! wenn unter dir es gärt und trüb ist.

O laß dir deine Rose nicht bleichen, selige Götterjugend! Laß in den Kümernissen der Erde deine Schöne nicht altern. Das ist ja meine Freude, süßes Leben! daß du in dir den sorgenfreien Himmel trägst. Du sollst nicht dürftig werden, nein, nein! du sollst in dir die Armut der Liebe nicht sehn.

Und wenn ich dann wieder zu ihr hinabging – ich hätte das Luftchen fragen mogen und dem Zuge der Wolken es ansehen, wie es mit mir sein werde in einer Stunde! und wie es mich freute, wenn irgendein freundlich Gesicht mir auf dem Wege begegnete, und nur nicht gar zu trocken sein «Schönen Tag!» mir zurief!

Wenn ein kleines Mädchen aus dem Walde kam und einen Erdbeerstrauß mir zum Verkaufe reichte, mit einer Miene, als wollte sie ihn schenken, oder wenn ein Bauer, wo ich vorüberging, auf seinem Kirschbaum saß und pflückte, und aus den Zweigen herab mir rief, ob ich nicht eine Handvoll kosten möchte; das waren gute Zeichen für das abergläubische Herz! Stand vollends gegen den Weg her, wo ich herabkam, von Diotimas Fenstern eines offen, wie konnte das so wohlthun!

Sie hatte vielleicht nicht lange zuvor herausgesehn.

Und nun stand ich vor ihr, atemlos und wankend, und drückte die verschlungenen Arme gegen mein Herz, sein Zittern nicht zu fühlen, und wie der Schwimmer aus reißenden Wassern hervor, rang und strebte mein Geist, nicht unterzugehn in der unendlichen Liebe.

Wovon sprechen wir doch geschwind? konnt ich rufen, man hat oft seine Mühe, man kann den Stoff nicht finden, die Gedanken daran festzuhalten.

Reißen sie wieder aus in die Luft? erwiderte meine Diotima. Du mußt ihnen Blei an die Flügel binden, oder ich will sie an einen Faden knupfen, wie der Knabe den fliegenden Drachen, daß sie uns nicht entgehn.

Das liebe Mädchen suchte sich und mir durch einen Scherz zu helfen, aber es war wenig damit getan.

Ja! ja! rief ich, wie du willst, wie du es für gut haltst – soll ich vorlesen? Deine Laute ist wohl noch gestimmt von gestern – vorzulesen hab ich auch gerade nichts – du hast schon mehr als einmal, sagte sie, versprochen, mir zu erzählen, wie du gelebt hast ehe wir uns kannten, möchtest du jetzt nicht?

Das ist wahr, erwidert ich; mein Herz warf sich gerne auf das, und ich erzähl dir nun, wie dir, von Adamas und meinen einsamen Tagen in Smyrna, von Alabanda und wie ich getrennt wurde von ihm, und von der unbegreiflichen Krankheit meines Wesens, eh ich nach Kalaurea herüberkam – nun weißt du alles, sagt ich zu ihr gelassen, da ich zu Ende war, nun wirst du weniger dich an mir stoßen; nun wirst du sagen, setzt ich lächelnd hinzu, spottet dieses Vulkans nicht, wenn er hinkt, denn ihn haben zweimal die Götter vom Himmel auf die Erde geworfen.

Stille, rief sie mit erstickter Stimme, und verbarg ihre Tränen ins Tuch, o stille, und scherze über dein Schicksal, über dein Herz nicht! denn ich versteh es und besser, als du.

Lieber – lieber Hyperion! dir ist wohl schwer zu helfen.

Weißt du denn, fuhr sie mit erhobter Stimme fort, weißt du denn, woran du darbest, was dir einzig fehlt, was du, wie Alpheus seine Arethusa, suchst, um was du trauertest in all deiner Trauer? Es ist nicht erst seit Jahren hingeschieden, man kann so genau nicht sagen, wann es da war, wann es wegging, aber es war, es ist, in Dir ists! Es ist eine bessere Zeit, die suchst du, eine schönere Welt. Nur diese Welt umarmtest du in deinen Freunden, du warst mit ihnen diese Welt.

In Adamas war sie dir aufgegangen; sie war auch hingegangen mit ihm. In Alabanda erschien dir ihr Licht zum zweiten Male, aber brennender und heißer, und darum war es auch, wie Mitternacht, vor deiner Seele, da er für dich dahin war.

Siehst du nun auch, warum der kleinste Zweifel über Alabanda zur Verzweiflung werden muß in dir? warum du ihn verstießest, weil er nur nicht gar ein Gott war? Du wolltest keine Menschen, glaube mir, du wolltest eine Welt. Den Verlust von allen goldenen Jahrhunderten, so wie du sie, zusammengedrängt in Einen glücklichen Moment, empfandest, den Geist von allen Geistern besserer Zeit, die Kraft von allen Kräften der Heroen, die sollte dir ein einzelner, ein Mensch ersetzen! – Siehest du nun, wie arm, wie reich du bist? warum du so stolz sein mußt und auch so niedergeschlagen? warum so schrecklich Freude und Leid dir wechselt?

Darum, weil du alles hast und nichts, weil das Phantom der goldenen Tage, die da kommen sollen, dein gehört, und doch nicht da ist, weil du ein Bürger bist in den Regionen der Gerechtigkeit und Schönheit, ein Gott bist unter Göttern in den schönen Träumen, die am Tage dich beschleichen, und wenn du aufwachst, auf neugriechischem Boden stehst.

Zweimal, sagtest du? o du wirst in einem Tage siebzigmal vom Himmel auf die Erde geworfen. Soll ich dir es sagen? Ich fürchte für dich, du hältst das Schicksal dieser Zeiten schwerlich aus. Du wirst noch mancherlei versuchen, wirst –

O Gott! und deine letzte Zufluchtsstätte wird ein Grab sein.

Nein, Diotima, rief ich, nein, beim Himmel, nein! Solange noch eine Melodie mir tönt, so scheu ich nicht die Totenstille der Wildnis unter den Sternen; solange die Sonne nur scheint und Diotima, so gibt es keine Nacht für mich.

Laß allen Tugenden die Sterbeglocke läuten! ich höre ja dich, dich, deines Herzens Lied, du Liebe! und finde unsterblich Leben, indessen alles verlischt und welkt. O Hyperion, rief sie, wie sprichst du?

Ich spreche, wie ich muß. Ich kann nicht, kann nicht länger all die Seligkeit und Furcht und Sorge bergen – Diotima! – Ja

du weißt es, mußt es wissen, hast längst es gesehen, daß ich untergehe, wenn du nicht die Hand mir reichst.

Sie war betroffen, verwirrt.

Und an mir, rief sie, an mir will sich Hyperion halten: ja, ich wunsch es, jetzt zum ersten Male wünsch ich, mehr zu sein, denn nur ein sterblich Mädchen. Aber ich bin dir, was ich sein kann.

O so bist du ja mir alles, rief ich!

Alles? boser Heuchler! und die Menschheit, die du doch am Ende einzig liebst?

Die Menschheit? sagt ich; ich wollte, die Menschheit machte Diotima zum Losungswort und malt' in ihre Paniere dein Bild, und spräche: heute soll das Gottliche siegen! Engel des Himmels! das muß ein Tag sein!

Geh, rief sie, geh, und zeige dem Himmel deine Verklärung! mir darf sie nicht so nahe sein.

Nicht wahr? du gehest, lieber Hyperion?

Ich gehorchte. Wer hätte da nicht gehorcht? Ich ging. So war ich noch niemals von ihr gegangen. O Bellarmin! das war Freude, Stille des Lebens, Gotterruhe, himmlische, wunderbare, unverkennbare Freude.

Worte sind hier umsonst, und wer nach einem Gleichnis von ihr fragt, der hat sie nie erfahren. Das einzige, was solche Freude auszudrücken vermochte, war Diotimas Gesang, wenn er, in goldner Mitte, zwischen Höhe und Tiefe schwebte.

O ihr Uferweiden des Lethe! ihr abendrötlichen Pfade in Elysiums Wäldern! ihr Lilien an den Bächen des Tals! ihr Rosenkränze des Hügels! Ich glaub an euch, in dieser freundlichen Stunde, und spreche zu meinem Herzen: dort findest du sie wieder, und alle Freude, die du verlorst.

Hyperion an Bellarmin

Ich will dir immer mehr von meiner Seligkeit erzählen.

Ich will die Brust an den Freuden der Vergangenheit versuchen, bis sie wie Stahl wird, ich will mich üben an ihnen, bis ich unüberwindlich bin.

Ha! fallen sie doch, wie ein Schwertschlag, oft mir auf die Seele, aber ich spiele mit dem Schwerte, bis ich es gewohnt bin, ich halte die Hand ins Feuer, bis ich es vertrage, wie Wasser.

Ich will nicht zagen; ja! ich will stark sein! ich will mir nichts verhehlen, will von allen Seligkeiten mir die seligste aus dem Grabe beschwören.

Es ist unglaublich, daß der Mensch sich vor dem Schönsten fürchten soll; aber es ist so.

O bin ich doch hundertmal vor diesen Augenblicken, dieser tötenden Wonne meiner Erinnerungen geflohen und habe mein Auge hinweggewandt, wie ein Kind vor Blitzen! und dennoch wächst im üppigen Garten der Welt nichts Lieblicheres, wie meine Freuden, dennoch gedeiht im Himmel und auf Erden nichts Edleres, wie meine Freuden.

Aber nur dir, mein Bellarmin, nur einer reinen, freien Seele, wie die deine ist, erzähl ichs. So freigebig, wie die Sonne mit ihren Strahlen, will ich nicht sein; meine Perlen will ich vor die alberne Menge nicht werfen.

Ich kannte, seit dem letzten Seelengespräche, mit jedem Tage mich weniger. Ich fühlte, es war ein heilig Geheimnis zwischen mir und Diotima.

Ich staunte, träumte. Als wär um Mitternacht ein seliger Geist mir erschienen und hätte mich erkoren, mit ihm umzugehn, so war es mir in der Seele.

O es ist ein seltsames Gemische von Seligkeit und Schwermut, wenn es so sich offenbart, daß wir auf immer heraus sind aus dem gewöhnlichen Dasein.

Es war mir seitdem nimmer gelungen, Diotima allein zu sehn. Immer muß ein Dritter uns storen, trennen, und die Welt lag zwischen ihr und mir, wie eine unendliche Leere. Sechs todesbange Tage gingen so vorüber, ohne daß ich etwas wußte von Diotima. Es war, als lahmten die andern, die um uns waren, mir die Sinne, als toteten sie mein ganzes äußeres Leben, damit auf keinem Wege die verschlossene Seele sich hinüber helfen mochte zu ihr.

Wollt ich mit dem Auge sie suchen, so wurd es Nacht vor mir, wollt ich mich mit einem Wortchen an sie wenden, so erstickt' es in der Kehle.

Ach! mir wollte das heilige namenlose Verlangen oft die Brust zerreißen, und die mächtige Liebe zürnt' oft, wie ein gefangener Titan, in mir. So tief, so innigst unversöhnlich hatte mein Geist noch nie sich gegen die Ketten gestraubt, die das Schicksal ihm schmiedet, gegen das eiserne unerbittliche Gesetz, geschieden zu sein, nicht Eine Seele zu sein mit seiner lebenswürdigen Hälfte.

Die sternenhelle Nacht war nun mein Element geworden. Dann, wann es stille war, wie in den Tiefen der Erde, wo geheimnisvoll das Gold wächst, dann hob das schönere Leben meiner Liebe sich an.

Da übte das Herz sein Recht, zu dichten, aus. Da sagt' es mir, wie Hyperions Geist im Vorelysium mit seiner holden Diotima gespielt, eh er herabgekommen zur Erde, in göttlicher Kindheit bei dem Wohlgetöne des Quells, und unter Zweigen, wie wir die Zweige der Erde sehn, wenn sie verschönert aus dem güldenen Strome blinken.

Und, wie die Vergangenheit, öffnete sich die Pforte der Zukunft in mir.

Da flogen wir, Diotima und ich, da wanderten wir, wie Schwalben, von einem Frühling der Welt zum andern, durch der Sonne weites Gebiet und drüber hinaus, zu den andern Inseln

des Himmels, an des Sirius goldne Kusten, in die Geistertale
des Arkturs –

O es ist doch wohl wünschenswert, so aus einem Kelche mit der
Geliebten die Wonne der Welt zu trinken!

Berauscht vom seligen Wiegenliede, das ich mir sang, schlief ich
ein, mitten unter den herrlichen Phantomen. Wie aber am
Strahle des Morgenlichts das Leben der Erde sich wieder ent-
zündete, sah ich empor und suchte die Träume der Nacht. Sie
waren, wie die schonen Sterne, verschwunden, und nur die
Wonne der Wehmut zeugt' in meiner Seele von ihnen.

Ich trauerte; aber ich glaube, daß man unter den Seligen auch
so trauert. Sie war die Botin der Freude, diese Trauer, sie war
die grauende Dämmerung, woran die unzähligen Rosen des
Morgenrots sprossen. –

Der gluhende Sommertag hatte jetzt alles in die dunkeln Schat-
ten gescheucht. Auch um Diotimas Haus war alles still und
leer, und die neidischen Vorhänge standen mir an allen Fen-
stern im Wege.

Ich lebt in Gedanken an sie. Wo bist du, dacht ich, wo findet
mein einsamer Geist dich, süßes Mädchen? Siehest du vor dich
hin und sinnest? Hast du die Arbeit auf die Seite gelegt und
stützest den Arm aufs Knie und auf das Handchen das Haupt
und gibst den lieblichen Gedanken dich hin?

Daß ja nichts meine Friedliche störe, wenn sie mit süßen Phan-
tasien ihr Herz erfrischt, daß ja nichts diese Traube betaste und
den erquickenden Tau von den zarten Beeren ihr streife!

So traumt ich. Aber indes die Gedanken zwischen den Wän-
den des Hauses nach ihr spahten, suchten die Füße sie anders-
wo, und eh ich es gewahr ward, ging ich unter den Bogen-
gängen des heiligen Walds, hinter Diotimas Garten, wo ich sie
zum ersten Male hatte geschn. Was war das? Ich war ja indessen
so oft mit diesen Bäumen umgegangen, war vertrauter mit ihnen,
ruhiger unter ihnen geworden; jetzt ergriff mich eine Gewalt, als

trät ich in Dianens Schatten, um zu sterben vor der gegenwärtigen Gottheit.

Indessen ging ich weiter. Mit jedem Schritte ward es wunderbarer in mir. Ich hatte fliegen mögen, so trieb mein Herz mich vorwärts; aber es war, als hatt ich Blei an den Sohlen. Die Seele war vorausgeeilt, und hatte die irdischen Glieder verlassen. Ich horte nicht mehr, und vor dem Auge dämmerten und schwankten alle Gestalten. Der Geist war schon bei Diotima; im Morgenlichte spielte der Gipfel des Baums, indes die untern Zweige noch die kalte Dämmerung fühlten.

Ach! mein Hyperion? rief jetzt mir eine Stimme entgegen; ich stürzt hinzu; «meine Diotima! o meine Diotima!» weiter hatt ich kein Wort und keinen Othem, kein Bewußtsein.

Schwinde, schwinde, sterbliches Leben, dürftig Geschäft, wo der einsame Geist die Pfennige, die er gesammelt, hin und her betrachtet und zahlt! wir sind zur Freude der Gottheit alle berufen!

Es ist hier eine Lucke in meinem Dasein. Ich starb, und wie ich erwachte, lag ich am Herzen des himmlischen Mädchens.

O Leben der Liebe! wie warst du an ihr aufgegangen in voller holdseliger Blüte! wie in leichten Schlummer gesungen von seligen Genien, lag das reizende Kopfchen mir auf der Schulter, lachelte süßen Frieden, und schlug sein atherisch Auge nach mir auf in fröhlichem unerfahrenem Staunen, als blickt' es eben jetzt zum ersten Male in die Welt.

Lange standen wir so in holder selbstvergessener Betrachtung, und keines wußte, wie ihm geschah, bis endlich der Freude zuviel in mir sich haufte und in Tränen und Lauten des Entzuckens auch meine verlorne Sprache wieder begann, und meine stille Begeisterte vollends wieder ins Dasein weckte.

Endlich sahn wir uns auch wieder um.

O meine alten freundlichen Bäume! rief Diotima, als hätte sie sie in langer Zeit nicht gesehn, und das Andenken an ihre

vorigen einsamen Tage spielt' um ihre Freuden, lieblich, wie die Schatten um den jungfräulichen Schnee, wenn er errotet und gluhet' im freudigen Abendglanze.

Engel des Himmels, rief ich, wer kann Dich fassen? wer kann sagen, er habe ganz dich begriffen?

Wunderst du dich, erwiderte sie, daß ich so sehr dir gut bin? Lieber! stolzer Bescheidner! Bin ich denn auch von denen, die nicht glauben können an dich, hab ich denn nicht dich ergründet, hab ich den Genius nicht in seinen Wolken erkannt? Verhülle dich nur und siehe dich selbst nicht; ich will dich hervorbeschwören, ich will –

Aber er ist ja da, er ist hervorgegangen, wie ein Stern; er hat die Hülse durchbrochen und steht, wie ein Frühling, da; wie ein Kristallquell aus der düstern Grotte, ist er hervorgegangen; das ist der finstre Hyperion nicht, das ist die wilde Trauer nicht mehr – o mein, mein herrlicher Junge!

Das alles war mir, wie ein Traum. Konnt ich glauben an dies Wunder der Liebe? konnt ich? mich hatte die Freude getötet.

Gottliche! rief ich, sprichst du mit mir? kannst du so dich verleugnen, selige Selbstgenügsame! kannst du so dich freuen an mir? O ich seh es nun, ich weiß nun, was ich oft geahnet, der Mensch ist ein Gewand, das oft ein Gott sich umwirft, ein Kelch, in den der Himmel seinen Nektar gießt, um seinen Kindern vom Besten zu kosten zu geben. –

Ja, ja! fiel sie schwärmerisch lächelnd mir ein, dein Namensbruder, der herrliche Hyperion des Himmels ist in dir.

Laß mich, rief ich, laß mich dein sein, laß mich mein vergessen, laß alles Leben in mir und allen Geist nur dir zufliegen; nur dir, in seliger endeloser Betrachtung! O Diotima! so stand ich sonst auch vor dem dämmernden Götterbilde, das meine Liebe sich schuf, vor dem Idole meiner einsamen Träume; ich nährt es traulich; mit meinem Leben belebt ich es, mit den Hoffnungen meines Herzens erfrischt, erwärmt ich es, aber es gab

mir nichts, als was ich gegeben, und wenn ich verarmt war, ließ es mich arm, und nun! nun hab ich im Arme dich, und fühle den Othem deiner Brust, und fühle dein Aug in meinem Auge, die schöne Gegenwart rinnt mir in alle Sinnen herein, und ich halt es aus, ich habe das Herrlichste so und bebe nicht mehr – ja! ich bin wirklich nicht, der ich sonst war, Diotima! ich bin deinesgleichen geworden, und Gottliches spielt mit Göttlichem jetzt, wie Kinder unter sich spielen. –

Aber etwas stiller mußt du mir werden, sagte sie.

Du hast auch recht, du Liebenswürdige! rief ich freudig, sonst erscheinen mir ja die Grazien nicht; sonst seh ich ja im Meere der Schönheit seine leisen lieblichen Bewegungen nicht. O ich will es noch lernen, nichts an dir zu übersehen. Gib mir nur Zeit!

Schmeichler! rief sie, aber fur heute sind wir zu Ende, lieber Schmeichler! die goldne Abendwolke hat mich gemahnt. O traure nicht! Erhalte dir und mir die reine Freude! Laß sie nachtonen in dir, bis morgen, und tote sie nicht durch Mißmut! – die Blumen des Herzens wollen freundliche Pflege. Ihre Wurzel ist uberall, aber sie selbst gedeihn in heitrer Witterung nur. Leb wohl, Hyperion!

Sie machte sich los. Mein ganzes Wesen flammt' in mir auf, wie sie so vor mir hinwegschwand in ihrer glühenden Schönheit.

O du! – rief ich und stürzt ihr nach, und gab meine Seele in ihre Hand in unendlichen Küssen.

Gott! rief sie, wie wird das künftig werden!

Das traf mich. Verzeih, Himmlische! sagt ich; ich gehe. Gute Nacht, Diotima! denke noch mein ein wenig!

Das will ich, rief sie, gute Nacht!

Und nun kein Wort mehr, Bellarmin! Es wäre zu viel für mein geduldiges Herz. Ich bin erschüttert, wie ich fühle. Aber ich will hinausgehn unter die Pflanzen und Bäume und unter

sie hin mich legen und beten, daß die Natur zu solcher Ruhe mich bringe.

Hyperion an Bellarmin

Unsere Seelen lebten nun immer freier und schöner zusammen, und alles in und um uns vereinigte sich zu goldenem Frieden. Es schien, als wäre die alte Welt gestorben und eine neue begonnen mit uns, so geistig und kraftig und liebend und leicht war alles geworden, und wir und alle Wesen schwebten, selig vereint, wie ein Chor von tausend unzertrennlichen Tönen, durch den unendlichen Äther.

Unsre Gespräche gleiteten weg, wie ein himmelblau Gewässer, woraus der Goldsand hin und wieder blinkt, und unsre Stille war, wie die Stille der Berggipfel, wo in herrlich einsamer Höhe, hoch über dem Raume der Gewitter, nur die göttliche Luft noch in den Locken des kühnen Wanderers rauscht.

Und die wunderbare heilige Trauer, wann die Stunde der Trennung in unsre Begeisterung tonte, wenn ich oft rief: Nun sind wir wieder sterblich, Diotima! und sie mir sagte: Sterblichkeit ist Schein, ist, wie die Farben, die vor unsrem Auge zittern, wenn es lange in die Sonne sieht!

Ach! und alle die holdseligen Spiele der Liebe! die Schmeicheln, die Besorgnisse, die Empfindlichkeiten, die Strenge und Nachsicht.

Und die Allwissenheit, womit wir uns durchschauten, und der unendliche Glaube, womit wir uns verherrlichten!

Ja! eine Sonne ist der Mensch, allsehend, allverklärend, wenn er liebt, und liebt er nicht, so ist er eine dunkle Wohnung, wo ein rauchend Lämpchen brennt.

Ich sollte schweigen, sollte vergessen und schweigen. Aber die reizende Flamme versucht mich, bis ich mich ganz in sie stürze, und, wie die Fliege, vergehe.

Mitten in all dem seligen unverhaltenen Geben und Nehmen fühlte ich einmal, daß Diotima stiller wurde und immer stiller.

Ich fragte und flehte; aber das schien nur mehr sie zu entfernen, endlich flehte sie, ich möchte nicht mehr fragen, möchte gehn, und wenn ich wiederkame, von etwas anderm sprechen. Das gab auch mir ein schmerzliches Verstummen, worin ich selbst mich nicht zu finden wußte.

Mir war, als hätte ein unbegreiflich plötzlich Schicksal unsrer Liebe den Tod geschworen, und alles Leben war hin außer mir und allem.

Ich schämte mich freilich des; ich wußte gewiß, das Ungefähr beherrsche Diotimas Herz nicht. Aber wunderbar blieb sie mir immer, und mein verwohnter untrostlicher Sinn wollte immer offenbare gegenwärtige Liebe; verschlossene Schätze waren verlorne Schätze für ihn. Ach! ich hatte im Glücke die Hoffnung verlernt, ich war noch damals, wie die ungeduldigen Kinder, die um den Apfel am Baume weinen, als wäre er gar nicht da, wenn er ihnen den Mund nicht küßt. Ich hatte keine Ruhe, ich flehte wieder, mit Ungestüm und Demut, zärtlich und zurnend, mit ihrer ganzen allmächtigen bescheidenen Beredsamkeit rüstete die Liebe mich aus und nun – o meine Diotima! nun hatte ich es, das reizende Bekenntnis, nun hab ich und halt es, bis auch mich, mit allem, was an mir ist, in die alte Heimat, in den Schoß der Natur, die Woge der Liebe zurückbringt.

Die Unschuldige! noch kannte sie die mächtige Fülle ihres Herzens nicht, und lieblich erschrocken vor dem Reichtum in ihr, begrub sie ihn in die Tiefe der Brust – und wie sie nun bekannte, heilige Einfalt, wie sie mit Tränen bekannte, sie liebe zu sehr, und wie sie Abschied nahm von allem, was sie sonst am Herzen gewiegt, o wie sie rief: abtrünnig bin ich geworden von Mai und Sommer und Herbst, und achte des Tages und der Nacht nicht, wie sonst, gehöre dem Himmel und der Erde nicht mehr, gehöre nur Einem, Einem, aber die Blüte des Mais und die

Flamme des Sommers und die Reife des Herbsts, die Klarheit des Tags und der Ernst der Nacht, und Erd, und Himmel ist mir in diesem Einen vereint! so lieb ich! – und wie sie nun in voller Herzenslust mich betrachtete, wie sie, in kühner heiliger Freude, in ihre schonen Arme mich nahm und die Stirn mir kußte und den Mund, ha! wie das göttliche Haupt, sterbend in Wonne, mir am offenen Halse herabsank, und die süßen Lippen an der schlagenden Brust mir ruhten und der liebliche Othem an die Seele mir ging – o Bellarmin! die Sinne vergehn mir und der Geist entflieht.

Ich seh, ich sehe, wie das enden muß. Das Steuer ist in die Woge gefallen und das Schiff wird, wie an den Füßen ein Kind, ergriffen und an die Felsen geschleudert.

Hyperion an Bellarmin

Es gibt große Stunden im Leben. Wir schauen an ihnen hinauf, wie an den kolossalischen Gestalten der Zukunft und des Altertums, wir kämpfen einen herrlichen Kampf mit ihnen, und bestehn wir vor ihnen, so werden sie, wie Schwestern, und verlassen uns nicht.

Wir saßen einst zusammen auf unsrem Berge, auf einem Steine der alten Stadt dieser Insel und sprachen davon, wie hier der Lowe Demosthenes sein Ende gefunden, wie er hier mit heiligem selbsterwähltem Tode aus den mazedonischen Ketten und Dolchen sich zur Freiheit geholfen, – Der herrliche Geist ging scherzend aus der Welt, rief einer; warum nicht? sagt ich; er hatte nichts mehr hier zu suchen; Athen war Alexanders Dirne geworden, und die Welt, wie ein Hirsch, von dem großen Jager zu Tode gehetzt.

O Athen! rief Diotima; ich habe manchmal getrauert, wenn ich da hinaus sah, und aus der blauen Dämmerung mir das Phantom des Olympion aufstieg!

Wie weit ists hinüber? fragt ich.

Eine Tagreise vielleicht, erwiderte Diotima.

Eine Tagereise, rief ich, und ich war noch nicht drüben?

Wir müssen gleich hinüber zusammen.

Recht so! rief Diotima; wir haben morgen heitere See, und alles steht jetzt noch in seiner Grune und Reife.

Man braucht die ewige Sonne und das Leben der unsterblichen Erde zu solcher Wallfahrt.

Also morgen! sagt ich, und unsre Freunde stimmten mit ein.

Wir fuhren früh, unter dem Gesange des Hahns, aus der Reede.

In frischer Klarheit glanzten wir und die Welt. Goldne stille Jugend war in unsern Herzen. Das Leben in uns war, wie das Leben einer neugebornen Insel des Ozeans, worauf der erste Frühling beginnt.

Schon lange war unter Diotimas Einfluß mehr Gleichgewicht in meine Seele gekommen; heute fühlt ich es dreifach rein, und die zerstreuten schwärmenden Kräfte waren all in Eine goldne Mitte versammelt.

Wir sprachen untereinander von der Trefflichkeit des alten Athenervolks, woher sie komme, worin sie bestehe.

Einer sagte, das Klima hat es gemacht; der andere: die Kunst und Philosophie; der dritte: Religion und Staatsform.

Athenische Kunst und Religion, und Philosophie und Staatsform, sagt ich, sind Blüten und Früchte des Baums, nicht Boden und Wurzel. Ihr nehmt die Wirkungen für die Ursache. Wer aber mir sagt, das Klima habe dies alles gebildet, der denke, daß auch wir darin noch leben.

Ungestörter in jedem Betracht, von gewaltsamem Einfluß freier, als irgendein Volk der Erde, erwuchs das Volk der Athener. Kein Eroberer schwacht sie, kein Kriegsglück be-
rauscht sie, kein fremder Gotterdienst betäubt sie, keine eifertige Weisheit treibt sie zu unzeitiger Reife. Sich selber überlassen, wie der werdende Diamant, ist ihre Kindheit. Man hört bei-

nahe nichts von ihnen, bis in die Zeiten des Pisistratus und Hipparch. Nur wenig Anteil nahmen sie am trojanischen Kriege, der, wie im Treibhaus, die meisten griechischen Völker zu früh erhitzt und belebte. – Kein außerordentlich Schicksal erzeugt den Menschen. Groß und kolossalisch sind die Söhne einer solchen Mutter, aber schöne Wesen, oder, was dasselbe ist, Menschen werden sie nie, oder spät erst, wenn die Kontraste sich zu hart bekämpfen, um nicht endlich Frieden zu machen.

In üppiger Kraft eilt Lazedamon den Atheniensern voraus, und hatte sich eben deswegen auch früher zerstreut und aufgelöst, wäre Lykurg nicht gekommen, und hätte mit seiner Zucht die übermütige Natur zusammengehalten. Von nun an war denn auch an dem Spartaner alles erbildet, alle Vortrefflichkeit errungen und erkaufte durch Fleiß und selbstbewußtes Streben, und soviel man in gewissem Sinne von der Einfalt der Spartaner sprechen kann, so war doch, wie natürlich, eigentliche Kindereinfalt ganz nicht unter ihnen. Die Lazedamonier durchbrachen zu früh die Ordnung des Instinkts, sie schlugen zu früh aus der Art, und so mußte denn auch die Zucht zu früh mit ihnen beginnen; denn jede Zucht und Kunst beginnt zu früh, wo die Natur des Menschen noch nicht reif geworden ist. Vollendete Natur muß in dem Menschenkinde leben, eh es in die Schule geht, damit das Bild der Kindheit ihm die Rückkehr zeige aus der Schule zu vollendeter Natur.

Die Spartaner blieben ewig ein Fragment; denn wer nicht einmal ein vollkommenes Kind war, der wird schwerlich ein vollkommener Mann. –

Freilich hat auch Himmel und Erde für die Athener, wie für alle Griechen, das ihre getan, hat ihnen nicht Armut und nicht Überfluß gereicht. Die Strahlen des Himmels sind nicht, wie ein Feuerregen, auf sie gefallen. Die Erde verzärtelte, berauschte sie nicht mit Liebkosungen und übergütigen Gaben, wie sonst wohl hie und da die törige Mutter tut.

Hiezu kam die wundergroße Tat des Theseus, die freiwillige Beschränkung seiner eignen königlichen Gewalt. Oh! solch ein Samenkorn in die Herzen des Volks geworfen, muß einen Ozean von goldnen Ähren erzeugen, und sichtbar wirkt und wuchert es spät noch unter den Athenern.

Also noch einmal! daß die Athener so frei von gewaltsamem Einfluß aller Art, so recht bei mittelmaßiger Kost aufwuchsen, das hat sie so vortrefflich gemacht, und dies nur konnt es!

Laßt von der Wiege an den Menschen ungestört! treibt aus der engvereinten Knospe seines Wesens, treibt aus dem Hüttchen seiner Kindheit ihn nicht heraus! tut nicht zu wenig, daß er euch nicht entbehre und so von ihm euch unterscheide, tut nicht zu viel, daß er eure oder seine Gewalt nicht fühle, und so von ihm euch unterscheide, kurz, laßt den Menschen spät erst wissen, daß es Menschen, daß es irgend etwas außer ihm gibt, denn so nur wird er Mensch. Der Mensch ist aber ein Gott, sobald er Mensch ist. Und ist er ein Gott, so ist er schon.

Sonderbar! rief einer von den Freunden.

Du hast noch nie so tief aus meiner Seele gesprochen, rief Diotima.

Ich hab es von Dir, erwidert ich.

So war der Athener ein Mensch, fuhr ich fort, so muß er es werden. Schon kam er aus den Händen der Natur, schon an Leib und Seele, wie man zu sagen pflegt.

Das erste Kind der menschlichen, der göttlichen Schönheit ist die Kunst. In ihr verjüngt und wiederholt der göttliche Mensch sich selbst. Er will sich selber fühlen, darum stellt er seine Schönheit gegenüber sich. So gab der Mensch sich seine Gotter. Denn im Anfang war der Mensch und seine Gotter Eins, da, sich selber unbekannt, die ewige Schönheit war. – Ich spreche Mysterien, aber sie sind. –

Das erste Kind der göttlichen Schönheit ist die Kunst. So war es bei den Athenern.

Der Schönheit zweite Tochter ist Religion. Religion ist Liebe der Schönheit. Der Weise liebt sie selbst, die Unendliche, die Allumfassende; das Volk liebt ihre Kinder, die Götter, die in mannigfaltigen Gestalten ihm erscheinen. Auch so wars bei den Athenern. Und ohne solche Liebe der Schönheit, ohne solche Religion ist jeder Staat ein durr Gerippe ohne Leben und Geist, und alles Denken und Tun ein Baum ohne Gipfel, eine Saule, wovon die Krone herabgeschlagen ist.

Daß aber wirklich dies der Fall war bei den Griechen und besonders den Athenern, daß ihre Kunst und ihre Religion die echten Kinder ewiger Schönheit – vollendeter Menschennatur – sind, und nur hervorgehn konnten aus vollendeter Menschennatur, das zeigt sich deutlich, wenn man nur die Gegenstände ihrer heiligen Kunst, und die Religion mit unbefangenen Auge sehn will, womit sie jene Gegenstände liebten und ehrten.

Mängel und Mißtritte gibt es überall und so auch hier. Aber das ist sicher, daß man in den Gegenständen ihrer Kunst doch meist den reifen Menschen findet. Da ist nicht das Kleinliche, nicht das Ungeheure der Ägyptier und Goten, da ist Menschensinn und Menschengestalt. Sie schweiften weniger als andre, zu den Extremen des Übersinnlichen und des Sinnlichen aus. In der schönen Mitte der Menschheit bleiben ihre Gotter mehr, denn andre.

Und wie der Gegenstand, so auch die Liebe. Nicht zu knechtisch und nicht gar zu sehr vertraulich! –

Aus der Geistesschönheit der Athener folgte denn auch der nötige Sinn für Freiheit.

Der Ägyptier trägt ohne Schmerz die Despotie der Willkür, der Sohn des Nordens ohne Widerwillen die Gesetzesdespotie, die Ungerechtigkeit in Rechtsform; denn der Ägyptier hat von Mutterleib an einen Huldigungs- und Vergötterungstrieb; im Norden glaubt man an das reine freie Leben der Natur zu wenig, um nicht mit Aberglauben am Gesetzlichen zu hängen.

Der Athener kann die Willkur nicht ertragen, weil seine gottliche Natur nicht will gestört sein, er kann Gesetzmäßigkeit nicht überall ertragen, weil er ihrer nicht überall bedarf. Drako taugt für ihn nicht. Er will zart behandelt sein und tut auch recht daran.

Gut! unterbrach mich einer, das begreif ich, aber, wie dieses dichterische religiöse Volk nun auch ein philosophisch Volk sein soll, das seh ich nicht.

Sie wären sogar, sagt ich, ohne Dichtung nie ein philosophisch Volk gewesen!

Was hat die Philosophie, erwidert' er, was hat die kalte Erhabenheit dieser Wissenschaft mit Dichtung zu tun?

Die Dichtung, sagt ich, meiner Sache gewiß, ist der Anfang und das Ende dieser Wissenschaft. Wie Minerva aus Jupiters Haupt, entspringt sie aus der Dichtung eines unendlichen göttlichen Seins. Und so läuft am End auch wieder in ihr das Unvereinbare in der geheimnisvollen Quelle der Dichtung zusammen.

Das ist ein paradoxer Mensch, rief Diotima, jedoch ich ahn ihn. Aber ihr schweift mir aus. Von Athen ist die Rede.

Der Mensch, begann ich wieder, der nicht wenigstens im Leben Einmal volle laute Schönheit in sich fühlte, wenn in ihm die Kräfte seines Wesens, wie die Farben an Iris' Bogen ineinander spielten, der nie erfuhr, wie nur in Stunden der Begeisterung alles innigst übereinstimmt, der Mensch wird nicht einmal ein philosophischer Zweifler werden, sein Geist nicht einmal zum Niederreißen gemacht, geschweige zum Aufbau. Denn glaubt es mir, der Zweifler findet darum nur in allem, was gedacht wird, Widerspruch und Mangel, weil er die Harmonie der mangellosen Schönheit kennt, die nie gedacht wird. Das trockne Brot, das menschliche Vernunft wohlmeinend ihm reicht, verschmähet er nur darum, weil er ingeheim am Götterische schwelgt.

Schwarmer! rief Diotima, darum warst auch du ein Zweifler. Aber die Athener!

Ich bin ganz nach ihnen, sagt' ich. Das große Wort, das εν διαφερον εαυτω (das Eine in sich selber unterschiedne) des Heraklit, das konnte nur ein Grieche finden, denn es ist das Wesen der Schönheit, und ehe das gefunden war, gabs keine Philosophie.

Nun konnte man bestimmen, das ganze war da. Die Blume war gereift; man konnte nun zergliedern.

Der Moment der Schönheit war nun kund geworden unter den Menschen, war da im Leben und Geiste, das Unendlich-einige war.

Man konnt es auseinandersetzen, zerteilen im Geiste, konnte das Geteilte neu zusammendenken, konnte so das Wesen des Höchsten und Besten mehr und mehr erkennen und das Erkannte zum Gesetze geben in des Geistes mannigfaltigen Gebieten.

Seht ihr nun, warum besonders die Athener auch ein philosophisch Volk sein mußten?

Das konnte der Ägyptier nicht. Wer mit dem Himmel und der Erde nicht in gleicher Lieb und Gegenliebe lebt, wer nicht in diesem Sinne enig lebt mit dem Elemente, worin er sich regt, ist von Natur auch in sich selbst so enig nicht, und erfährt die ewige Schönheit wenigstens so leicht nicht wie ein Grieche.

Wie ein prächtiger Despot, wirft seine Bewohner der orientalische Himmelsstrich mit seiner Macht und seinem Glanze zu Boden, und, ehe der Mensch noch gehen gelernt hat, muß er knien, eh er sprechen gelernt hat, muß er beten; ehe sein Herz ein Gleichgewicht hat, muß es sich neigen, und ehe der Geist noch stark genug ist, Blumen und Früchte zu tragen, ziehet Schicksal und Natur mit brennender Hitze alle Kraft aus ihm. Der Ägyptier ist hingegeben, eh er ein Ganzes ist, und darum

weiß er nichts vom Ganzen, nichts von Schönheit, und das Hochste, was er nennt, ist eine verschleierte Macht, ein schauerhaft Ratsel; die stumme finstre Isis ist sein Erstes und Letztes, eine leere Unendlichkeit und da heraus ist nie Vernünftiges gekommen. Auch aus dem erhabensten Nichts wird Nichts geboren.

Der Norden treibt hingegen seine Zoglinge zu früh in sich hinein, und wenn der Geist des feurigen Ägyptiers zu reiselustig in die Welt hinaus eilt, schickt im Norden sich der Geist zur Rückkehr in sich selbst an, ehe er nur reisefertig ist. Man muß im Norden schon verständig sein, noch eh ein reif Gefühl in einem ist, man mißt sich Schuld von allem bei, noch ehe die Unbefangenheit ihr schönes Ende erreicht hat; man muß vernunftig, muß zum selbstbewußten Geiste werden, ehe man Mensch, zum klugen Manne, ehe man Kind ist; die Einigkeit des ganzen Menschen, die Schönheit laßt man nicht in ihm gedeihn und reifen, eh er sich bildet und entwickelt. Der bloße Verstand, die bloße Vernunft sind immer die Könige des Nordens.

Aber aus bloßem Verstand ist nie Verständiges, aus bloßer Vernunft ist nie Vernünftiges gekommen.

Verstand ist ohne Geistesschönheit, wie ein dienstbarer Geselle, der den Zaun aus grobem Holze zimmert, wie ihm vorgezeichnet ist, und die gezimmerten Pfähle aneinander nagelt, für den Garten, den der Meister bauen will. Des Verstandes ganzes Geschäft ist Notwerk. Vor dem Unsinn, vor dem Unrecht schützt er uns, indem er ordnet; aber sicher zu sein vor Unsinn und vor Unrecht ist doch nicht die höchste Stufe menschlicher Vortrefflichkeit.

Vernunft ist ohne Geistes- ohne Herzensschönheit, wie ein Treiber, den der Herr des Hauses über die Knechte gesetzt hat; der weiß, so wenig, als die Knechte, was aus all der unendlichen Arbeit werden soll, und ruft nur: tummelt euch, und

siehet es fast ungern, wenn es vor sich geht, denn am Ende hätt er ja nichts mehr zu treiben, und seine Rolle wäre gespielt.

Aus bloßem Verstande kömmt keine Philosophie, denn Philosophie ist mehr, denn nur die beschränkte Erkenntnis des Vorhandnen.

Aus bloßer Vernunft kömmt keine Philosophie, denn Philosophie ist mehr, denn blinde Forderung eines nie zu endigenden Fortschritts in Vereinigung und Unterscheidung eines möglichen Stoffs.

Leuchtet aber das Göttliche *εν διαψερων εαυτω*, das Ideal der Schönheit der strebenden Vernunft, so fordert sie nicht blind, und weiß, warum, wozu sie fordert.

Scheint, wie der Maitag in des Künstlers Werkstatt, dem Verstande die Sonne des Schönen zu seinem Geschäft, so schwärmt er zwar nicht hinaus und laßt sein Notwerk stehn, doch denkt er gerne des Festtags, wo er wandeln wird im verjüngenden Frühlingslichte.

So weit war ich, als wir landeten an der Küste von Attika. Das alte Athen lag jetzt zu sehr uns im Sinne, als daß wir hatten viel in der Ordnung sprechen mögen, und ich wunderte mich jetzt selber über die Art meiner Äußerungen. Wie bin ich doch, rief ich, auf die trocknen Berggipfel geraten, worauf ihr mich saht?

Es ist immer so, erwiderte Diotima, wenn uns recht wohl ist. Die üppige Kraft sucht eine Arbeit. Die jungen Lämmer stoßen sich die Stirnen aneinander, wenn sie von der Mutter Milch gesättiget sind.

Wir gingen jetzt am Lykabettus hinauf, und blieben, trotz der Eile zuweilen stehen, in Gedanken und wunderbaren Erwartungen.

Es ist schön, daß es dem Menschen so schwer wird, sich vom Tode dessen, was er liebt, zu überzeugen, und es ist wohl keiner noch zu seines Freundes Grabe gegangen, ohne die leise Hoff-

nung, da dem Freunde wirklich zu begegnen. Mich ergriff das schöne Phantom des alten Athens, wie einer Mutter Gestalt, die aus dem Totenreiche zurückkehrt.

O Parthenon! rief ich, Stolz der Welt! zu deinen Füßen liegt das Reich des Neptun, wie ein bezwungener Lowe, und wie Kinder, sind die andern Tempel um dich versammelt, und die beredte Agora und der Hain des Akademus –

Kannst du so dich in die alte Zeit versetzen, sagte Diotima.

Mahne mich nicht an die Zeit! erwidert ich; es war ein göttlich Leben und der Mensch war da der Mittelpunkt der Natur. Der Frühling, als er um Athen her bluhte, war er, wie eine bescheidne Blume an der Jungfrau Busen; die Sonne ging schamrot auf über den Herrlichkeiten der Erde.

Die Marmorfelsen des Hymettus und Pentele sprangen hervor aus ihrer schlummernden Wiege, wie Kinder aus der Mutter Schoß, und gewannen Form und Leben unter den zärtlichen Athener-Händen.

Honig reichte die Natur und die schönsten Veilchen und Myrten und Oliven.

Die Natur war Priesterin und der Mensch ihr Gott, und alles Leben in ihr und jede Gestalt und jeder Ton von ihr nur Ein begeistertes Echo des Herrlichen, dem sie gehörte.

Ihn feiert', ihm nur opferte sie.

Er war es auch wert, er mochte liebend in der heiligen Werkstatt sitzen und dem Gotterbilde, das er gemacht, die Knie umfassen oder auf dem Vorgebirge, auf Suniums grüner Spitze, unter den horchenden Schülern gelagert, sich die Zeit verkürzen mit hohen Gedanken, oder er mocht im Stadium laufen, oder vom Rednerstuhle, wie der Gewittergott, Regen und Sonnenschein und Blitze senden und goldene Wolken –

O siehe! rief jetzt Diotima mir plötzlich zu.

Ich sah, und hätte vergehen mögen vor dem allmächtigen Anblick.

Wie ein unermeßlicher Schiffbruch, wenn die Orkane verstummt sind und die Schiffer entflohn, und der Leichnam der zerschmetterten Flotte unkenntlich auf der Sandbank liegt, so lag vor uns Athen, und die verwaisten Säulen standen vor uns, wie die nackten Stämme eines Walds, der am Abend noch grunte, und des Nachts darauf in Feuer aufging.

Hier, sagte Diotima, lernt man stille sein über sein eigen Schicksal, es seie gut oder böse.

Hier lernt man stille sein über alles, fuhr ich fort. Hätten die Schnitter, die dies Kornfeld gemäht, ihre Scheunen mit seinen Halmen bereichert, so wäre nichts verlorengegangen, und ich wollte mich begnügen, hier als Ährenleser zu stehn; aber wer gewann denn?

Ganz Europa, erwidert' einer von den Freunden.

Oh, ja! rief ich, sie haben die Säulen und Statuen weggeschleift und aneinander verkauft, haben die edlen Gestalten nicht wenig geschätzt, der Seltenheit wegen, wie man Papageien und Affen schätzt.

Sage das nicht! erwidert' derselbe; und mangelt auch wirklich ihnen der Geist von all dem Schönen, so war es, weil der nicht weggetragen werden konnte und nicht gekauft.

Jawohl! rief ich. Dieser Geist war auch untergegangen noch ehe die Zerstörer über Attika kamen. Erst, wenn die Häuser und Tempel ausgestorben, wagen sich die wilden Tiere in die Tore und Gassen.

Wer jenen Geist hat, sagte Diotima tröstend, dem stehet Athen noch, wie ein blühender Fruchtbaum. Der Künstler ergänzt den Torso sich leicht.

Wir gingen des andern Tages früh aus, sahn die Ruinen des Parthenon, die Stelle des alten Bacchustheaters, den Theseustempel, die sechzehn Säulen, die noch übrig stehn vom göttlichen Olympion; am meisten aber ergriff mich das alte Tor, wodurch man ehemals aus der alten Stadt zur neuen herauskam,

wo gewiß einst tausend schöne Menschen an Einem Tage sich grüßten. Jetzt kommt man weder in die alte noch in die neue Stadt durch dieses Tor, und stumm und ode stehet es da, wie ein vertrockneter Brunnen, aus dessen Rohren einst mit freundlichem Geplatscher das klare frische Wasser sprang.

Ach! sagt ich, indes wir so herumgingen, es ist wohl ein prächtiges Spiel des Schicksals, daß es hier die Tempel niederstürzt und ihre zertrummerten Steine den Kindern herumzuwerfen gibt, daß es die zerstummelten Götter zu Bänken vor der Bauernhütte und die Grabmaler hier zur Ruhestätte des weidenden Stiers macht, und eine solche Verschwendung ist königlicher, als der Mutwille der Kleopatra, da sie die geschmolzenen Perlen trank; aber es ist doch schade um all die Große und Schönheit!

Guter Hyperion! rief Diotima, es ist Zeit, daß du weggehst; du bist blaß und dein Auge ist müde, und du suchst dir umsonst mit Einfällen zu helfen. Komm hinaus! ins Grüne! unter die Farben des Lebens! das wird dir wohlthun.

Wir gingen hinaus in die nahe gelegenen Garten.

Die andern waren auf dem Wege mit zwei britischen Gelehrten, die unter den Altertümern in Athen ihre Ernte hielten, ins Gespräch geraten und nicht von der Stelle zu bringen. Ich ließ sie gerne.

Mein ganzes Wesen richtete sich auf, da ich einmal wieder mit Diotima allein mich sah; sie hatte einen herrlichen Kampf bestanden mit dem heiligen Chaos von Athen. Wie das Saitenspiel der himmlischen Muse über den uneinigen Elementen, herrschten Diotimas stille Gedanken über den Trümmern. Wie der Mond aus zartem Gewolke, hob sich ihr Geist aus schönem Leiden empor; das himmlische Mädchen stand in seiner Wehmut da, wie die Blume, die in der Nacht am lieblichsten duftet. Wir gingen weiter und weiter, und waren am Ende nicht umsonst gegangen.

O ihr Haine von Angele, wo der Ölbaum und die Zypresse, umeinander flusternd, mit freundlichen Schatten sich kühlen, wo die goldne Frucht des Zitronenbaums aus dunklem Laube blinkt, wo die schwellende Traube mutwillig über den Zaun wächst, und die reife Pomeranze, wie ein lachelnder Findling, im Wege liegt! ihr duftenden heimlichen Pfade! ihr friedlichen Sitze, wo das Bild des Myrtenstrauchs aus der Quelle lachelt! euch werd ich nimmer vergessen.

Diotima und ich gingen eine Weile unter den herrlichen Bäumen umher, bis eine große heitere Stelle sich uns darbot.

Hier setzten wir uns. Es war eine selige Stille unter uns. Mein Geist umschwebte die göttliche Gestalt des Mädchens, wie eine Blume der Schmetterling, und all mein Wesen erleichterte, vereinte sich in der Freude der begeisternden Betrachtung.

Bist du schon wieder getröstet, Leichtsinniger? sagte Diotima.

Ja! ja! ich bins, erwidert ich. Was ich verloren wähnte, hab ich, wonach ich schmachtete, als wär es aus der Welt verschwunden, das ist vor mir. Nein, Diotima! noch ist die Quelle der ewigen Schönheit nicht versiegt.

Ich habe dirs schon einmal gesagt, ich brauche die Götter und die Menschen nicht mehr. Ich weiß, der Himmel ist ausgestorben, entvolkert, und die Erde, die einst überfloß von schonem menschlichen Leben, ist fast, wie ein Ameisenhaufe, geworden. Aber noch gibt es eine Stelle, wo der alte Himmel und die alte Erde mir lacht. Denn alle Götter des Himmels und alle göttlichen Menschen der Erde vergeß ich in dir.

Was kümmert mich der Schiffbruch der Welt, ich weiß von nichts, als meiner seligen Insel.

Es gibt eine Zeit der Liebe, sagte Diotima mit freundlichem Ernste, wie es eine Zeit gibt, in der glücklichen Wiege zu leben. Aber das Leben selber treibt uns heraus.

Hyperion! – hier ergriff sie meine Hand mit Feuer, und ihre

Stimme erhub mit Große sich – Hyperion! mich deucht, du bist zu hohen Dingen geboren. Verkenne dich nicht! der Mangel am Stoffe hielt dich zurück. Es ging nicht schnell genug. Das schlug dich nieder. Wie die jungen Fechter, fielst du zu rasch aus, ehe noch dein Ziel gewiß und deine Faust gewandt war, und weil du, wie natürlich, mehr getroffen wurdest als du trafst, so wurdest du scheu und zweifeltest an dir und allem; denn du bist so empfindlich, als du heftig bist. Aber dadurch ist nichts verloren. Ware dein Gemüt und deine Tätigkeit so fruhe reif geworden, so ware dein Geist nicht, was er ist; du wärest der denkende Mensch nicht, warst du nicht der leidende, der garende Mensch gewesen. Glaube mir, du hättest nie das Gleichgewicht der schonen Menschheit so rein erkannt, hattest du es nicht so sehr verloren gehabt. Dein Herz hat endlich Frieden gefunden. Ich will es glauben. Ich versteh es. Aber denkst du wirklich, daß du nun am Ende seist? Willst du dich verschließen in den Himmel deiner Liebe, und die Welt, die deiner bedurfte, verdorren und erkalten lassen unter dir? Du mußt, wie der Lichtstrahl, herab, wie der allerfrischende Regen, mußt du nieder ins Land der Sterblichkeit, du mußt erleuchten, wie Apoll, erschüttern, beleben, wie Jupiter, sonst bist du deines Himmels nicht wert. Ich bitte dich, geh nach Athen hinein, noch Einmal, und siehe die Menschen auch an, die dort herumgehn unter den Trümmern, die rohen Albaner und die andern guten kindischen Griechen, die mit einem lustigen Tanze und einem heiligen Märchen sich trösten über die schmähhliche Gewalt, die über ihnen lastet – kannst du sagen, ich schäme mich dieses Stoffs? Ich meine, er wäre doch noch bildsam. Kannst du dein Herz abwenden von den Bedürftigen? Sie sind nicht schlimm, sie haben dir nichts zuleide getan!

Was kann ich für sie tun, rief ich.

Gib ihnen, was du in dir hast, erwiderte Diotima, gib –

Kein Wort, kein Wort mehr, große Seele! rief ich, du beugst

mich sonst, es ist ja sonst, als hattest du mit Gewalt mich dazu gebracht –

Sie werden nicht glücklicher sein, aber edler, nein! sie werden auch glücklicher sein. Sie müssen heraus, sie müssen hervorgehn, wie die jungen Berge aus der Meersflut, wenn ihr unterirdisches Feuer sie treibt.

Zwar steh ich allein und trete ruhmlos unter sie. Doch Einer, der ein Mensch ist, kann er nicht mehr, denn Hunderte, die nur Teile sind des Menschen?

Heilige Natur! du bist dieselbe in und außer mir. Es muß so schwer nicht sein, was außer mir ist, zu vereinen mit dem Göttlichen in mir. Gelingt der Biene doch ihr kleines Reich, warum sollte denn ich nicht pflanzen können und baun, was not ist?

Was? der arabische Kaufmann säete seinen Koran aus, und es wuchs ein Volk von Schülern, wie ein unendlicher Wald, ihm auf, und der Acker sollte nicht auch gedeihn, wo die alte Wahrheit wiederkehrt in neu lebendiger Jugend?

Es werde von Grund aus anders! Aus der Wurzel der Menschheit sprosse die neue Welt! Eine neue Gottheit walte über ihnen, eine neue Zukunft kläre vor ihnen sich auf.

In der Werkstatt, in den Häusern, in den Versammlungen, in den Tempeln, überall werd es anders!

Aber ich muß noch ausgehn, zu lernen. Ich bin ein Künstler, aber ich bin nicht geschickt. Ich bilde im Geiste, aber ich weiß noch die Hand nicht zu führen – du gehest nach Italien, sagte Diotima, nach Deutschland, Frankreich – wieviel Jahre brauchst du? drei – vier – ich denke drei sind genug; du bist ja keiner von den Langsamen, und suchst das Größte und das Schonste nur –

Und dann?

Du wirst Erzieher unsers Volks, du wirst ein großer Mensch sein, hoff ich. Und wenn ich dann dich so umfasse, da werd ich träumen, als wär ich ein Teil des herrlichen Manns, da werd ich

frohlocken, als hättest du mir die Hälfte deiner Unsterblichkeit, wie Pollux dem Kastor, geschenkt, oh! ich werd ein stolzes Mädchen werden, Hyperion!

Ich schwieg eine Weile. Ich war voll unaussprechlicher Freude. Gibts denn Zufriedenheit zwischen dem Entschluß und der Tat, begann ich endlich wieder, gibts eine Ruhe vor dem Siege?

Es ist die Ruhe des Helden, sagte Diotima, es gibt Entschlusse, die, wie Gotterworte, Gebot und Erfüllung zugleich sind, und so ist der deine. –

Wir gingen zurück, wie nach der ersten Umarmung. Es war uns alles fremd und neu geworden.

Ich stand nun über den Trummern von Athen, wie der Ackermann auf dem Brachfeld. Liege nur ruhig, dacht ich, da wir wieder zu Schiffe gingen, liege nur ruhig, schlummerndes Land! Bald grünt das junge Leben aus dir, und wächst den Segnungen des Himmels entgegen. Bald regnen die Wolken nimmer umsonst, bald findet die Sonne die alten Zoglinge wieder.

Du fragst nach Menschen, Natur? Du klagst, wie ein Saitenspiel, worauf des Zufalls Bruder, der Wind, nur spielt, weil der Künstler, der es ordnete, gestorben ist? Sie werden kommen, deine Menschen, Natur! Ein verjüngtes Volk wird dich auch wieder verjüngen, und du wirst werden, wie seine Braut und der alte Bund der Geister wird sich erneuen mit dir.

Es wird nur Eine Schönheit sein; und Menschheit und Natur wird sich vereinen in Eine allumfassende Gottheit.

ZWEITER BAND

μη φυναι, τον απαντα νικα λογον. τόδ' έπει φανη
βηγναι κειθεν, οθεν περ ηκει, πολυ δευτερον ως ταχιστα.
Sophokles

ERSTES BUCH

Hyperion an Bellarmin

Wir lebten in den letzten schönen Momenten des Jahrs, nach unserer Ruckkunft aus dem attischen Lande.

Ein Bruder des Frühlings war uns der Herbst, voll milden Feuers, eine Festzeit für die Erinnerung an Leiden und vergangne Freuden der Liebe. Die welkenden Blätter trugen die Farbe des Abendrots, nur die Fichte und der Lorbeer standen in ewigem Grün. In den heitern Luftten zögerten wandernde Vögel, andre schwärmten im Weinberg, und im Garten, und ernteten frohlich, was die Menschen übrig gelassen. Und das himmlische Licht rann lauter vom offenen Himmel, durch alle Zweige lächelte die heilige Sonne, die gütige, die ich niemals nenne ohne Freude und Dank, die oft in tiefem Leide mit einem Blicke mich geheilt, und von dem Unmut und den Sorgen meine Seele gereinigt.

Wir besuchten noch all unsere liebsten Pfade, Diotima und ich, entschwundne selige Stunden begegneten uns überall.

Wir erinnerten uns des vergangenen Mais; wir hatten die Erde noch nie so gesehen, wie damals, meinten wir, sie wäre verwandelt gewesen, eine silberne Wolke von Blüten, eine freudige Lebensflamme, entledigt alles gröberen Stoffs.

Ach! es war alles so voll Lust und Hoffnung – rief Diotima, so voll unaufhorlichen Wachstums und doch auch so muhelos, so seligruhig, wie ein Kind, das vor sich hin spielt, und nicht weiter denkt.

Daran, rief ich, erkenn ich sie, die Seele der Natur, an diesem stillen Feuer, an diesem Zogern in ihrer machtigen Eile.

Und es ist den Glucklichen so lieb, dies Zogern, rief Diotima; weißt du? wir standen einmal des Abends zusammen auf der Brucke, nach starkem Gewitter, und das rote Berggewasser schoß, wie ein Pfeil, unter uns weg, aber daneben grunt' in Ruhe der Wald, und die hellen Buchenblätter regten sich kaum. Da tat es uns so wohl, daß uns das seelenvolle Grun nicht auch so wegflog, wie der Bach, und der schöne Fruhling uns so still hielt, wie ein zahmer Vogel, aber nun ist er dennoch uber die Berge.

Wir lachelten uber dem Worte, wiewohl das Trauern uns naher war.

So sollt auch unsre eigne Seligkeit dahingehn, und wir sahens voraus.

O Bellarmin! wer darf denn sagen, er stehe fest, wenn auch das Schöne seinem Schicksal so entgegenreift, wenn auch das Gottliche sich demutigen muß, und die Sterblichkeit mit allem Sterblichen teilen.

Hyperion an Bellarmin

Ich hatte mit dem holden Madchen noch vor ihrem Hause gezögert, bis das Licht der Nacht in die ruhige Dämmerung schien, nun kam ich in Notaras Wohnung zurück, gedankenvoll, voll überwallenden heroischen Lebens, wie immer, wenn ich aus ihren Umarmungen ging. Es war ein Brief von Alabanda gekommen.

Es regt sich, Hyperion, schrieb er mir, Rußland hat der Pforte

den Krieg erklärt; man kommt mit einer Flotte in den Archipelagus¹; die Griechen sollen frei sein, wenn sie mit aufstehn, den Sultan an den Euphrat zu treiben. Die Griechen werden das ihre tun, die Griechen werden frei sein, und mir ist herzlich wohl, daß es einmal wieder etwas zu tun gibt. Ich mochte den Tag nicht sehn, solange es noch so weit nicht war.

Bist du noch der Alte, so komm! Du findest mich in dem Dorfe vor Koron, wenn du den Weg von Misisstra kömmt. Ich wohne am Hugel, in dem weißen Landhause am Walde.

Die Menschen, die du in Smyrna bei mir kennen lerntest, hab ich verlassen. Du hattest recht mit deinem feinern Sinne, daß du in ihre Sphäre nicht tratest.

Mich verlangt, uns beede in dem neuen Leben wiederzusehn. Dir war bis izzt die Welt zu schlecht, um ihr dich zu erkennen zu geben. Weil du nicht Knechtsdienste tun mochtest, tatest du nichts, und das Nichtstun machte dich grämlich und traumereich.

Du mochtest im Sumpfe nicht schwimmen. Komm nun, komm, und laß uns baden in offener See!

Das soll uns wohltun, einzig Geliebter!

So schrieb er. Ich war betroffen im ersten Moment. Mir brannte das Gesicht vor Scham, mir kochte das Herz, wie heiße Quellen, und ich konnt auf keiner Stelle bleiben, so schmerzt' es mich, überflogen zu sein von Alabanda, überwunden auf immer. Doch nahm ich nun auch um so begieriger die kunftige Arbeit ans Herz. – Ich bin zu mußig geworden, rief ich, zu friedenslustig, zu himmlisch, zu trag! – Alabanda sieht in die Welt, wie ein edler Pilot, Alabanda ist fleißig und sucht in der Woge nach Beute; und dir schlafen die Hände im Schoß: und mit Worten möchtest du ausreichen, und mit Zauberformeln beschwörst du die Welt? Aber deine Worte sind wie Schnee-

¹ Im Jahre 1770.

flocken, unnütz, und machen die Luft nur trüber und deine Zaubersprüche sind für die Frommen, aber die Ungläubigen hören dich nicht. – Ja! sanft zu sein, zu rechter Zeit, das ist wohl schon, doch sanft zu sein zur Unzeit, das ist haßlich, denn es ist feig! – Aber Harmodius! deiner Myrte will ich gleichen, deiner Myrte, worin das Schwert sich verbarg. Ich will umsonst nicht müßig gegangen sein, und mein Schlaf soll werden wie Öl, wenn die Flamme darein kömmt. Ich will nicht zusehn, wo es gilt, will nicht umhergehn und die Neuigkeit erfragen, wann Alabanda den Lorbeer nimmt.

Hyperion an Bellarmin

Diotimas Erblassen, da sie Alabandas Brief las, ging mir durch die Seele. Drauf fing sie an, gelassen und ernst, den Schritt mir abzuraten und wir sprachen manches hin und wieder. O ihr Gewaltsamen! rief sie endlich, die ihr so schnell zum Äußersten seid, denkt an die Nemesis!

Wer Äußerstes leidet, sagt ich, dem ist das Äußerste recht.

Wenns auch recht ist, sagte sie, du bist dazu nicht geboren.

So scheint es, sagt ich, ich hab auch lange genug gesaumt. O ich mochte einen Atlas auf mich laden, um die Schulden meiner Jugend abzutragen. Hab ich ein Bewußtsein? hab ich ein Bleiben in mir? O laß mich, Diotima! Hier, gerade in solcher Arbeit muß ich es erbeuten.

Das ist eitel Übermut! rief Diotima; neulich warst du bescheidner, neulich, da du sagtest, ich muß noch ausgehn, zu lernen.

Liebe Sophistin! rief ich, damals war ja auch von ganz was anderem die Rede. In den Olymp des Göttlichschönen, wo aus ewigjungen Quellen das Wahre mit allem Guten entspringt, dahin mein Volk zu führen, bin ich noch jetzt nicht geschickt. Aber ein Schwert zu brauchen, hab ich gelernt und mehr bedarf es für jetzt nicht. Der neue Geisterbund kann in der

Luft nicht leben, die heilige Theokratie des Schönen muß in einem Freistaat wohnen, und der will Platz auf Erden haben und diesen Platz erobern wir gewiß.

Du wirst erobern, rief Diotima, und vergessen, wofür? wirst, wenn es hoch kommt, einen Freistaat dir erzwingen und dann sagen, wofür hab ich gebaut? ach! es wird verzehrt sein, all das schöne Leben, das daselbst sich regen sollte, wird verbraucht sein selbst in dir? Der wilde Kampf wird dich zerreißen, schöne Seele, du wirst altern, seliger Geist! und lebensmüde am Ende fragen, wo seid ihr nun, ihr Ideale der Jugend?

Das ist grausam, Diotima, rief ich, so ins Herz zu greifen, so an meiner eignen Todesfurcht, an meiner höchsten Lebenslust mich festzuhalten, aber nein! nein! nein! Der Knechtsdienst tötet, aber gerechter Krieg macht jede Seele lebendig. Das gibt dem Golde die Farbe der Sonne, daß man ins Feuer es wirft! Das, das gibt erst dem Menschen seine ganze Jugend, daß er Fesseln zerreißt! Das rettet ihn allein, daß er sich aufmacht und die Natter zertritt, das kriechende Jahrhundert, das alle schöne Natur im Keime vergiftet! – Altern sollt ich, Diotima! wenn ich Griechenland befreie? altern, ärmlich werden, ein gemeiner Mensch? O so war er wohl recht schal und leer und gottverlassen, der Athenerjüngling, da er als Siegesbote von Marathon über den Gipfel des Pentele kam und hinabsah in die Taler von Attika! –

Lieber! Lieber! rief Diotima, sei doch still! ich sage dir kein Wort mehr. Du sollst gehn, sollst gehen, stolzer Mensch! Ach! wenn du so bist, hab ich keine Macht, kein Recht auf dich.

Sie weinte bitter und ich stand, wie ein Verbrecher, vor ihr. Vergib mir, göttliches Mädchen! rief ich, vor ihr niedergesunken, o vergib mir, wo ich muß! Ich wähle nicht, ich sinne nicht. Eine Macht ist in mir und ich weiß nicht, ob ich es selbst bin, was zu dem Schritte mich treibt.

Deine volle Seele gebietet dirs, antwortete sie. Ihr nicht zu fol-

gen, fuhr oft zum Untergange, doch, ihr zu folgen, wohl auch. Das beste ist, du gehst, denn es ist groß. Handle du; ich will es tragen.

Hyperion an Bellarmin

Diotima war von nun an wunderbar verändert.

Mit Freude hatt ich gesehn, wie seit unserer Liebe das verschwiegne Leben aufgegangen war in Blicken und lieblichen Worten und ihre genialische Ruhe war mir oft in glänzender Begeisterung entgegengekommen.

Aber wie so fremd wird uns die schöne Seele, wenn sie nach dem ersten Aufblühn, nach dem Morgen ihres Laufs hinauf zur Mittagshöhe muß! Man kannte fast das selige Kind nicht mehr, so erhaben und so leidend war sie geworden.

O wie manchmal lag ich vor dem traurenden Götterbilde, und wahnnte die Seele hinwegzuweinen im Schmerz um sie, und stand bewundernd auf und selber voll von allmächtigen Kräften! Eine Flamme war ihr ins Auge gestiegen aus der gepreßten Brust. Es war ihr zu enge geworden im Busen voll Wünschen und Leiden; darum waren die Gedanken des Mädchens so herrlich und kühn. Eine neue Größe, eine sichtbare Gewalt über alles, was fühlen konnte, herrscht' in ihr. Sie war ein höheres Wesen. Sie gehörte zu den sterblichen Menschen nicht mehr.

O meine Diotima, hätte ich damals gedacht, wohin das kommen sollte?

Hyperion an Bellarmin

Auch der kluge Notara wurde bezaubert von den neuen Entwürfen, versprach mir eine starke Partei, hoffte bald den Korinthischen Isthmus zu besetzen und Griechenland hier, wie an der Handhabe, zu fassen. Aber das Schicksal wollt es anders und machte seine Arbeit unnütz, ehe sie ans Ziel kam.

Er riet mir, nicht nach Tina zu gehn, gerade den Peloponnes hinab zu reisen, und durchaus so unbemerkt, als möglich. Meinem Vater sollt ich unterwegs schreiben, meint' er, der bedächtige Alte würde leichter einen geschehenen Schritt verzeihn, als einen ungeschehenen erlauben. Das war mir nicht recht nach meinem Sinne, aber wir opfern die eignen Gefühle so gern, wenn uns ein großes Ziel vor Augen steht.

Ich zweifle, fuhr Notara fort, ob du wirst auf deines Vaters Hülfe in solchem Falle rechnen können. Darum geb ich dir, was nebenbei doch nothig ist für dich, um einige Zeit in allen Fallen zu leben und zu wirken. Kannst du einst, so zahlst du mir es zurück, wo nicht, so war das meine auch dein. Schame des Gelds dich nicht, setzt' er lächelnd hinzu; auch die Rosse des Phobus leben von der Luft nicht allein, wie uns die Dichter erzählen.

Hyperion an Bellarmin

Nun kam der Tag des Abschieds.

Den Morgen über war ich oben in Notaras Garten geblieben, in der frischen Winterluft, unter den immergrünen Zypressen und Zedern. Ich war gefaßt. Die großen Kräfte der Jugend hielten mich aufrecht und das Leiden, das ich ahnete, trug, wie eine Wolke, mich höher.

Diotimas Mutter hatte Notara und die andern Freunde und mich gebeten, daß wir noch den letzten Tag bei ihr zusammen leben mochten. Die Guten hatten sich alle meiner und Diotimas gefreut und das Gottliche in unserer Liebe war an ihnen nicht verloren geblieben. So sollten sie nun mein Scheiden auch mir segnen.

Ich ging hinab. Ich fand das teure Mädchen am Herde. Es schien ihr ein heilig priesterlich Geschäft, an diesem Tage das Haus zu besorgen. Sie hatte alles zurecht gemacht, alles im Hause verschonert und es durft ihr niemand dabei helfen. Alle

Blumen, die noch übrig waren im Garten, hatte sie eingesammelt, Rosen und frische Trauben hatte sie in der späten Jahrszeit noch zusammengebracht.

Sie kannte meinen Fußtritt, da ich heraufkam, trat sie mir leis entgegen; die bleichen Wangen glühten von der Flamme des Herds und die ernsten großgewordnen Augen glänzten von Tränen. Sie sahe, wie michs überfiel. Gehe hinein, mein Lieber, sagte sie; die Mutter ist drinnen und ich folge gleich.

Ich ging hinein. Da saß die edle Frau und streckte mir die schöne Hand entgegen – kommst du, rief sie, kommst du, mein Sohn! Ich sollte dir zurnen, du hast mein Kind mir genommen, hast alle Vernunft mir ausgeredet, und tust, was dich gelustet und gehest davon; aber vergebt es ihm, ihr himmlischen Mächte! wenn er Unrecht vorhat, und hat er recht, o so zögert nicht mit eurer Hülfe dem Lieben! Ich wollte reden, aber eben kam Notara mit den übrigen Freunden herein und hinter ihnen Diotima.

Wir schwiegen eine Weile. Wir ehrten die traurende Liebe, die in uns allen war, wir furchteten uns, sich ihrer zu überheben in Reden und stolzen Gedanken. Endlich nach wenigen flüchtigen Worten bat mich Diotima, einiges von Agis und Kleomenes zu erzählen; ich hätte die großen Seelen oft mit feuriger Achtung genannt und gesagt, sie waren Halbgötter, so gewiß, wie Prometheus, und ihr Kampf mit dem Schicksal von Sparta sei heroischer, als irgendeiner in den glänzenden Mythen. Der Genius dieser Menschen sei das Abendrot des griechischen Tages, wie Theseus und Homer die Aurore desselben.

Ich erzählte und am Ende fühlten wir uns alle stärker und hoher.

Glücklich, rief einer von den Freunden, wem sein Leben wechselt zwischen Herzensfreude und frischem Kampf.

Ja! rief ein anderer, das ist ewige Jugend, daß immer Kräfte genug im Spiele sind und wir uns ganz erhalten in Lust und Arbeit.

O ich mochte mit dir, rief Diotima mir zu.

Es ist auch gut, daß du bleibst, Diotima! sagt ich. Die Priesterin darf aus dem Tempel nicht gehen. Du bewahrst die heilige Flamme, du bewahrst im stillen das Schöne, daß ich es wiederfinde bei dir.

Du hast auch recht, mein Lieber, das ist besser, sagte sie, und ihre Stimme zitterte und das Ätherauge verbarg sich ins Tuch, um seine Tränen, seine Verwirrung nicht sehen zu lassen.

O Bellarmin! es wollte mir die Brust zerreißen, daß ich sie so schamrot gemacht. Freunde! rief ich, erhaltet diesen Engel mir. Ich weiß von nichts mehr, wenn ich sie nicht weiß. O Himmel! ich darf nicht denken, wozu ich fähig wäre, wenn ich sie vermißte.

Sei ruhig, Hyperion! fiel Notara mir ein.

Ruhig? rief ich; o ihr guten Leute! ihr konnt oft sorgen, wie der Garten bluhn und wie die Ernte werden wird, ihr konnt für euren Weinstock beten und ich soll ohne Wünsche scheiden von dem Einzigen, dem meine Seele dient!

Nein, o du Guter! rief Notara bewegt, nein! ohne Wunsche sollst du mir von ihr nicht scheiden! nein, bei der Götterunschuld eurer Liebe! meinen Segen habt ihr gewiß!

Du mahnst mich, rief ich schnell. Sie soll uns segnen, diese teure Mutter, soll mit euch uns zeugen – komm Diotima! unsern Bund soll deine Mutter heiligen, bis die schöne Gemeinde, die wir hoffen, uns vermählt.

So fiel ich auf ein Knie; mit großem Blick errötend, festlich lächelnd sank auch sie an meiner Seite nieder.

Längst, rief ich, o Natur! ist unser Leben eines mit dir und himmlischjugendlich, wie du und deine Götter all, ist unsre eigne Welt durch Liebe.

In deinen Hainen wandelten wir, fuhr Diotima fort, und waren wie du, an deinen Quellen saßen wir und waren, wie du, dort über die Berge gingen wir, mit deinen Kindern, den Sternen, wie du.

Da wir uns ferne waren, rief ich, da, wie Harfengelispel, unser kommend Entzücken uns erst tonte, da wir uns fanden, da kein Schlaf mehr war, und alle Töne in uns erwachten zu des Lebens vollen Akkorden, gottliche Natur! da waren wir immer wie du, und nun auch da wir scheiden und die Freude stirbt, sind wir, wie du, voll Leidens und doch gut, drum soll ein reiner Mund uns zeugen, daß unsre Liebe heilig ist und ewig, so wie du.

Ich zeug es, sprach die Mutter.

Wir zeugen es, riefen die andern.

Nun war kein Wort mehr für uns übrig. Ich fühlte mein höchstes Herz; ich fühlte mich reif zum Abschied. Jetzt will ich fort, ihr Lieben! sagt ich, und das Leben schwand von allen Gesichtern. Diotima stand, wie ein Marmorbild, und ihre Hand starb fühlbar in meiner. Alles hatt ich um mich her getötet, ich war einsam und mir schwindelte vor der grenzenlosen Stille, wo mein überwallend Leben keinen Halt mehr fand.

Ach! rief ich, mir ist brennend heiß im Herzen, und ihr steht alle so kalt, ihr Lieben! und nur die Gotter des Hauses neigen ihr Ohr! – Diotima! – du bist stille, du siehst nicht! – o wohl dir, daß du nicht siehst!

So geh nur, seufzte sie, es muß ja sein, geh nur, du teures Herz!

O süßer Ton aus diesen Wonnelippen! rief ich, und stand wie ein Betender, vor der holden Statue – süßer Ton! noch einmal wehe mich an, noch einmal tage, liebes Augenlicht!

Rede so nicht, Lieber! rief sie, rede mir ernster, rede mit größerem Herzen mir zu!

Ich wollte mich halten, aber ich war wie im Traume.

Wehe! rief ich, das ist kein Abschied, wo man wiederkehrt.

Du wirst sie töten, rief Notara. Siehe, wie sanft sie ist, und du bist so außer dir.

Ich sahe sie an und Tränen sturzten mir aus brennendem Auge.

„So lebe denn wohl, Diotima! rief ich, Himmel meiner Liebe, lebe wohl! – Lasset uns stark sein, teure Freunde! teure Mutter! ich gab dir Freude und Leid. Lebt wohl! lebt wohl!

Ich wankte fort. Diotima folgte mir allein.

Es war Abend geworden und die Sterne gingen herauf am Himmel. Wir standen still unter dem Hause. Ewiges war in uns, über uns. Zart, wie der Äther, umwand mich Diotima. Torichter, was ist die Trennung? flüsterte sie geheimnisvoll mir zu, mit dem Lächeln einer Unsterblichen.

Es ist mir auch jetzt anders, sagt ich, und ich weiß nicht, was von beiden ein Traum ist, meine Leiden oder meine Freudigkeit.

Beides ist, erwiderte sie, und beides ist gut.

Vollendete, rief ich, ich spreche wie du. Am Sternenhimmel wollen wir uns erkennen. Er sei das Zeichen zwischen mir und dir, solange die Lippen verstummen.

Das sei er! sprach sie mit einem langsamen niegehörten Tone – es war ihr letzter. Im Dämmerlichte entschwand mir ihr Bild und ich weiß nicht, ob sie es wirklich war, da ich zum letztenmale mich umwandte und die erloschende Gestalt noch einen Augenblick vor meinem Auge zückte und dann in die Nacht verschied.

Hyperion an Bellarmin

Warum erzähl ich dir und wiederhole mein Leiden und rege die ruhelose Jugend wieder auf in mir? Ists nicht genug, Einmal das Sterbliche durchwandert zu haben? warum bleib ich im Frieden meines Geistes nicht stille?

Darum, mein Bellarmin! weil jeder Atemzug des Lebens unserm Herzen wert bleibt, weil alle Verwandlungen der reinen Natur auch mit zu ihrer Schöne gehören. Unsre Seele, wenn sie die sterblichen Erfahrungen ablegt und allein nur lebt in heiliger Ruhe, ist sie nicht, wie ein unbelaubter Baum? wie ein Haupt ohne Locken?

Lieber Bellaïmin! ich habe eine Weile geruht; wie ein Kind, hab ich unter den stillen Hugeln von Salamis gelebt, vergessen des Schicksals und des Strebens der Menschen. Seitdem ist manches anders in meinem Auge geworden, und ich habe nun so viel Frieden in mir, um ruhig zu bleiben, bei jedem Blick ins menschliche Leben. O Freund! am Ende sohnet der Geist mit allem uns aus. Du wirst nicht glauben, wenigstens von mir nicht. Aber ich meine, du solltest sogar meinen Briefen es ansehen, wie meine Seele täglich stiller wird und stiller. Und ich will künftig noch so viel davon sagen, bis du es glaubst. Hier sind Briefe von Diotima und mir, die wir uns nach meinem Abschied von Kalaurea geschrieben. Sie sind das liebste, was ich dir vertraue. Sie sind das wärmste Bild aus jenen Tagen meines Lebens. Vom Kriegslärm sagen sie dir wenig. Desto mehr von meinem eignen Leben und das ist's ja, was du willst. Ach und du mußt auch sehen, wie geliebt ich war. Das konnt ich nie dir sagen, das sagt Diotima nur.

HYPELION AN DIOTIMA

Ich bin erwacht aus dem Tode des Abschieds, meine Diotima! gestärkt, wie aus dem Schlafe, richtet mein Geist sich auf. Ich schreibe dir von einer Spitze der Epidaurischen Berge. Da dämmert fern in der Tiefe deine Insel, Diotima! und dort hinaus mein Stadium, wo ich siegen oder fallen muß. O Peloponnes! o ihr Quellen des Eurotas und Alpheus! Da wird es gelten! Aus den spartanischen Wäldern, da wird, wie ein Adler, der alte Landesgenius stürzen mit unsrem Heere, wie mit rauschenden Fittichen. Meine Seele ist voll von Tatenlust und voll von Liebe, Diotima, und in die griechischen Taler blickt mein Auge hinaus, als sollt es magisch gebieten: Steigt wieder empor, ihr Städte der Götter!

Ein Gott muß in mir sein, denn ich fühl auch unsere Trennung kaum. Wie die seligen Schatten am Lethe, lebt jetzt meine Seele mit deiner in himmlischer Freiheit und das Schicksal waltet über unsre Liebe nicht mehr.

Hyperion an Diotima

Ich bin jetzt mitten im Peloponnes. In derselben Hütte, worin ich heute übernachtete, übernachtete ich einst, da ich, beinahe noch Knabe, mit Adamas diese Gegenden durchzog. Wie saß ich da so glücklich auf der Bank vor dem Hause und lauschte dem Gelaute der fernher kommenden Karawane und dem Gepoltscher des nahen Brunnens, der unter blühenden Akazien sein silbern Gewasser ins Becken goß.

Jetzt bin ich minder glücklich. Ich wandere durch dies Land, wie durch Dodonas Hain, wo die Eichen tonten von ruhmweissagenden Sprüchen. Ich sehe nur Taten, vergangene, künftige, wenn ich auch vom Morgen bis zum Abend unter freiem Himmel wandre. Glaube mir, wer dieses Land durchreist, und noch ein Joch auf seinem Halse duldet, kein Pelopidas wird, der ist herzleer, oder ihm fehlt es am Verstande.

So lange schliefs – so lange schlich die Zeit, wie der Hollenfluß, trüb und stumm, in ödem Mußiggange vorüber?

Und doch liegt alles bereit. Voll racherischer Kräfte ist das Bergvolk hieherum, liegt da, wie eine schweigende Wetterwolke, die nur des Sturmwindes wartet, der sie treibt. Diotima! laß mich den Othem Gottes unter sie hauchen, laß mich ein Wort von Herzen an sie reden, Diotima. Fürchte nichts! Sie werden so wild nicht sein. Ich kenne die rohe Natur. Sie höhnt der Vernunft, sie stehet aber im Bunde mit der Begeisterung. Wer nur mit ganzer Seele wirkt, irrt nie. Er bedarf des Klugelns nicht, denn keine Macht ist wider ihn.

Hyperion an Diotima

Morgen bin ich bei Alabanda. Es ist mir eine Lust, den Weg nach Koron zu erfragen, und ich frage öfter als nötig ist. Ich möchte die Flügel der Sonne nehmen und hin zu ihm und doch zaudr ich auch so gerne und frage: wie wird er sein?

Der königliche Jungling! warum bin ich später geboren? warum sprang ich nicht aus einer Wiege mit ihm? Ich kann den Unterschied nicht leiden, der zwischen uns ist. O warum lebt ich, wie ein müßiger Hirtenknabe, zu Tina, und traumte nur von seinesgleichen noch erst, da er schon in lebendiger Arbeit die Natur erpufte und mit Meer und Luft und allen Elementen schon rang? trieb denn in mir nach Tatenwonne nicht auch?

Aber ich will ihn einholen, ich will schnell sein. Beim Himmel! ich bin überreif zur Arbeit. Meine Seele tobt nur gegen sich selbst, wenn ich nicht bald durch ein lebendig Geschäft mich befreie.

Hohes Mädchen! wie konnt ich bestehen vor dir? Wie war dirs möglich, so ein tatlos Wesen zu lieben?

Hyperion an Diotima

Ich hab ihn, teure Diotima!

Leicht ist mir die Brust und schnell sind meine Sehnen, ha! und die Zukunft reizt mich, wie eine klare Wassertiefe uns reizt, hineinzuspringen und das übermütige Blut im frischen Bade zu kühlen. Aber das ist Geschwätz. Wir sind uns lieber, als je, mein Alabanda und ich. Wir sind freier untereinander und doch ist alle die Fülle und Tiefe des Lebens, wie sonst.

O wie hatten die alten Tyrannen so recht, Freundschaften, wie die unsere, zu verbieten! Da ist man stark, wie ein Halbgott, und duldet nichts Unverschämtes in seinem Bezirke! –

Es war des Abends, da ich in sein Zimmer trat. Er hatte eben

die Arbeit beiseite gelegt, saß in einer mondhellen Ecke am Fenster und pflegte seiner Gedanken. Ich stand im Dunkeln, er erkannte mich nicht, sah unbekümmert gegen mich her. Der Himmel weiß, für wen er mich halten mochte. Nun, wie geht es? rief er. So ziemlich! sagt ich. Aber das Heucheln war umsonst. Meine Stimme war voll geheimen Frohlockens. Was ist das? fuhr er auf; bist du? Jawohl, du Blinder! rief ich, und flog ihm in die Arme. O nun! rief Alabanda endlich, nun soll es anders werden, Hyperion!

Das denk ich, sagt ich und schüttelte freudig seine Hand.

Kennst du mich denn noch, fuhr Alabanda fort nach einer Weile, hast du den alten, frommen Glauben noch an Alabanda? Großmütiger! mir ist es nimmer indes so wohl gegangen, als da ich im Lichte deiner Liebe mich fühlte.

Wie? rief ich, fragt dies Alabanda? Das war nicht stolz gesprochen, Alabanda. Aber es ist das Zeichen dieser Zeit, daß die alte Heroennatur um Ehre betteln geht, und das lebendige Menschenherz, wie eine Waise, um einen Tropfen Liebe sich kummert.

Lieber Junge! rief er; ich bin eben alt geworden. Das schlaffe Leben überall und die Geschichte mit den Alten, zu denen ich in Smyrna dich in die Schule bringen wollte –

O es ist bitter, rief ich; auch an diesen wagte sich die Todesgottin, die Namenlose, die man Schicksal nennt.

Es wurde Licht gebracht und wir sahn von neuem mit leisem liebendem Forschen uns an. Die Gestalt des Teuren war sehr anders geworden seit den Tagen der Hoffnung. Wie die Mittagssonne vom bleichen Himmel, funkelte sein großes ewiglebendes Auge vom abgebluhten Gesichte mich an.

Guter! rief Alabanda mit freundlichem Unwillen, da ich ihn so ansah, laß die Wehmutsblicke, guter Junge! Ich weiß es wohl, ich bin herabgekommen. O mein Hyperion! ich sehe mich sehr nach etwas Großem und Wahrem und ich hoff es zu

finden mit dir. Du bist mir über den Kopf gewachsen, du bist freier und stärker, wie ehemals, und siehe! das freut mich herzlich. Ich bin das dürre Land und du kommst, wie ein glücklich Gewitter – o es ist herrlich, daß du da bist!

Stille! sagt ich, du nimmst mir die Sinnen, und wir sollten gar nicht von uns sprechen, bis wir im Leben, unter den Taten sind.

Jawohl! rief Alabanda freudig, erst, wenn das Jagdhorn schallt, da fühlen sich die Jäger.

Wirds denn bald anhehn? sagt ich. Es wird, rief Alabanda, und ich sage dir, Herz! es soll ein ziemlich Feuer werden. Ha! mag's doch reichen bis an die Spitze des Turms und seine Fahne schmelzen und um ihn wüten und wogen, bis er berstet und stürzt! – und stoße dich nur an unsern Bundesgenossen nicht. Ich weiß es wohl, die guten Russen möchten uns gerne, wie Schießgewehre, brauchen. Aber laß das gut sein! haben nur erst unsere kräftigen Spartaner bei Gelegenheit erfahren, wer sie sind und was sie können, und haben wir so den Peloponnes erobert, so lachen wir dem Nordpol ins Angesicht und bilden uns ein eigenes Leben.

Ein eignes Leben, rief ich, ein neu, ein ehrsameres Leben. Sind wir denn, wie ein Irrlicht aus dem Sumpfe geboren oder stammen wir von den Siegern bei Salamis ab? Wie ist's denn nun? wie bist du denn zur Magd geworden, griechische freie Natur? wie bist du so herabgekommen, väterlich Geschlecht, von dem das Götterbild des Jupiter und des Apoll einst nur die Kopie war? – Aber hore mich, Joniens Himmel! höre mich, Vaterlandserde, die du dich halbnackt, wie eine Bettlerin, mit den Lappen deiner alten Herrlichkeit umkleidest, ich will es länger nicht dulden!

O Sonne, die uns erzog! rief Alabanda, zusehn sollst du, wenn unter der Arbeit uns der Mut wächst, wenn unter den Schlägen des Schicksals unser Entwurf, wie das Eisen unter dem Hammer sich bildet.

Es entzündete einer den andern.

Und daß nur kein Flecken hängen bleibe, rief ich, keine Posse, womit uns das Jahrhundert, wie der Pobel die Wände, bemalt!

O, rief Alabanda, darum ist der Krieg auch so gut –

Recht, Alabanda, rief ich, so wie alle große Arbeit, wo des Menschen Kraft und Geist, und keine Krücke und kein wächserner Flügel hilft. Da legen wir die Sklavenkleider ab, worauf das Schicksal uns sein Wappen gedrückt –

Da gilt nichts Eitles und Anerzwungenes mehr, rief Alabanda, da gehn wir schmucklos, fessellos, nackt, wie im Wettlauf zu Nemea, zum Ziele.

Zum Ziele, rief ich, wo der junge Freistaat dämmert und das Pantheon alles Schönen aus griechischer Erde sich hebt.

Alabanda schwieg eine Weile. Eine neue Röte stieg auf in seinem Gesichte, und seine Gestalt wuchs, wie die erfrischte Pflanze, in die Höhe.

O Jugend! Jugend! rief er, dann will ich trinken aus deinem Quell, dann will ich leben und lieben. Ich bin sehr freudig, Himmel der Nacht, fuhr er, wie trunken, fort, indem er unter das Fenster trat, wie eine Rebenlaube überwölbest du mich, und deine Sterne hängen, wie Trauben, herunter.

Hyperion an Diotima

Es ist mein Glück, daß ich in voller Arbeit lebe. Ich muß in eine Torheit um die andere fallen, so voll ist meine Seele, so berauscht der Mensch mich, der wunderbare, der stolze, der nichts liebt, als mich und alle Demut, die in ihm ist, nur auf mich häuft. O Diotima! dieser Alabanda hat geweint vor mir, hat, wie ein Kind, mirs abgebeten, was er mir in Smyrna getan.

Wer bin ich dann, ihr Lieben, daß ich mein euch nenne, daß ich sagen darf, sie sind mein eigen, daß ich, wie ein Eroberer, zwischen euch steh und euch, wie meine Beute, umfasse.

O Diotima! o Alabanda! edle, ruhiggroße Wesen! wie muß ich vollenden, wenn ich nicht fliehn will vor meinem Glücke, vor euch?

Eben, während ich schrieb, erhielt ich deinen Brief, du Liebe.

Traure nicht, holdes Wesen, traure nicht! Spare dich, unverehrt von Gram, den künftigen Vaterlandsfesten! Diotima! dem gluhenden Festtag der Natur, dem spare dich auf und all den heitern Ehrentagen der Gotter!

Siehst du Griechenland nicht schon?

O siehest du nicht, wie, froh der neuen Nachbarschaft, die ewigen Sterne lächeln über unsern Städten und Hainen, wie das alte Meer, wenn es unser Volk lustwandelnd am Ufer sieht, der schonen Athener wieder gedenkt und wieder Glück uns bringt, wie damals seinen Lieblingen, auf frohlicher Woge?

Seelenvolles Mädchen! Du bist so schon schon itzt! wie wirst du dann erst, wenn das echte Klima dich nährt, in entzückender Glorie blühen!

Diotima an Hyperion

Ich hatte die meiste Zeit mich eingeschlossen seit du fort bist, lieber Hyperion! Heute war ich wieder einmal draußen.

In holder Februarluft hab ich Leben gesammelt und bringe das gesammelte dir. Es hat auch mir noch wohlgetan, das frische Erwärmen des Himmels, noch hab ich sie mitgeföhlt die neue Wonne der Pflanzenwelt, der reinen, immer gleichen, wo alles trauert und sich wieder freut zu seiner Zeit.

Hyperion! o mein Hyperion! warum gehn wir denn die stillen Lebenswege nicht auch? Es sind heilige Namen, Winter und Frühling und Sommer und Herbst! wir aber kennen sie nicht. Ist es nicht Sünde, zu trauern im Frühling? warum tun wir es dennoch?

Vergib mir! die Kinder der Erde leben durch die Sonne allein; ich lebe durch dich; ich habe andre Freuden, ist es denn ein

Wunder, wenn ich andre Trauer habe? und muß ich trauern?
muß ich denn?

Mutiger! Lieber! sollt ich welken, wenn du glänzest? sollte mir
das Herz ermatten, wenn die Siegeslust dir in allen Sehnen er-
wacht? Hätt ich ehemals gehört, ein griechischer Jungling mache
sich auf, das gute Volk aus seiner Schmach zu ziehn, es der
mütterlichen Schönheit, der es entstammte, wieder zu bringen,
wie hatt ich aufgestaunt aus dem Traume der Kindheit und ge-
durstet nach dem Bilde des Teuren? und nun er da ist, nun er
mein ist, kann ich noch weinen? o des albernen Mädchens! ist
es denn nicht wirklich? ist er der Herrliche nicht, und ist er nicht
mein! o ihr Schatten seliger Zeit! ihr meine trauten Erinnerun-
gen!

Ist mir doch, als wär er kaum von gestern, jener Zauberabend,
da der heilige Fremdling mir zum ersten Male begegnete, da er,
wie ein trauernder Genius hereinglänzt' in die Schatten des
Walds, wo im Jugendtraume das unbekümmerte Mädchen
saß – in der Mailuft kam er, in Joniens zaubrischer Mailuft und
sie macht' ihn bluhender mir, sie lockt ihm das Haar, entfaltet'
ihm, wie Blumen, die Lippen, lost' in Lächeln die Wehmut auf
und o ihr Strahlen des Himmels! wie leuchtetet ihr aus diesen
Augen mich an, aus diesen berauschenden Quellen, wo im
Schatten umschirmender Bogen ewig Leben schimmert und
wallt! –

Gute Götter! wie er schön ward mit dem Blick auf mich, wie
der ganze Jüngling, eine Spanne größer geworden, in leichter
Nerve dastand, nur daß ihm die lieben Arme die bescheidenen
niedersanken, als wären sie nichts! und wie er drauf emporsah
im Entzücken, als wär ich gen Himmel entfliegen und nicht
mehr da, ach! wie er nun in aller Herzensanmut lächelt' und er-
rotete, da er wieder mich gewahr ward und unter den dämmern-
den Tränen sein Phöbusauge durchstrahlt', um zu fragen, bist
du? bist du es wirklich?

Und warum begegnet' er so frommen Sinnes, so voll lieben Aberglaubens mir? warum lockt er erst sein Haupt gesenkt, warum war der Gotterjüngling so voll Scheuns und Trauerns? Sein Genius war zu selig, um allein zu bleiben, und zu arm die Welt, um ihn zu fassen. O es war ein liebes Bild, gewebt von Große und Leiden! Aber nun ist anders! mit den Leiden ist aus! Er hat zu tun bekommen, er ist der Kranke nicht mehr! – Ich war voll Seufzens, da ich anfang dir zu schreiben, mein Geliebter! Jetzt bin ich lauter Freude. So spricht man über dir sich glücklich. Und siehe! so solls auch bleiben. Lebe wohl!

Hyperion an Diotima

Wir haben noch zu gutem Ende dein Fest gefeiert, schönes Leben! ehe der Lärm beginnt. Es war ein himmlischer Tag. Das holde Frühjahr weht' und glänzte vom Orient her, entlockt' uns deinen Namen, wie es den Bäumen die Blüten entlockt, und alle seligen Geheimnisse der Liebe entatmeten mir. Eine Liebe, wie die unsre, war dem Freunde nie erschienen, und es war entzückend, wie der stolze Mensch aufmerkte, und Auge und Geist ihm glühte, dein Bild, dein Wesen zu fassen. Oh, rief er endlich, da ist wohl der Muhe wert, für unser Griechenland zu streiten, wenn es solche Gewächse noch trägt!

Jawohl, mein Alabanda, sagt ich; da gehn wir heiter in den Kampf, da treibt uns himmlisch Feuer zu Taten, wenn unser Geist vom Bilde solcher Naturen verjüngt ist, und da läuft man auch nach einem kleinen Ziele nicht, da sorgt man nicht für dies und das und künstelt, den Geist nicht achtend, von außen und trinkt um des Kelchs willen den Wein; da ruhn wir dann erst, Alabanda, wenn des Genius Wonne kein Geheimnis mehr ist, dann erst, wenn die Augen all in Triumphbogen sich wandeln, wo der Menscheng Geist, der langabwesende, hervorglänzt

aus den Irren und Leiden und siegesfroh den väterlichen Äther grüßt. – Ha! an der Fahne allein soll niemand unser künftig Volk erkennen; es muß sich alles verjüngen, es muß von Grund aus anders sein; voll Ernsts die Lust und heiter alle Arbeit! nichts, auch das Kleinste, das Alltäglichsste nicht ohne den Geist und die Gotter! Lieb und Haß und jeder Laut von uns muß die gemeinere Welt befremden und auch kein Augenblick darf Einmal noch uns mahnen an die platte Vergangenheit!

Hyperion an Diotima

Der Vulkan bricht los. In Koron und Modon werden die Türken belagert und wir rücken mit unserem Bergvolk gegen den Peloponnes hinauf.

Nun hat die Schwermut all ein Ende, Diotima, und mein Geist ist fester und schneller, seit ich in lebendiger Arbeit bin und sieh! ich habe nun auch eine Tagesordnung.

Mit der Sonne beginn ich. Da geh ich hinaus, wo im Schatten des Walds mein Kriegsvolk liegt, und grüße die tausend hellen Augen, die jetzt vor mir mit wilder Freundlichkeit sich aufthun. Ein erwachendes Heer! ich kenne nichts gleiches und alles Leben in Städten und Dörfern ist, wie ein Bienenschwarm, dagegen.

Der Mensch kanns nicht verleugnen, daß er einst glücklich war, wie die Hirsche des Forsts und nach unzähligen Jahren glimmt noch in uns ein Sehnen nach den Tagen der Urwelt, wo jeder die Erde durchstreifte, wie ein Gott, ehe, ich weiß nicht was? den Menschen zahm gemacht; und noch, statt Mauern und totem Holz, die Seele der Welt, die heilige Luft allgegenwärtig ihn umfing.

Diotima! mir geschieht oft wunderbar, wenn ich mein unbekümmert Volk durchgehe und, wie aus der Erde gewachsen, einer um den andern aufsteht und dem Morgenlicht entgegen

sich dehnt, und unter den Haufen der Männer die knatternde Flamme emporsteigt, wo die Mutter sitzt mit dem frierenden Kindlein, wo die erquickende Speise kocht, indes die Rosse, den Tag witternd, schnauben und schrein, und der Wald ertönt von allerschütternder Kriegsmusik, und rings von Waffen schimmert und rauscht – aber das sind Worte und die eigne Lust von solchem Leben erzählt sich nicht.

Dann sammelt mein Haufe sich um mich her, mit Lust, und es ist wunderbar, wie auch die Ältesten und Trotzigen in aller meiner Jugend mich ehren. Wir werden vertrauter und mancher erzählt wies ihm erging im Leben und mein Herz schwillt oft von mancherlei Schicksal. Dann fang ich an, von besseren Tagen zu reden, und glanzend gehn die Augen ihnen auf, wenn sie des Bundes gedenken, der uns einigen soll, und das stolze Bild des werdenden Freistaats dammert vor ihnen.

Alles für jeden und jeder für alle! Es ist ein freudiger Geist in den Worten und er ergreift auch immer meine Menschen, wie Gottergebot. O Diotima! so zu sehn, wie von Hoffnungen da die starre Natur erweicht und all ihre Pulse mächtiger schlagen und von Entwürfen die verdüsterte Stirne sich entfaltet und glänzt, so dazustehn in einer Sphäre von Menschen, umrungen von Glauben und Lust, das ist doch mehr, als Erd und Himmel und Meer in aller ihrer Glorie zu schaun.

Dann üben sie in Waffen und Märschen bis um Mittag. Der frohe Mut macht sie gelehrig, wie er zum Meister mich macht. Bald stehn sie dichtgedrängt in mazedonischer Ruh und regen den Arm nur, bald fliegen sie, wie Strahlen, auseinander zum gewagteren Streit in einzelnen Haufen, wo die geschmeidige Kraft in jeder Stelle sich ändert und jeder selbst sein Feldherr ist, und sammeln sich wieder in sicherem Punkt – und immer, wo sie gehen und stehn in solchem Waffentanze, schwebt ihnen und mir das Bild der Tyrannenknechte und der ernstere Walplatz vor Augen.

Drauf, wenn die Sonne heißer scheint, wird Rat gehalten im Innern des Walds, und es ist Freude, so mit stillen Sinnen über der großen Zukunft zu walten. Wir nehmen dem Zufall die Kraft, wir meistern das Schicksal. Wir lassen Widerstand nach unserem Willen entstehen, wir reizen den Gegner zu dem, worauf wir gerüstet sind. Oder sehen wir zu und scheinen furchtsam und lassen ihn näher kommen, bis er das Haupt zum Schlag uns reicht, auch nehmen wir ihm mit Schnelle die Fassung und das ist meine Panazee. Doch halten die erfahreneren Ärzte nichts auf solche allesheilende Mittel.

Wie wohl ist dann des Abends mir bei meinem Alabanda, wenn wir zur Lust auf muntern Rossen die sonnenroten Hügel umschweifen, und auf den Gipfeln, wo wir weilen, die Luft in den Mähnen unserer Tiere spielt, und das freundliche Säuseln in unsere Gespräche sich mischt, indes wir hinaussehn in die Fernen von Sparta, die unser Kampfpfeil sind! und wenn wir nun zurück sind und zusammensitzen in lieblicher Kuhle der Nacht, wo uns der Becher duftet und das Mondlicht unser spärlich Mahl bescheint und mitten in unsrer lächelnden Stille die Geschichte der Alten, wie eine Wolke aufsteigt aus dem heiligen Boden der uns trägt, wie selig ists da, in solchem Momente sich die Hande zu reichen!

Dann spricht wohl Alabanda noch von manchem, den die Langeweile des Jahrhunderts peinigt, von so mancher wunderbaren krummen Bahn, die sich das Leben bricht, seitdem sein grader Gang gehemmt ist, dann fällt mir auch mein Adamas ein, mit seinen Reisen, seiner eignen Sehnsucht in das innere Asien hinein – das sind nur Notbehelfe, guter Alter! möcht ich dann ihm rufen, komm! und baue deine Welt! mit uns! denn unsre Welt ist auch die deine.

Auch die deine, Diotima, denn sie ist die Kopie von dir. O du, mit deiner Elysiumsstillen, könnten wir das schaffen, was du bist!

Wir haben jetzt dreimal in Einem fort gesiegt in kleinen Gefechten, wo aber die Kämpfer sich durchkreuzten, wie Blitze, und alles Eine verzehrende Flamme war. Navarin ist unser und wir stehen jetzt vor der Veste Misistra, dem Überreste des alten Sparta. Ich hab auch die Fahne, die ich einer albanischen Horde entriß, auf eine Ruine gepflanzt, die vor der Stadt liegt, habe vor Freude meinen türkischen Kopfbund in den Eurotas geworfen und trage seitdem den griechischen Helm.

Und nun möcht ich dich sehen, o Mädchen! sehen möcht ich dich und deine Hande nehmen und an mein Herz sie drücken, dem die Freude nun bald vielleicht zu groß ist! bald! in einer Woche vielleicht ist er befreit, der alte, edle, heilige Peloponnes.

O dann, du Teure! lehre mich fromm sein! dann lehre mein überwallend Herz ein Gebet! Ich sollte schweigen, denn was hab ich getan? und hätt ich etwas getan, wovon ich sprechen mochte, wieviel ist dennoch übrig? Aber was kann ich dafür, daß mein Gedanke schneller ist, wie die Zeit? Ich wollte so gern, es wäre umgekehrt und die Zeit und die Tat überflöge den Gedanken und der geflügelte Sieg übereilte die Hoffnung selbst.

Mein Alabanda blüht, wie ein Brautigam. Aus jedem seiner Blicke lacht die kommende Welt mich an, und daran still ich noch die Ungeduld so ziemlich.

Diotima! ich mochte dieses werdende Glück nicht um die schönste Lebenszeit des alten Griechenlands vertauschen, und der kleinste unsrer Siege ist mir lieber, als Marathon und Thermopylä und Platea.

Ist's nicht wahr! Ist nicht dem Herzen das genesende Leben mehr wert, als das reine, das die Krankheit noch nicht kennt? Erst wenn die Jugend hin ist, lieben wir sie, und dann erst, wenn die verlorne wiederkehrt, beglückt sie alle Tiefen der Seele.

Am Eurotas stehet mein Zelt, und wenn ich nach Mitternacht erwache, rauscht der alte Flußgott mahnend mir vorüber, und lachend nehm ich die Blumen des Ufers, und streue sie in seine glänzende Welle und sag ihm: Nimm es zum Zeichen, du Einsamer! Bald umblüht das alte Leben dich wieder.

Diotima an Hyperion

Ich habe die Briefe erhalten, mein Hyperion, die du unterwegs mir schriebst. Du ergreifst mich gewaltig mit allem, was du mir sagst, und mitten in meiner Liebe schaudert mich oft, den sanften Jüngling, der zu meinen Füßen geweint, in dieses rüstige Wesen verwandelt zu sehn.

Wirst du denn nicht die Liebe verlernen?

Aber wandle nur zu! Ich folge dir. Ich glaube, wenn du mich hassen könntest, würd ich auch da sogar dir nachempfinden, würde mir Mühe geben, dich zu hassen und so blieben unsre Seelen sich gleich und das ist kein eitelübertrieben Wort, Hyperion.

Ich bin auch selbst ganz anders, wie sonst. Mir mangelt der heitre Blick in die Welt und die freie Lust an allem Lebendigen. Nur das Feld der Sterne zieht mein Auge noch an. Dagegen denk ich um so lieber an die großen Geister der Vorwelt und wie sie geendet haben auf Erden, und die hohen spartanischen Frauen haben mein Herz gewonnen. Dabei vergeß ich nicht die neuen Kämpfer, die kräftigen, deren Stunde gekommen ist, oft hor ich ihren Sieglärm durch den Peloponnes herauf mir naher brausen und näher, oft seh ich sie, wie eine Katarakte, dort herunterwogen durch die epidaurischen Wälder und ihre Waffen fernher glänzen im Sonnenlichte, das, wie ein Herold, sie begleitet, o mein Hyperion! und du kömmt geschwinde nach Kalaurea herüber und grüßest die stillen Wälder unserer Liebe, grüßest mich, und fliegst nun wieder zu deiner Arbeit

zurück; – und denkst du, ich fürchte den Ausgang? Liebster! manchmal wills mich überfallen, aber meine größern Gedanken halten, wie Flammen, den Frost ab. –

Lebe wohl! vollende, wie es der Geist dir gebeut! und laß den Krieg zu lange nicht dauern, um des Friedens willen, Hyperion, um des schonen, neuen, goldenen Friedens willen, wo, wie du sagtest, einst in unser Rechtsbuch eingeschrieben werden die Gesetze der Natur, und wo das Leben selbst, wo sie, die göttliche Natur, die in kein Buch geschrieben werden kann, im Herzen der Gemeinde sein wird. Lebe wohl.

Hyperion an Diotima

Du hättest mich besänftigen sollen, meine Diotima! hättest sagen sollen, ich mochte mich nicht übereilen, mochte dem Schicksal nach und nach den Sieg abnotigen, wie kargen Schuldnern die Summe. O Mädchen! stille zu stehn, ist schlimmer, wie alles. Mir trocknet das Blut in den Adern, so dürst ich, weiterzukommen und muß hier müßig stehn, muß belagern und belagern, den einen Tag wie den andern. Unser Volk will stürmen, aber das würde die aufgeregten Gemüter zum Rausch erhitzen und wehe dann unsern Hoffnungen, wenn das wilde Wesen aufgärt und die Zucht und die Liebe zerreißt.

Ich weiß nicht, es kann nur noch einige Tage dauern, so muß Misistra sich ergeben, aber ich wollte, wir wären weiter. Im Lager hier ists mir, wie in gewitterhafter Luft. Ich bin ungeduldig, auch meine Leute gefallen mir nicht. Es ist ein furchtbarer Mutwill unter ihnen.

Aber ich bin nicht klug, daß ich so viel aus meiner Laune mache. Und das alte Lazedämon ists ja doch wohl wert, daß man ein wenig Sorge leidet, eh man es hat.

Hyperion an Diotima

Es ist aus, Diotima! unsre Leute haben geplündert, gemordet, ohne Unterschied, auch unsre Brüder sind erschlagen, die Griechen in Misistra, die Unschuldigen, oder irren sie hilflos herum und ihre tote Jammermiene ruft Himmel und Erde zur Rache gegen die Barbaren, an deren Spitze ich war.

Nun kann ich hingehn und von meiner guten Sache predigen. O nun fliegen alle Herzen mir zu!

Aber ich habs auch klug gemacht. Ich habe meine Leute gekannt. In der Tat! es war ein außerordentlich Projekt, durch eine Räuberbande mein Elysium zu pflanzen.

Nein, bei der heiligen Nemesis! mir ist recht geschehn und ich wills auch dulden, dulden will ich, bis der Schmerz mein letztes Bewußtsein mir zerreißt.

Denkst du, ich tobe? Ich habe eine ehrsame Wunde, die einer meiner Getreuen mir schlug, indem ich den Greuel abwehrte. Wenn ich tobte, so riß ich die Binde von ihr, und so ranne mein Blut, wohin es gehört, in diese trauernde Erde.

Diese trauernde Erde! die nackte! so ich kleiden wollte mit heiligen Hainen, so ich schmucken wollte mit allen Blumen des griechischen Lebens!

O es wäre schön gewesen, meine Diotima.

Nennst du mich mutlos? Liebes Mädchen! es ist des Unheils zu viel. An allen Enden brechen wutende Haufen herein; wie eine Seuche, tobt die Raubgier in Morea und wer nicht auch das Schwert ergreift, wird verjagt, geschlachtet und dabei sagen die Rasenden, sie fechten für unsre Freiheit. Andre des rohen Volks sind von dem Sultan bestellt und treibens, wie jene.

Eben hor ich, unser ehrlos Heer sei nun zerstreut. Die Feigen begegneten bei Tripolissa einem albanischen Haufen, der um die Hälfte geringer an Zahl war. Weils aber nichts zu plündern gab, so liefen die Elenden alle davon. Die Russen, die mit uns

den Feldzug wagten, vierzig brave Männer, hielten allein aus, fanden auch alle den Tod.

Und so bin ich nun mit meinem Alabanda wieder einsam, wie zuvor. Seitdem der Treue mich fallen und bluten sah in Misistra, hat er alles andre vergessen, seine Hoffnungen, seine Siegslust, seine Verzweiflung. Der Ergrimnte, der unter die Plunderer stürzte, wie ein strafender Gott, der fuhrte nun so sanft mich aus dem Getummel, und seine Tränen netzten mein Kleid. Er blieb auch bei mir in der Hütte, wo ich seitdem lag und ich freue mich nun erst recht darüber. Denn wär er mit fortgezogen, so läge er jetzt bei Tripolissa im Staub.

Wie es weiter werden soll, das weiß ich nicht. Das Schicksal stoßt mich ins Ungewisse hinaus und ich hab es verdient; von dir verbannt mich meine eigene Scham und wer weiß, wie lange?

Ach! ich habe dir ein Griechenland versprochen und du bekommst ein Klaglied nun dafür. Sei selbst dein Trost!

Hyperion an Diotima

Ich bringe mich mit Muhe zu Worten.

Man spricht wohl gerne, man plaudert, wie die Vögel, solange die Welt, wie Mailuft, einen anweht; aber zwischen Mittag und Abend kann es anders werden, und was ist verloren am Ende?

Glaube mir und denk, ich sage aus tiefer Seele dir: die Sprache ist ein großer Überfluß. Das Beste bleibt doch immer für sich und ruht in seiner Tiefe, wie die Perle im Grunde des Meers. – Doch was ich eigentlich dir schreiben wollte, weil doch einmal das Gemälde seinen Rahmen und der Mann sein Tagwerk haben muß, so will ich noch auf eine Zeitlang Dienste nehmen bei der russischen Flotte; denn mit den Griechen hab ich weiter nichts zu tun.

O teures Mädchen! es ist sehr finster um mich geworden!

Hyperion an Diotima

Ich habe gezaudert, gekämpft. Doch endlich muß es sein.

Ich sehe, was notwendig ist, und weil ich es sehe, so soll es auch werden. Mißdeute mich nicht! verdamme mich nicht! ich muß dir raten, daß du mich verlassest, meine Diotima.

Ich bin für dich nichts mehr, du holdes Wesen! Dies Herz ist dir versiegt, und meine Augen sehen das Lebendige nicht mehr. O meine Lippen sind verdorrt; der Liebe süßer Hauch quillt mir im Busen nicht mehr.

Ein Tag hat alle Jugend mir genommen; am Eurotas hat mein Leben sich mude geweint, ach! am Eurotas, der in rettungsloser Schmach an Lazedámons Schutt vorüberklagt, mit allen seinen Wellen. Da, da hat mich das Schicksal abgeerntet. – Soll ich deine Liebe, wie ein Almosen, besitzen? – Ich bin so gar nichts, bin so ruhmlos, wie der armste Knecht. Ich bin verbannt, verflucht, wie ein gemeiner Rebelle und mancher Grieche in Morea wird von unsern Heldentaten, wie von einer Diebsgeschichte seinen Kindeskindern künftighin erzählen.

Ach! und Eines hab ich lange dir verschwiegen. Feierlich verstieß mein Vater mich, verwies mich ohne Ruckkehr aus dem Hause meiner Jugend, will mich nimmer wieder sehen, nicht in diesem, noch im andern Leben, wie er sagt. So lautet die Antwort auf den Brief, worin ich mein Beginnen ihm geschrieben.

Nun laß dich nur das Mitleid nimmer irreführen. Glaube mir, es bleibt uns überall noch eine Freude. Der echte Schmerz begeistert. Wer auf sein Elend tritt, steht höher. Und das ist herrlich, daß wir erst im Leiden der Seele Freiheit fühlen. Freiheit! wer das Wort versteht – es ist ein tiefes Wort, Diotima. Ich bin so innigst angefochten, bin so unerhört gekrankt, bin ohne Hoffnung, ohne Ziel, bin gänzlich ehrlos, und doch ist eine Macht in mir, ein Unbezwingliches, das mein Gebein mißsaßen Schauern durchdringt, so oft es rege wird in mir.

Auch hab ich meinen Alabanda noch. Der hat so wenig zu gewinnen, als ich selbst. Den kann ich ohne Schaden mir behalten. Ach! der königliche Jungling hatt ein besser Los verdient. Er ist so sanft geworden und so still. Das will mir oft das Herz zerreißen. Aber einer erhalt den andern. Wir sagen uns nichts; was sollten wir uns sagen? aber es ist denn doch ein Segen in manchem kleinen Liebesdienste, den wir uns leisten.

Da schläft er und lachelt genugsam, mitten in unsrem Schicksal. Der Gute! er weiß nicht, was ich tue. Er wurd es nicht dulden. Du mußt an Diotima schreiben, gebot er mir, und mußt ihr sagen, daß sie bald mit dir sich aufmacht, in ein leidlicher Land zu fliehn. Aber er weiß nicht, daß ein Herz, das so verzweifeln lernte, wie seines und wie meines, der Geliebten nichts mehr ist. Nein! nein! du fandest ewig keinen Frieden bei Hyperion, du mußtest untreu werden und das will ich dir ersparen.

Und so lebe denn wohl, du süßes Mädchen! lebe wohl! Ich mochte dir sagen, gehe dahin, gehe dorthin; da rauschen die Quellen des Lebens. Ich mocht ein freier Land, ein Land voll Schönheit und voll Seele dir zeigen und sagen: dahin rette dich! Aber o Himmel! konnt ich dies, so wär ich auch ein andrer und so mußt ich auch nicht Abschied nehmen – Abschied nehmen? Ach! ich weiß nicht, was ich tue. Ich wähnte mich so gefaßt, so besonnen. Jetzt schwindelt mir und mein Herz wirft sich umher, wie ein ungeduldiger Kranker. Weh über mich! ich richte meine letzte Freude zu Grunde. Aber es muß sein und das Ach! der Natur ist hier umsonst. Ich bins dir schuldig, und ich bin ja ohnedies dazu geboren, heimatlos und ohne Ruhestätte zu sein. O Erde! o ihr Sterne! werde ich nirgends wohnen am Ende?

Noch Einmal möcht ich wiederkehren an deinen Busen, wo es auch wäre! Ätheraugen! Einmal noch mir wieder begegnen in euch! an deinen Lippen hängen, du Liebliche! du Unaus-

sprechliche! und in mich trinken dein entzückend heiligsüßes Leben – aber höre das nicht! ich bitte dich, achte das nicht! Ich wurde sagen, ich sei ein Verführer, wenn du es hörtest. Du kennst mich, du verstehst mich. Du weißt, wie tief du mich achtest, wenn du mich nicht bedauerst, mich nicht horst. Ich kann, ich darf nicht mehr – wie mag der Priester leben, wo sein Gott nicht mehr ist? O Genius meines Volks! o Seele Griechenlands! ich muß hinab, ich muß im Totenreiche dich suchen.

Hyperion an Diotima

Ich habe lange gewartet, ich will es dir gestehn, ich habe sehnlich auf ein Abschiedswort aus deinem Herzen gehofft, aber du schweigst. Auch das ist eine Sprache deiner schönen Seele, Diotima.

Nicht wahr, die heiligern Akkorde hören darum denn doch nicht auf? nicht wahr, Diotima, wenn auch der Liebe sanftes Mondlicht untergeht, die höhern Sterne ihres Himmels leuchten noch immer? O das ist ja meine letzte Freude, daß wir unzertrennlich sind, wenn auch kein Laut von dir zu mir, kein Schatten unsrer holden Jugendtage mehr zuruckkehrt!

Ich schaue hinaus in die abendrotliche See, ich strecke meine Arme aus nach der Gegend, wo du ferne lebst und meine Seele erwarmt noch einmal an allen Freuden der Liebe und Jugend. O Erde! meine Wiege! alle Wonne und aller Schmerz ist in dem Abschied, den wir von dir nehmen.

Ihr lieben Jonischen Inseln! und du, mein Kalaurea, und du, mein Tina, ihr seid mir all im Auge, so fern ihr seid, und mein Geist fliegt mit den Lüftchen über die regen Gewässer; und die ihr dort zur Seite mir dämmert, ihr Ufer von Teos und Ephesus, wo ich einst mit Alabanda ging in den Tagen der Hoffnung, ihr scheint mir wieder, wie damals, und ich möcht hinüberschiffen ans Land und den Boden küssen und den Boden er-

wärmen an meinem Busen, und alle süßen Abschiedsworte stammeln vor der schweigenden Erde, eh ich auffliege ins Freie.

Schade, schade, daß es jetzt nicht besser zugeht unter den Menschen, sonst blieb ich gern auf diesem guten Stern. Aber ich kann dies Erdenrund entbehren, das ist mehr, denn alles, was es geben kann.

Laß uns im Sonnenlicht, o Kind! die Knechtschaft dulden, sagte zu Polyxena die Mutter, und ihre Lebensliebe konnte nicht schöner sprechen. Aber das Sonnenlicht, das eben wider-
rät die Knechtschaft mir, das läßt mich auf der entwürdigten Erde nicht bleiben und die heiligen Strahlen ziehn, wie Pfade, die zur Heimat führen, mich an.

Seit langer Zeit ist mir die Majestät der schicksallosen Seele gegenwärtiger, als alles andre gewesen; in herrlicher Einsamkeit hab ich manchmal in mir selber gelebt; ich bins gewohnt geworden, die Außendinge abzuschütteln, wie Flocken von Schnee; wie sollt ich dann mich scheun, den sogenannten Tod zu suchen? hab ich nicht tausendmal mich in Gedanken befreit, wie sollt ich denn anstehn, es Einmal wirklich zu tun? Sind wir denn, wie leibeigene Knechte, an den Boden gefesselt, den wir pflügen? sind wir, wie zahmes Geflügel, das aus dem Hofe nicht laufen darf, weils da gefuttert wird?

Wir sind wie die jungen Adler, die der Vater aus dem Neste jagt, daß sie im hohen Äther nach Beute suchen.

Morgen schlägt sich unsre Flotte und der Kampf wird heiß genug sein. Ich betrachte diese Schlacht, wie ein Bad, den Staub mir abzuwaschen; und ich werde wohl finden, was ich wünsche; Wünsche, wie meiner, gewähren an Ort und Stelle sich leicht. Und so hätt ich doch am Ende durch meinen Feldzug etwas erreicht und sehe, daß unter Menschen keine Muhe vergebens ist.

Fromme Seele! ich möchte sagen, denke meiner, wenn du an mein Grab kömmt. Aber sie werden mich wohl in die Meers-

flut werfen, und ich seh es gerne, wenn der Rest von mir da untersinkt, wo die Quellen all und die Strome, die ich liebte, sich versammeln, und wo die Wetterwolke aufsteigt, und die Berge trankt und die Tale, die ich liebte. Und wir? o Diotima! Diotima! wann sehn wir uns wieder?

Es ist unmöglich, und mein innerstes Leben empört sich, wenn ich denken will, als verloren wir uns. Ich würde jahrtausendlang die Sterne durchwandern, in alle Formen mich kleiden, in alle Sprachen des Lebens, um dir einmal wieder zu begegnen. Aber ich denke, was sich gleich ist, findet sich bald.

Große Seele! du wirst dich finden können in diesen Abschied und so laß mich wandern! Grüße deine Mutter! Grüße Notara und die andern Freunde!

Auch die Baume grüße, wo ich dir zum ersten Male begegnete und die frohlichen Bache, wo wir gingen und die schonen Gärten von Angele, und laß, du Liebe! dir mein Bild dabei begegnen. Lebe wohl.

ZWEITES BUCH

Hyperion an Bellarmin

Ich war in einem holden Traume, da ich die Briefe, die ich einst gewechselt, für dich abschrieb. Nun schreib ich wieder dir, mein Bellarmin! und führe weiter dich hinab, hinab bis in die tiefste Tiefe meiner Leiden, und dann, du letzter meiner Lieben! komm mit mir heraus zur Stelle, wo ein neuer Tag uns anglantz.

Die Schlacht, wovon ich an Diotima geschrieben, begann. Die Schiffe der Türken hatten sich in den Kanal, zwischen die Insel Chios und die asiatische Küste hinein, geflüchtet, und standen am festen Lande hinauf bei Tschesme. Mein Admiral verließ mit seinem Schiffe, worauf ich war, die Reihe, und hub das Vorspiel an mit dem ersten Schiffe der Turken. Das grim-mige Paar war gleich beim ersten Angriff bis zum Taumel erhitzt, es war ein rachetrunknes schreckliches Getümmel. Die Schiffe hingen bald mit ihrem Tauwerk aneinander fest; das wütende Gefecht ward immer enger und enger.

Ein tiefes Lebensgefühl durchdrang mich noch. Es war mir warm und wohl in allen Gliedern. Wie ein zärtlichscheidender, fühlte zum letzten Male sich in allen seinen Sinnen mein Geist. Und nun, voll heißen Unmuts, daß ich Besseres nicht wußte, denn mich schlachten zu lassen in einem Gedränge von Barbaren, mit zürnenden Tränen im Auge, sturmt ich hin, wo mir der Tod gewiß war.

Ich traf die Feinde nahe genug und von den Russen, die an meiner Seite fochten, war in wenig Augenblicken auch nicht Einer übrig. Ich stand allein da, voll Stolzes und warf mein Leben, wie einen Bettlerpfennig, vor die Barbaren, aber sie wollten

mich nicht. Sie sahen mich an, wie einen, an dem man sich zu versundigen fürchtet, und das Schicksal schien mich zu achten in meiner Verzweiflung.

Aus höchster Notwehr hieb denn endlich einer auf mich ein, und traf mich, daß ich stürzte. Mir wurde von da an nichts mehr bewußt, bis ich auf Paros, wohin ich übergeschifft war, wieder erwachte.

Von dem Diener, der mich aus der Schlacht trug, hört ich nachher, die beiden Schiffe, die den Kampf begonnen, seien in die Luft geflogen, den Augenblick darauf, nachdem er mit dem Wundarzt mich in einem Boote weggebracht. Die Russen hatten Feuer in das türkische Schiff geworfen, und weil ihr eignes an dem andern festhing, brannt es mit auf.

Wie diese fürchterliche Schlacht ein Ende nahm, ist dir bekannt. So straft ein Gift das andre, rief ich, da ich erfuhr, die Russen hätten die ganze türkische Flotte verbrannt – so rotten die Tyrannen sich selbst aus.

Hyperion an Bellarmin

Sechs Tage nach der Schlacht lag ich in einem peinlichen todähnlichen Schlaf. Mein Leben war, wie eine Nacht, von Schmerzen, wie von zückenden Blitzen, unterbrochen. Das erste, was ich wieder erkannte, war Alabanda. Er war, wie ich erfuhr, nicht einen Augenblick von mir gewichen, hatte fast allein mich bedient, mit unbegreiflicher Geschäftigkeit, mit tausend zärtlichen häuslichen Sorgen, woran er sonst im Leben nie gedacht, und man hatt ihn auf den Knien vor meinem Bette rufen hören: o lebe, mein Lieber! daß ich lebe!

Es war ein glücklich Erwachen, Bellarmin! Da mein Auge nun wieder dem Lichte sich öffnete, und mit den Tränen des Wiedersehens der Herrliche vor mir stand.

Ich reicht ihm die Hand hin, und der Stolze küßte sie mit allem

Entzücken der Liebe. Er lebt, rief er, o Retterin! o Natur! du gute, alles heilende! dein armes Paar, das vaterlandslose, das irre, verlassest doch du nicht! O ich will es nie vergessen, Hyperion! wie dein Schiff vor meinen Augen im Feuer aufging, und donnernd, in die rasende Flamme die Schiffer mit sich hinaufriß, und unter den wenigen geretteten kein Hyperion war. Ich war von Sinnen und der grimmige Schlachtlärm stillte mich nicht. Doch hört ich bald von dir und flog dir nach, sobald wir mit dem Feinde vollends fertig waren. –

Und wie er nun mich hutete! wie er mit liebender Vorsicht mich gefangen hielt in dem Zauberkreise seiner Gefälligkeiten! wie er, ohne ein Wort, mit seiner großen Ruhe mich lehrte, den freien Lauf der Welt neidlos und männlich zu verstehen!

O ihr Söhne der Sonne! ihr freieren Seelen! es ist viel verlorengegangen in diesem Alabanda. Ich suchte umsonst und flehte das Leben an, seit er fort ist; solch eine Romernatur hab ich nimmer gefunden. Der Sorgenfreie, der Tiefverständige, der Tapfre, der Edle! Wo ist ein Mann, wenn ers nicht war? Und wenn er freundlich war und fromm, da wars, wie wenn das Abendlicht im Dunkel der majestätischen Eiche spielt und ihre Blätter träufeln vom Gewitter des Tags.

Hyperion an Bellarmin

Es war in den schönen Tagen des Herbsts, da ich von meiner Wunde halbgenesen zum ersten Male wieder ans Fenster trat. Ich kam mit stilleren Sinnen wieder ins Leben und meine Seele war aufmerksamer geworden. Mit seinem leisesten Zauber wehte der Himmel mich an, und mild, wie ein Blütenregen, flossen die heitern Sonnenstrahlen herab. Es war ein großer, stiller, zärtlicher Geist in dieser Jahreszeit, und die Vollendungsruhe, die Wonne der Zeitigung in den säuselnden Zweigen umfing mich, wie die erneuerte Jugend, so die Alten in ihrem Elysium hofften.

Ich hatt es lange nicht mit reiner Seele genossen, das kindliche Leben der Welt, nun tat mein Auge sich auf mit aller Freude des Wiedersehens und die selige Natur war wandellos in ihrer Schöne geblieben. Meine Tränen flossen, wie ein Sühnopfer, vor ihr, und schauernd stieg ein frisches Herz mir aus dem alten Unmut auf. O heilige Pflanzenwelt! rief ich, wir streben und sinnend und haben doch dich! wir ringen mit sterblichen Kräften Schönes zu bauen, und es wächst doch sorglos neben uns auf! nicht wahr, Alabanda? für die Not zu sorgen, sind die Menschen gemacht, das übrige gibt sich selber. Und doch – ich kann es nicht vergessen, wie vielmehr ich gewollt.

Laß dir genug sein, Lieber! daß du bist, rief Alabanda, und störe dein stilles Wirken durch die Trauer nicht mehr.

Ich will auch ruhen, sagt ich. O ich will die Entwürfe, die Forderungen alle, wie Schuldbriefe, zerreißen. Ich will mich rein erhalten, wie ein Künstler sich halt, dich will ich lieben, harmlos Leben, Leben des Hains und des Quells! dich will ich ehren, o Sonnenlicht! an dir mich stillen, schöner Äther, der die Sterne beseelt, und hier auch diese Bäume umatmet und hier im Innern der Brust uns berührt! o Eigensinn der Menschen! wie ein Bettler, hab ich den Nacken gesenkt und es sahen die schweigenden Götter der Natur mit allen ihren Gaben mich an! – Du lächelst, Alabanda? o wie oft, in unsern ersten Zeiten, hast du so gelächelt, wann dein Knabe vor dir plauderte, im trunkenen Jugendmut, indes du da, wie eine stille Tempelsäule, standst, im Schutt der Welt, und leiden mußtest, daß die wilden Ranken meiner Liebe dich umwuchsen – sieh! wie eine Binde fällt von meinen Augen und die alten goldenen Tage sind lebendig wieder da.

Ach! rief er, dieser Ernst, in dem wir lebten und diese Lebenslust!

Wenn wir jagten im Forst, rief ich, wenn in der Meersflut wir uns badeten, wenn wir sangen und tranken, wo durch den

Lorbeerschatten die Sonn und der Wein und Augen und Lippen uns glanzten – es war ein einzig Leben und unser Geist umleuchtete, wie ein glänzender Himmel, unser jugendlich Glück. Drum läßt auch keiner von dem andern, sagte Alabanda.

O ich habe dir ein schwer Bekenntnis abzulegen, sagt ich. Wirst du mir es glauben, daß ich fortgewollt? von dir! daß ich gewaltsam meinen Tod gesucht! war das nicht herzlos? rasend? ach und meine Diotima! sie soll mich lassen, schrieb ich ihr, und drauf noch einen Brief, den Abend vor der Schlacht – und da schriebst du, rief er, daß du in der Schlacht dein Ende finden wolltest? o Hyperion! Doch hat sie wohl den letzten Brief noch nicht. Du mußt nur eilen, ihr zu schreiben, daß du lebst!

Bester Alabanda! rief ich, das ist Trost! Ich schreibe gleich und schicke meinen Diener fort damit. O ich will ihm alles, was ich habe, bieten, daß er eilt und noch zu rechter Zeit nach Kalaurea kömmt. –

Und den andern Brief, wo vom Entsagen die Rede war, versteht, vergibt die gute Seele dir leicht, setzt' er hinzu.

Vergibt sie? rief ich; o ihr Hoffnungen alle! ja! wenn ich noch glücklich mit dem Engel wurde!

Noch wirst du glücklich sein, rief Alabanda; noch ist die schönste Lebenszeit dir übrig. Ein Held ist der Jüngling, der Mann ein Gott, wenn ers erleben kann.

Es dammerte mir wunderbar in der Seele bei seiner Rede.

Der Bäume Gipfel schauerten leise; wie Blumen aus der dunklen Erde, sproßten Sterne aus dem Schoße der Nacht und des Himmels Frühling glänzt' in heiliger Freude mich an.

Hyperion an Bellarmin

Einige Augenblicke darauf, da ich eben an Diotima schreiben wollte, trat Alabanda freudig wieder ins Zimmer. Ein Brief, Hyperion! rief er; ich schrak zusammen und flog hinzu.

Wie lange, schrieb Diotima, mußt ich leben ohne ein Zeichen von dir! Du schriebst mir von dem Schicksalstage in Misistra, und ich antwortete schnell; doch allem nach erhieltst du meinen Brief nicht. Du schriebst mir bald darauf wieder, kurz und düster, und sagtest mir, du seiest gesonnen, auf die russische Flotte zu gehn; ich antwortete wieder; doch auch diesen Brief erhieltst du nicht; nun harrt auch ich vergebens, vom Mai bis jetzt zum Ende des Sommers, bis vor einigen Tagen der Brief kommt, der mir sagt, ich möchte dir entsagen, Lieber!

Du hast auf mich gerechnet, hast mirs zugetraut, daß dieser Brief mich nicht beleidigen könne. Das freute mich herzlich, mitten in meiner Betrübniß.

Unglücklicher, hoher Geist! ich habe nur zu sehr dich gefaßt. O es ist so ganz natürlich, daß du nimmer lieben willst, weil deine größern Wünsche verschmachten. Mußt du denn nicht die Speise verschmähn, wenn du daran bist, Durstes zu sterben?

Ich wußte es bald; ich konnte dir nicht alles sein. Konnt ich die Bande der Sterblichkeit dir lösen? konnt ich die Flamme der Brust dir stillen, für die kein Quell fließt und kein Weinstock wächst? konnt ich die Freuden einer Welt in einer Schale dir reichen?

Das willst du. Das bedarfst du, und du kannst nicht anders. Die grenzenlose Unmacht deiner Zeitgenossen hat dich um dein Leben gebracht.

Wem einmal, so, wie dir, die ganze Seele beleidiget war, der ruht nicht mehr in einzelner Freude, wer so, wie du, das fade Nichts gefühlt, erheitert in höchstem Geiste sich nur, wer so den Tod erfuhr, wie du, erholt allein sich unter den Göttern.

Glücklich sind sie alle, die dich nicht verstehen! Wer dich versteht, muß deine Größe teilen und deine Verzweiflung.

Ich fand dich, wie du bist. Des Lebens erste Neugier trieb mich

an das wunderbare Wesen. Unaussprechlich zog die zarte Seele mich an und kindisch-furchtlos spielt ich um deine gefährliche Flamme. – Die schonen Freuden unserer Liebe sänftigten dich; böser Mann! nur, um dich wilder zu machen. Sie besänftigten, sie trösteten auch mich, sie machten mich vergessen, daß du im Grunde trostlos warst, und daß auch ich nicht fern war, es zu werden, seit ich dir in dein geliebtes Herz sah.

In Athen, bei den Trümmern des Olympion ergriff es mich von neuem. Ich hatte sonst wohl noch in einer leichten Stunde gedacht, des Junglings Trauer sei doch wohl so ernst und unerbittlich nicht; es ist so selten, daß ein Mensch mit dem ersten Schritt ins Leben so mit einmal, so im kleinsten Punkt, so schnell, so tief das ganze Schicksal seiner Zeit empfand, und daß es unaustilgbar in ihm haftet, dies Gefühl, weil er nicht rauh genug ist, um es auszustoßen, und nicht schwach genug, es auszuweinen; das, mein Teurer! ist so selten, daß es uns fast unnatürlich dünkt.

Nun, im Schutt des heiteren Athens, nun ging mirs selbst zu nah, wie sich das Blatt gewandt, daß jetzt die Toten oben über der Erde gehn und die Lebendigen, die Gottermenschen drunten sind, nun sah ichs auch zu wörtlich und zu wirklich dir aufs Angesicht geschrieben, nun gab ich dir auf ewig recht. Aber zugleich erschienst du mir auch größer. Ein Wesen voll geheimer Gewalt, voll tiefer unentwickelter Bedeutung, ein einzig hoffnungsvoller Jüngling schienst du mir. Zu wem so laut das Schicksal spricht, der darf auch lauter sprechen mit dem Schicksal, sagt ich mir; je unergründlicher er leidet, um so unergründlich mächtiger ist er. Von dir, von dir nur hofft ich alle Genesung. Ich sah dich reisen. Ich sah dich wirken. O der Verwandlung! Von dir gestiftet, grünte wieder des Akademus Hain über den horchenden Schülern und heilige Gespräche horte, wie einst, der Ahorn des Ilissus wieder.

Den Ernst der Alten gewann in deiner Schule der Genius unse-

rer Jünglinge bald, und seine vergänglichen Spiele wurden unsterblicher, denn er schämte sich, hielt für Gefangenschaft den Schmetterlingsflug. –

Dem hätt, ein Roß zu lenken, genügt; nun ist er ein Feldherr. Allzu genügsam hätte der ein eitel Liedchen gesungen; nun ist er ein Künstler. Denn die Krafte der Helden, die Kräfte der Welt hattest du aufgetan vor ihnen in offenem Kampf; die Rätsel deines Herzens hattest du ihnen zu lösen gegeben; so lernten die Jünglinge Großes vereinen, lernten verstehn das Spiel der Natur, das seelenvolle, und vergaßen den Scherz. – Hyperion! Hyperion! hast du nicht mich, die Unmündige, zur Muse gemacht? So ergings auch den andern.

Ach! nun verließen so leicht sich nicht die geselligen Menschen; wie der Sand im Sturme der Wildnis irrten sie untereinander nicht mehr, noch hohnte sich Jugend und Alter, noch fehlt' ein Gastfreund dem Fremden, und die Vaterlandsgenossen sonderten nimmer sich ab und die Liebenden entleideten alle sich nimmer; an deinen Quellen, Natur, erfrischten sie sich, ach! an den heiligen Freuden, die geheimnisvoll aus deiner Tiefe quillen und den Geist erneun; und die Gotter erheiterten wieder die verwelkliche Seele der Menschen; es bewahrten die herzerhaltenden Gotter jedes freundliche Bündnis unter ihnen. Denn du, Hyperion! hattest deinen Griechen das Auge geheilt, daß sie das Lebendige sahn, und die in ihnen, wie Feuer im Holze schlief, die Begeisterung hattest du entzündet, daß sie fühlten die stille stete Begeisterung der Natur und ihrer reinen Kinder. Ach! nun nahmen die Menschen die schöne Welt nicht mehr, wie Laien des Künstlers Gedicht, wenn sie die Worte loben und den Nutzen drin ersahn. Ein zauberisch Beispiel wurdest du, lebendige Natur! den Griechen, und entzündet von der ewigen Götter Glück war alles Menschentun, wie einst, ein Fest; und zu Taten geleitete, schöner als Kriegsmusik, die jungen Helden Helios Licht.

Stille! stille! Es war mein schönster Traum, mein erster und mein letzter. Du bist zu stolz, dich mit dem bübischen Geschlechte langer zu befassen. Du tust auch recht daran. Du fuhrtest sie zur Freiheit, und sie dachten an Raub. Du führst sie siegend in ihr altes Lazedämon ein und diese Ungeheuer plündern und verflucht bist du von deinem Vater, großer Sohn! und keine Wildnis, keine Hohle ist sicher genug für dich auf dieser griechischen Erde, die du, wie ein Heiligtum, geachtet, die du mehr, wie mich, geliebt.

O mein Hyperion! ich bin das sanfte Mädchen nicht mehr, seit ich das alles weiß. Die Entrüstung treibt mich aufwärts, daß ich kaum zur Erde sehen mag und unablässig zittert mein beleidigtes Herz.

Wir wollen uns trennen. Du hast recht. Ich will auch keine Kinder; denn ich gönne sie der Sklavenwelt nicht, und die armen Pflanzen welkten mir ja doch in dieser Durre vor den Augen weg.

Lebe wohl! du teurer Jungling! geh du dahin, wo es dir der Mühe wert scheint, deine Seele hinzugeben. Die Welt hat doch wohl Einen Walplatz, Eine Opferstätte, wo du dich entledigen magst. Es wäre schade, wenn die guten Kräfte alle, wie ein Traumbild, so vergingen. Doch wie du auch ein Ende nimmst, du kehrst zu den Göttern, kehrst ins heilge, freie, jugendliche Leben der Natur, wovon du ausgingst, und das ist ja dein Verlangen nur und auch das meine.

So schrieb sie mir. Ich war erschüttert bis ins Mark, voll Schrecken und Lust, doch sucht ich mich zu fassen, um Worte zur Antwort zu finden.

Du willigst ein, Diotima? schrieb ich, du billigst mein Entsagen? konntest es begreifen? – Treue Seele! darein konntest du dich schicken? Auch in meine finstern Irren konntest du dich schicken, himmlische Geduld! und gabst dich hin, verdüstertest dich aus Liebe, glücklich Schoßkind der Natur! und wardst

mir gleich und heiligtest durch deinen Beitritt meine Trauer :
Schöne Heldin! welch Krone verdienstest du ?

Aber nun sei es auch des Trauerns genug, du Liebe! Du bist
mir nachgefolgt in meine Nacht, nun komm! und laß mich dir
zu deinem Lichte folgen, zu deiner Anmut laß uns wieder-
kehren, schönes Herz! o deine Ruhe laß mich wiedersehen,
selige Natur! vor deinem Friedensbilde meinen Übermut auf
immer mir entschlummern.

Nicht wahr, du Teure! noch ist meine Rückkehr nicht zu spät,
und du nimmst mich wieder auf und kannst mich wieder lieben,
wie sonst ? nicht wahr, noch ist das Glück vergangner Tage nicht
für uns verloren ?

Ich hab es bis aufs Äußerste getrieben. Ich habe sehr undankbar
an der mütterlichen Erde gehandelt, habe mein Blut und alle
Liebesgaben, die sie mir gegeben, wie einen Knechtlohn, weg-
geworfen und ach! wie tausendmal undankbarer an dir, du
heilig Mädchen! das mich einst in seinen Frieden aufnahm,
mich, ein scheu zerrißnes Wesen, dem aus tiefgepreßter Brust sich
kaum ein Jugendschimmer stahl, wie hie und da ein Grashalm
auf zertretenen Wegen. Hattest du mich nicht ins Leben gerufen ?
war ich nicht dein ? wie konnt ich denn – o du weißt es, wie ich
hoffe, noch nicht, hast noch den Unglücksbrief nicht in den
Handen, den ich vor der letzten Schlacht dir schrieb ? Da wollt
ich sterben, Diotima, und ich glaubt, ein heilig Werk zu tun.
Aber wie kann das heilig sein, was Liebende trennt ? wie kann
das heilig sein, was unsers Lebens frommes Glück zerrüttet ?
– Diotima! schöngebornes Leben! ich bin dir jetzt dafür in
deinem Eigensten um so ähnlicher geworden, ich hab es endlich
achten gelernt, ich hab es bewahren gelernt, was gut und innig
ist auf Erden. O wenn ich auch dort oben landen könnte an den
glänzenden Inseln des Himmels, fänd ich mehr, als ich bei Dio-
tima finde ?

Höre mich nun, Geliebte!

In Griechenland ist meines Bleibens nicht mehr. Das weißt du. Bei seinem Abschied hat mein Vater mir soviel von seinem Überflusse geschickt, als hinreicht, in ein heilig Tal der Alpen oder Pyrenäen uns zu fluchten, und da ein freundlich Haus und auch von grüner Erde soviel zu kaufen, als des Lebens goldne Mittelmäßigkeit bedarf.

Willst du, so komm ich gleich und fuhr an treuem Arme dich und deine Mutter und wir küssen Kalaureas Ufer und trocknen die Tränen uns ab, und eilen über den Isthmus hinein ans Adriatische Meer, von wo ein sicher Schiff uns weiterbringt.

O komm! in den Tiefen der Gebirgswelt wird das Geheimnis unsers Herzens ruhn, wie das Edelgestein im Schacht, im Schoße der himmelragenden Walder, da wird uns sein, wie unter den Säulen des innersten Tempels, wo die Gotterlosen nicht nahn, und wir werden sitzen am Quell, in seinem Spiegel unsre Welt betrachten, den Himmel und Haus und Garten und uns. Oft werden wir in heiterer Nacht im Schatten unsers Obstwalds wandeln und den Gott in uns, den liebenden, belauschen, indes die Pflanze aus dem Mittagsschlummer ihr gesunken Haupt erhebt und deiner Blumen stilles Leben sich erfrischt, wenn sie im Tau die zarten Arme baden, und die Nachtluft kühlend sie umatmet und durchdringt, und über uns blüht die Wiese des Himmels mit all ihren funkelnden Blumen und seitwärts ahmt das Mondlicht hinter westlichem Gewölk den Niedergang des Sonnenjunglings, wie aus Liebe schüchtern nach – und dann des Morgens, wenn sich, wie ein Flußbett unser Tal mit warmem Lichte füllt, und still die goldne Flut durch unsre Bäume rinnt, und unser Haus umwallt, und die lieblichen Zimmer deine Schöpfung dir verschönt, und du in ihrem Sonnenglanze gehst und mir den Tag in deiner Grazie segnest, Liebe! wenn sich dann, indes wir so die Morgenwonne feiern, der Erde geschäftig Leben, wie ein Opferbrand, vor unsern Augen entzündet, und wir nun hingehn um auch unser Tagwerk, um

von uns auch einen Teil in die steigende Flamme zu werfen, wirst du da nicht sagen, wir sind glücklich, wir sind wieder, wie die alten Priester der Natur, die heiligen und frohen, die schon fromm gewesen, eh ein Tempel stand.

Hab ich genug gesagt? entscheide nun mein Schicksal, teures Mädchen, und bald! – Es ist ein Glück, daß ich noch halb ein Kranker bin, von der letzten Schlacht her, und daß ich noch aus meinem Dienste nicht entlassen bin; ich konnte sonst nicht bleiben, ich mußte selbst fort, mußte fragen, und das wäre nicht gut, das hieße dich besturmen. –

Ach Diotima! bange torichte Gedanken fallen mir aufs Herz und doch – ich kann es nicht denken, daß auch diese Hoffnung scheitern soll.

Bist du denn nicht zu groß geworden, um noch wiederzukehren zu dem Glück der Erde? verzehrt die heftige Geistesflamme, die an deinem Leiden sich entzündete, verzehrt sie nicht alles Sterbliche dir?

Ich weiß es wohl, wer leicht sich mit der Welt entzweit, versohnt auch leichter sich mit ihr. Aber du, mit deiner Kinderstille, du, so glücklich einst in deiner hohen Demut, Diotima! wer will dich versöhnen, wenn das Schicksal dich empört?

Liebes Leben! ist denn keine Heilkraft mehr für dich in mir? von allen Herzenslauten ruft dich keiner mehr zurück ins menschliche Leben, wo du einst so lieblich mit gesenktem Flügel dich verweilt? o komm, o bleib in dieser Dämmerung! Dies Schattenland ist ja das Element der Liebe und hier nur rinnt der Wehmut stiller Tau vom Himmel deiner Augen.

Und denkst du unsrer goldnen Tage nicht mehr? der holdseligen, gottlichmelodischen? säuseln sie nicht aus allen Hainen von Kalaurea dich an?

Und sieh! es ist so manches in mir untergegangen, und ich habe der Hoffnungen nicht viele mehr. Dein Bild mit seinem Himmelssinne, hab ich noch, wie einen Hausgott, aus dem Brande

gerettet. Unser Leben, unsers ist noch unverletzt in mir. Sollt ich nun hingehn und auch dies begraben? Soll ich ruhelos und ohne Ziel hinaus, von einer Fremde in die andre? Hab ich darum lieben gelernt?

O nein! du Erste und du Letzte! Mein warst du, du wirst die Meine bleiben.

Hyperion an Bellarmin

Ich saß mit Alabanda auf einem Hügel der Gegend, in lieblich-warmender Sonn, und um uns spielte der Wind mit abgefallenem Laube. Das Land war stumm; nur hie und da ertont' im Wald ein sturzender Baum, vom Landmann gefällt, und neben uns murmelte der vergangliche Regenbach hinab ins ruhige Meer.

Ich war so ziemlich sorglos; ich hoffte, nun meine Diotima bald zu sehn, nun bald mit ihr in stillem Glücke zu leben. Alabanda hatte die Zweifel alle mir ausgeredet; so sicher war er selbst hierüber. Auch er war heiter; nur in andrem Sinne. Die Zukunft hatte keine Macht mehr über ihn. O ich wußt es nicht; er war am Ende seiner Freuden, sah mit allen seinen Rechten an die Welt, mit seiner ganzen siegrischen Natur sich unnütz, wirkungslos und einsam, und das ließ er so geschehn, als war ein zeitverkürzend Spiel verloren.

Jetzt kam ein Bote auf uns zu. Er bracht uns die Entlassung aus dem Kriegsdienst, um die wir beide bei der russischen Flotte gebeten, weil für uns nichts mehr zu tun war, was der Mühe wert schien. Ich konnte nun Paros verlassen, wenn ich wollte. Auch war ich nun zur Reise gesund genug. Ich wollte nicht auf Diotimas Antwort warten, wollte fort zu ihr, es war, als wenn ein Gott nach Kalaurea mich triebe. Wie das Alabanda von mir horte, veränderte sich seine Farbe und er sah wehmütig mich an. So leicht wirds meinem Hyperion, rief er, seinen Alabanda zu verlassen?

Verlassen? sagt ich, wie denn das?

O über euch Traumer! rief er, siehest du denn nicht, daß wir uns trennen müssen?

Wie sollt ichs sehen? erwidert ich; du sagst ja nichts davon; und was mir hie und da erschien an dir, das wie auf einen Abschied deutete, das nahm ich gerne für Laune, für Herzensüberfluß –

O ich kenn es, rief er, dieses Gotterspiel der reichen Liebe, die selber Not schafft, um sich ihrer Fülle zu entladen und ich wollt, es ware so mit mir, du Guter! aber hier ists Ernst!

Ernst? rief ich, und warum denn?

Darum, mein Hyperion, sagt' er sanft, weil ich dein künftig Glück nicht gerne stören möchte, weil ich Diotimas Nähe fürchten muß. Glaube mir, es ist gewagt, um Liebende zu leben, und ein tatlos Herz, wie meines nun ist, hält es schwerlich aus.

Ach guter Alabanda! sagt ich lächelnd, wie mißkennst du dich! Du bist so wächsern nicht und deine feste Seele springt so leicht nicht über ihre Grenzen. Zum erstenmal in deinem Leben bist du grillenhaft. Du machtest hier bei mir den Krankenwärter und man sieht, wie wenig du dazu geboren bist. Das Stillesitzen hat dich scheu gemacht –

Siehst du? rief er, das ists eben. Werd ich tätiger leben mit euch? und wenn es eine andre wäre! aber diese Diotima! kann ich anders? kann ich sie mit halber Seele fühlen? sie, die um und um so innig Eines ist, ein göttlich ungeteiltes Leben? Glaube mir, es ist ein kindischer Versuch, dies Wesen sehn zu wollen ohne Liebe. Du blickst mich an, als kenntest du mich nicht? Bin ich doch selbst mir fremd geworden, diese letzten Tage, seit ihr Wesen so lebendig ist in mir.

O warum kann ich sie dir nicht schenken? rief ich.

Laß das! sagt' er. Troste mich nicht, denn hier ist nichts zu trösten. Ich bin einsam, einsam, und mein Leben geht, wie eine Sanduhr, aus.

Große Seele! rief ich, muß es dahin mit dir kommen?

Sei zufrieden, sagt' er. Ich fing schon an zu welken, da wir in Smyrna uns fanden. Ja! da ich noch ein Schiffsjung war und stark und schnell der Geist und alle Glieder mir wurden bei rauher Kost, in mutiger Arbeit! Wenn ich da in heiterer Luft nach einer Sturmnacht oben am Gipfel des Masts hing, unter der wehenden Flagge, und dem Seegevogel nach hinaussah über die glänzende Tiefe, wenn in der Schlacht oft unsre zornigen Schiffe die See durchwühlten, wie der Zahn des Ebers die Erd und ich an meines Hauptmanns Seite stand mit hellem Blick – da lebt ich, o da lebt ich! Und lange nachher da der junge Tiniote mir nun am Smyrner Strande begegnete, mit seinem Ernste, seiner Liebe, und meine verhartete Seele wieder aufgetaut war von den Blicken des Jünglings und lieben lernt' und heilig halten alles, was zu gut ist, um beherrscht zu werden, da ich mit ihm ein neues Leben begann, und neue seelenvollere Kräfte mir keimten zum Genusse der Welt und zum Kampfe mit ihr, da hofft ich wieder – ach! und alles, was ich hofft und hatte, war an dich gekettet; ich riß dich an mich, wollte mit Gewalt dich in mein Schicksal ziehn, verlor dich, fand dich wieder, unsre Freundschaft nur war meine Welt, mein Wert, mein Ruhm; nun ists auch damit aus, auf immer und all mein Dasein ist vergebens.

Ist denn das wahr? erwidert ich mit Seufzen.

Wahr wie die Sonne, rief er, aber laß das gut sein! es ist für alles gesorgt.

Wie so, mein Alabanda? sagt ich.

Laß mich dir erzählen, sagt' er. Ich habe noch nie dir ganz von einer gewissen Sache gesprochen. Und dann – so stillt es auch dich und mich ein wenig, wenn wir sprechen von Vergangem.

Ich ging einst hüllos an dem Hafen von Triest. – Das Kaperschiff, worauf ich diente, war einige Jahre zuvor gescheitert, und

ich hatte kaum mit wenigen ans Ufer von Sevilla mich gerettet. Mein Hauptmann war ertrunken und mein Leben und mein tiefend Kleid war alles, was mir blieb. Ich zog mich aus und ruht im Sonnenschein und trocknete die Kleider an den Strauchen. Drauf ging ich weiter auf der Straße nach der Stadt. Noch vor den Toren sah ich heitere Gesellschaft in den Gärten, ging hinein, und sang ein griechisch lustig Lied. Ein trauriges kannt ich nicht. Ich gluhte dabei vor Scham und Schmerz, mein Unglück so zur Schau zu tragen. Ich war ein achtzehnjähriger Knabe, wild und stolz, und haßt es wie den Tod, zum Gegenstande der Menschen zu werden. Vergebt mir, sagt ich, da ich fertig war mit meinem Liede; ich komme soeben aus dem Schiffbruch und weiß der Welt für heute keinen bessern Dienst zu tun, als ihr zu singen. Ich hatte das, so gut es ging, in spanischer Sprache gesagt. Ein Mann mit ausgezeichnetem Gesichte trat mir näher, gab mir Geld und sagt' in unserer Sprache mit Lächeln: Da! kauf einen Schleifstein dir dafür und lerne Messer scharfen und wandre so durchs feste Land. Der Rat gefiel mir. Herr! das will ich in der Tat; erwidert ich. Noch ward ich reichlich von den ubrigen beschenkt und ging und tat, wie mir der Mann geraten hatte, und trieb mich so in Spanien und Frankreich einige Zeit herum.

Was ich in dieser Zeit erfuhr, wie an der Knechtschaft tausendfaltigen Gestalten meine Freiheitsliebe sich scharft' und wie aus mancher harten Not mir Lebensmut und kluger Sinn erwuchs, das hab ich oft mit Freude dir gesagt.

Ich trieb mein wandernd schuldlos Tagewerk mit Lust, doch ward es endlich mir verbittert.

Man nahm es für Maske, weil ich nicht gemein genug daneben aussehn mochte, man bildete sich ein, ich treib im stillen ein gefährlicher Geschäft, und wirklich ward ich zweimal in Verhaft genommen. Das bewog mich dann, es aufzugeben und ich trat mit wenig Gelde, das ich mir gewonnen, meine Rückkehr

an zur Heimat, der ich einst entlaufen war. Schon war ich in Triest und wollte durch Dalmatien hinunter. Da befahl mich von der harten Reise eine Krankheit und mein kleiner Reichtum ging darüber auf. So ging ich halbgenesen traurig an dem Hafen von Triest. Mit einmal stand der Mann vor mir, der an dem Ufer von Sevilla meiner einst sich angenommen hatte. Er freute sich sonderbar, mich wiederzusehen, sagte mir, daß er sich oft meiner erinnert und fragte mich, wie mirs indes ergangen sei. Ich sagt ihm alles. Ich sehe, rief er, daß es nicht umsonst war, dich ein wenig in die Schule des Schicksals zu schicken. Du hast dulden gelernt, du sollst nun wirken, wenn du willst.

Die Rede, sein Ton, sein Handedruck, seine Miene, sein Blick, das alles traf, wie eines Gottes Macht, mein Wesen, das von manchem Leiden jetzt gerade entzündbarer, als je, war, und ich gab mich hin.

Der Mann, Hyperion, von dem ich spreche, war von jenen einer, die du in Smyrna bei mir sahst. Er führte gleich die Nacht darauf in eine feierliche Gesellschaft mich ein. Ein Schauer überlief mich, da ich in den Saal trat und beim Eintritt mein Begleiter mir die ernstesten Männer wies und sagte: dies ist der Bund der Nemesis. Berauscht vom großen Wirkungskreise, der vor mir sich auftrat, übermachtet ich feierlich mein Blut und meine Seele diesen Männern. Bald nachher wurde die Versammlung aufgehoben, um in Jahren anderswo sich zu erneuern und ein jeder trat den angewiesenen Weg an, den er durch die Welt zu machen hatte. Ich wurde denen beigelegt, die du in Smyrna einige Jahre nachher bei mir fandst.

Der Zwang, worin ich lebte, folterte mich oft, auch sah ich wenig von den großen Wirkungen des Bundes und meine Tatenlust fand kahle Nahrung. Doch all dies reichte nicht hin, um mich zu einem Abfall zu vermögen. Die Leidenschaft zu dir verleitete mich endlich. Ich hab's dir oft gesagt, ich war wie ohne Luft und Sonne, da du fort warst; und anders hatt ich keine

Wahl; ich mußte dich aufgeben, oder meinen Bund. Was ich erwählte, siehst du.

Aber alles Tun des Menschen hat am Ende seine Strafe, und nur die Gotter und die Kinder trifft die Nemesis nicht.

Ich zog das Gotterrecht des Herzens vor. Um meines Liebblings willen brach ich meinen Eid. War das nicht billig? muß das edelste Sehnen nicht das freieste sein? – Mein Herz hat mich beim Worte genommen; ich gab ihm Freiheit und du siehst, es braucht sie.

Huldige dem Genius Einmal und er achtet dir kein sterblich Hindernis mehr und reißt dir alle Bande des Lebens entzwei.

Verpflichtung brach ich um des Freundes willen, Freundschaft würd ich brechen um der Liebe willen. Um Diotimas willen würd ich dich betrügen und am Ende mich und Diotima morden, weil wir doch nicht Eines waren. Aber es soll nicht seinen Gang gehn; soll ich büßen, was ich tat, so will ich es mit Freiheit; meine eignen Richter wähl ich mir; an denen ich gefehlt, die sollen mich haben.

Sprichst du von deinen Bundesbrüdern? rief ich; o mein Alabanda! tue das nicht!

Was können sie mir nehmen als mein Blut? erwidert' er. Dann faßt' er sanft mich bei der Hand. Hyperion! rief er, meine Zeit ist aus, und was mir übrig bleibt ist nur ein edles Ende. Laß mich! mache mich nicht klein und fasse Glauben an mein Wort! Ich weiß so gut, wie du, ich könnte mir ein Dasein noch erkünsteln, könnte, weil des Lebens Mahl verzehrt ist, mit den Brosamen noch spielen, aber das ist meine Sache nicht; auch nicht die deine. Brauch ich mehr zu sagen? Sprech ich nicht aus deiner Seele dir? Ich dürste nach Luft, nach Kühlung, Hyperion! Meine Seele wallt mir über von selbst und hält im alten Kreise nicht mehr. Bald kommen ja die schönen Wintertage, wo die dunkle Erde nichts mehr ist, als die Folie des leuchtenden Himmels, da wär es gute Zeit, da blinken ohnedies gast-

freundlicher die Inseln des Lichts! – dich wundert die Rede:
Liebster! alle Scheidenden sprechen, wie Trunkne, und nehmen gerne sich festlich. Wenn der Baum zu welken anfangt, tragen nicht alle seine Blätter die Farbe des Morgenroths?

Große Seele, rief ich, muß ich Mitleid für dich tragen?

Ich fühlte an seiner Höhe, wie tief er litt. Ich hatte solches Weh im Leben nie erfahren. Und doch, o Bellarmin! doch fühlte ich auch die Größe aller Freuden, solch ein Gotterbild in Augen und Armen zu haben. Ja! stirb nur, rief ich, stirb! Dein Herz ist herrlich genug, dein Leben ist reif, wie die Trauben am Herbsttag. Geh, Vollendeter! ich ginge mit dir, wenn es keine Diotima gäbe.

Hab ich dich nun? erwidert' Alabanda, sprichst du so? wie tief, wie seelenvoll wird alles, wenn mein Hyperion es einmal faßt! Er schmeichelt, rief ich, um das unbesonnene Wort zum zweiten Male mir abzulocken! gute Götter! um von mir Erlaubnis zu gewinnen zu der Reise nach dem Blutgericht!

Ich schmeichle nicht, erwidert' er mit Ernst, ich hab ein Recht, zu tun, was du verhindern willst, und kein gemeines! ehre das!

Es war ein Feuer in seinen Augen, das, wie ein Gottergebot, mich niederschlug, und ich schamte mich, nur ein Wort noch gegen ihn zu sagen.

Sie werden es nicht, dachte ich mitunter, sie können es nicht. Es ist zu sinnlos, solche ein herrlich Leben hinzuschlachten, wie ein Opfertier, und dieser Glaube machte mich ruhig.

Es war ein eigner Gewinn, ihn noch zu hören, in der Nacht darauf, nachdem ein jeder für seine eigne Reise gesorgt, und wir vor Tagesanbruch wieder hinausgegangen waren, um noch einmal allein zusammen zu sein.

Weißt du, sagt' er unter andrem, warum ich nie den Tod geadchtet? Ich fühlte in mir ein Leben, das kein Gott geschaffen, und kein Sterblicher gezeugt. Ich glaube, daß wir durch uns selber sind, und nur aus freier Lust so innig mit dem All verbunden.

So etwas hab ich nie von dir gehört, erwidert' ich.

Was war auch, fuhr er fort, was war auch diese Welt, wenn sie nicht war ein Einklang freier Wesen? wenn nicht aus eignem frohem Triebe die Lebendigen von Anbeginn in ihr zusammenwirkten in Ein vollstimmig Leben, wie holzern ware sie, wie kalt? welch herzlos Machwerk ware sie?

So war es hier im höchsten Sinne wahr, erwidert' ich, daß ohne Freiheit alles tot ist.

Jawohl, rief er, wächst doch kein Grashalm auf, wenn nicht ein eigner Lebenskeim in ihm ist! wie viel mehr in mir! und darum, Lieber! weil ich frei im höchsten Sinne, weil ich anfangslos mich fühle, darum glaub ich, daß ich endlos, daß ich unzerstörbar bin. Hat mich eines Topfers Hand gemacht, so mag er sein Gefäß zerschlagen, wie es ihm gefällt. Doch was da lebt, muß un-erzeugt, muß gottlicher Natur in seinem Keime sein, erhaben über alle Macht, und alle Kunst, und darum unverletzlich, ewig.

Jeder hat seine Mysterien, lieber Hyperion! seine geheimern Gedanken; dies waren die meinen; seit ich denke.

Was lebt, ist unvertilgbar, bleibt in seiner tiefsten Knechtsform frei, bleibt Eins und wenn du es scheidest bis auf den Grund, bleibt unverwundet und wenn du bis ins Mark es zerschlagst und sein Wesen entfliegt dir siegend unter den Händen. – Aber der Morgenwind regt sich; unsre Schiffe sind wach. O mein Hyperion! ich hab es überwunden; ich hab es über mich vermocht, das Todesurteil über mein Herz zu sprechen und dich und mich zu trennen, Liebling meines Lebens! schon mich nun! erspare mir den Abschied! laß uns schnell sein! komm! – Mir flog es kalt durch alle Gebeine, da er so begann.

O um deiner Treue willen, Alabanda! rief ich, vor ihm niedergeworfen, muß es, muß es denn sein? Du übertäubtest mich unredlicherweise, du risset in einen Taumel mich hin. Bruder! nicht so viel Besinnung ließest du mir, um eigentlich zu fragen wohin gehst du?

Ich darf den Ort nicht nennen, liebes Herz! erwidert' er; wir sehn vielleicht uns dennoch einmal wieder.

Wiedersehn? erwidert' ich; so bin ich ja um einen Glauben reicher! und so werd ich reicher werden und reicher an Glauben, und am Ende wird mir alles Glaube sein.

Lieber! rief er, laß uns still sein, wo die Worte nichts helfen! laß uns männlich enden! Du verderbst die letzten Augenblicke dir.

Wir waren so dem Hafen näher gekommen.

Noch eines! sagt' er, da wir nun bei seinem Schiffe waren. Grüße deine Diotima! Liebt euch! werdet glücklich, schöne Seelen!

O mein Alabanda! rief ich, warum kann ich nicht an deiner Stelle gehn?

Dein Beruf ist schöner; erwidert' er; behalt ihn! ihr gehörst du, jenes holde Wesen ist von nun an deine Welt – ach! weil kein Glück ist ohne Opfer, nimm als Opfer mich, o Schicksal, an, und laß die Liebenden in ihrer Freude! –

Sein Herz fing an, ihn zu überwaltigen und er riß sich von mir und sprang ins Schiff, um sich und mir den Abschied abzukürzen. Ich fühlte diesen Augenblick, wie einen Wetterschlag, dem Nacht und Totenstille folgte, aber mitten in dieser Vernichtung raffte meine Seele sich auf, ihn zu halten, den teuren Scheidenden und meine Arme zückten von selbst nach ihm. Weh! Alabanda! Alabanda! rief ich, und ein dumpfes Lebewohl hört ich vom Schiffe herüber.

Hyperion an Bellarmin

Zufällig hielt das Fahrzeug, das nach Kalaurea mich bringen sollte, noch bis zum Abend sich auf, nachdem Alabanda schon den Morgen seinen Weg gegangen war.

Ich blieb am Ufer, blickte still, von den Schmerzen des Ab-

schieds mud, in die See, von einer Stunde zur andern. Die Leidenstage der langsamsterbenden Jugend überzählte mein Geist, und irre, wie die schöne Taube schwebt' er über dem Kunftugen. Ich wollte mich starken, ich nahm mein längst vergessenes Lautenspiel hervor, um mir ein Schicksalslied zu singen, das ich einst in glücklicher unverständiger Jugend meinem Adamas nachgesprochen.

Ihr wandelt droben im Licht
Auf weichem Boden, selige Genien!
Glanzende Gotterlufte
Ruhren euch leicht,
Wie die Finger der Künstlerin
Heilige Saiten.

Schicksallos, wie der schlafende
Säugling, atmen die Himmlischen;
Keusch bewahrt
In bescheidener Knospe,
Blühet ewig
Ihnen der Geist,
Und die seligen Augen
Blicken in stiller
Ewiger Klarheit.

Doch ist uns gegeben,
Auf keiner Stätte zu ruhn,
Es schwinden, es fallen
Die leidenden Menschen
Blindlings von einer
Stunde zur andern,
Wie Wasser von Klippe
Zu Klippe geworfen,
Jahrlang ins Ungewisse hinab.

So sang ich in die Saiten. Ich hatte kaum geendet, als ein Boot einlief, wo ich meinen Diener gleich erkannte, der mir einen Brief von Diotima überbrachte.

So bist du noch auf Erden? schrieb sie, und siehest das Tageslicht noch! Ich dachte dich anderswo zu finden, mein Lieber! Ich habe fruher, als du nachher wunschtest, den Brief erhalten, den du vor der Schlacht bei Tschesme schriebst und so lebt ich eine Woche lang in der Meinung, du habst dem Tode dich in die Arme geworfen, ehe dein Diener ankam mit der frohen Botschaft, daß du noch lebest. Ich hatt auch ohnedies noch einige Tage nach der Schlacht gehort, das Schiff, worauf ich dich wußte, sei mit aller Mannschaft in die Luft geflogen.

Aber o süße Stimme! noch hort ich dich wieder, noch einmal rührte, wie Mailuft, mich die Sprache des Lieben, und deine schöne Hoffnungsfreude, das holde Phantom unsers künftigen Glucks, hat einen Augenblick auch mich getauscht.

Lieber Träumer, warum muß ich dich wecken? warum kann ich nicht sagen, komm, und mache wahr die schonen Tage, die du mir verheißen! Aber es ist zu spat, Hyperion, es ist zu spat. Dein Mädchen ist verwelkt, seitdem du fort bist, ein Feuer in mir hat mählich mich verzehrt, und nur ein kleiner Rest ist übrig. Entsetze dich nicht! Es lautert sich alles Natürliche, und überall windet die Blute des Lebens freier und freier vom grobern Stoffe sich los.

Liebster Hyperion! Du dachtest wohl nicht, mein Schwanenlied in diesem Jahre zu hören.

Fortsetzung

Bald, da du fort warst, und noch in den Tagen des Abschieds fing es an. Eine Kraft im Geiste, vor der ich erschrak, ein innres Leben, vor dem das Leben der Erd erblaßt' und schwand, wie Nachtlampen im Morgenrot – soll ichs sagen? ich hätte mögen

nach Delphi gehn und dem Gott der Begeisterung einen Tempel bauen unter den Felsen des alten Parnass, und, eine neue Pythia, die schlaffen Völker mit Gottersprüchen entzünden, und meine Seele weiß, den Gottverlassenen allen hatte der jungfräuliche Mund die Augen geöffnet und die dumpfen Stürnen entfaltet, so mächtig war der Geist des Lebens in mir! Doch müder und müder wurden die sterblichen Glieder und die ängstigende Schwere zog mich unerbittlich hinab. Ach! oft in meiner stillen Laube hab ich um der Jugend Rosen geweint! sie welkten und welkten, und nur von Tranen farbte deines Mädchens Wange sich rot. Es waren die vorigen Baume noch, es war die vorige Laube – da stand einst deine Diotima, dein Kind, Hyperion, vor deinen glücklichen Augen, eine Blume unter den Blumen und die Kräfte der Erde und des Himmels trafen sich friedlich zusammen in ihr; nun ging sie, eine Fremdlingin unter den Knospen des Mais, und ihre Vertrauten, die lieblichen Pflanzen, nickten ihr freundlich, sie aber konnte nur trauern; doch ging ich keine vorüber, doch nahm ich einen Abschied um den andern von all den Jugendgespielen, den Hainen und Quellen und säuselnden Hügeln.

Ach! oft mit schwerer süßer Muhe bin ich noch, solange ichs konnte, auf die Höhe gegangen, wo du bei Notara gewohnt, und habe von dir mit dem Freunde gesprochen, so leichten Sinns, als möglich war, damit er nichts von mir dir schreiben sollte; bald aber, wenn das Herz zu laut ward, schlich die Heuchlerin sich hinaus in den Garten, und da war ich nun am Geländer, über dem Felsen, wo ich einst mit dir hinabsah, und hinaus in die offene Natur, ach! wo ich stand, von deinen Händen gehalten, von deinen Augen umlauscht, im ersten, schauernden Erwärmen der Liebe und die überwallende Seele auszugießen wünschte, wie einen Opferwein, in den Abgrund des Lebens, da wankt ich nun umher und klagte dem Winde mein Leid, und wie ein scheuer Vogel, irrte mein Blick und

wagt' es kaum, die schöne Erde anzusehn, von der ich scheiden sollte.

Fortsetzung

So ist mit deinem Mädchen geworden, Hyperion. Frage nicht wie? erkläre diesen Tod dir nicht! Wer solch ein Schicksal zu ergründen denkt, der flucht am Ende sich und allem, und doch hat keine Seele schuld daran.

Soll ich sagen, mich habe der Gram um dich getötet? o nein! o nein! er war mir ja willkommen, dieser Gram, er gab dem Tode, den ich in mir trug, Gestalt und Anmut; deinem Lieb-
linge zur Ehre stirbst du, konnt ich nun mir sagen. –

Oder ist mir meine Seele zu reif geworden in all den Begeisterungen unserer Liebe und halt sie darum mir nun, wie ein übermütiger Jungling, in der bescheidenen Heimat nicht mehr? sprich! war es meines Herzens Üppigkeit, die mich entzweite mit dem sterblichen Leben? ist die Natur in mir durch dich, du Herrlicher! zu stolz geworden, um sichs langer gefallen zu lassen auf diesem mittelmäßigen Sterne? Aber hast du sie fliegen gelernt, warum lehrst du meine Seele nicht auch, dir wiederzu-
kehren? Hast du das ätherliebende Feuer angezündet, warum hütetest du mir es nicht? – Höre mich, Lieber? um deiner schönen Seele willen! klage du dich über meinem Tode nicht an!

Konntest du denn mich halten, als dein Schicksal dir denselben Weg wies? und hättest du im Heldenkampfe deines Herzens mir gepredigt – laß dir genügen, Kind! und schick in die Zeit dich – wärst du nicht der eitelste von allen Eiteln gewesen?

Fortsetzung

Ich will es dir gerade sagen, was ich glaube. Dein Feuer lebt' in mir, dein Geist war in mich übergegangen; aber das hätte schwerlich geschadet, und nur dein Schicksal hat mein neues

Leben mir todlich gemacht. Zu mächtig war mir meine Seele durch dich, sie ware durch dich auch wieder stille geworden. Du entzogst mein Leben der Erde, du hattest auch Macht gehabt, mich an die Erde zu fesseln, du hättest meine Seele, wie einen Zauberkreis, in deine umfangenden Arme gebannt; ach! Einer deiner Herzensblicke hatte mich festgehalten, Eine deiner Liebesreden hätte mich wieder zum frohen gesunden Kinde gemacht; doch da dein eigen Schicksal dich in Geisteseinsamkeit, wie Wasserflut auf Bergesgipfel trieb, o da erst, als ich vollends meinte, dir habe das Wetter der Schlacht den Kerker gesprengt und mein Hyperion sei aufgefliegen in die alte Freiheit, da entschied sich es mit mir und wird nun bald sich enden.

Ich habe viele Worte gemacht, und stillschweigend starb die große Romerin doch, da im Todeskampf ihr Brutus und das Vaterland rang. Was konnt ich aber Bessers in den besten meiner letzten Lebenstage tun? – Auch treibt michs immer, mancherlei zu sagen. Stille war mein Leben; mein Tod ist be-
redt. Genug!

Fortsetzung

Nur Eines muß ich dir noch sagen.

Du mußt untergehn, verzweifeln müßtest du, doch wird der Geist dich retten. Dich wird kein Lorbeer trösten und kein Myrtenkranz; der Olymp wirds, der lebendige, gegenwärtige, der ewig jugendlich um alle Sinne dir blüht. Die schöne Welt ist mein Olymp; in diesem wirst du leben, und mit den heiligen Wesen der Welt, mit den Gottern der Natur, mit diesen wirst du freudig sein.

O seid willkommen, ihr Guten, ihr Treuen! ihr Tiefvermißten, Verkannten! Kinder und Älteste! Sonn und Erd und Äther mit allen lebenden Seelen, die um euch spielen, die ihr umspielt, in ewiger Liebe! o nimm die allesversuchenden Menschen, nimm die Flüchtlinge wieder in die Götterfamilie,

nimmt in die Heimat der Natur sie auf, aus der sie entwichen! –

Du kennst dies Wort, Hyperion! Du hast es angefangen in mir. Du wirst vollenden in dir, und dann erst ruhn.

Ich habe genug daran, um freudig, als ein griechisch Mädchen zu sterben.

Die Armen, die nichts kennen als ihr dürftig Machwerk, die der Not nur dienen und den Genius verschmahn, und dich nicht ehren, kindlich Leben der Natur! die mögen vor dem Tode sich fürchten. Ihr Joch ist ihre Welt geworden; Besseres als ihren Knechtsdienst, kennen sie nicht; scheun die Gotterfreiheit, die der Tod uns gibt!

Ich aber nicht! ich habe mich des Stuckwerks überhoben, das die Menschenhande gemacht, ich hab es gefühlt, das Leben der Natur, das höher ist, denn alle Gedanken – wenn ich auch zur Pflanze wurde, wäre denn der Schade so groß? – Ich werde sein. Wie sollt ich mich verlieren aus der Sphäre des Lebens, worin die ewige Liebe, die allen gemein ist, die Naturen alle zusammenhält? wie sollt ich scheiden aus dem Bunde, der die Wesen alle verknüpft? Der bricht so leicht nicht, wie die losen Bande dieser Zeit. Der ist nicht, wie ein Markttag, wo das Volk zusammenläuft und larmt und auseinandergeht. Nein! bei dem Geiste, der uns einiget, bei dem Gottesgeiste, der jedem eigen ist und allen gemein! nein! nein! im Bunde der Natur ist Treue kein Traum. Wir trennen uns nur, um inniger einig zu sein, gottlicher/friedlich mit allem, mit uns. Wir sterben, um zu leben.

Ich werde sein; ich frage nicht, was ich werde. Zu sein, zu leben, das ist genug, das ist die Ehre der Götter; und darum ist sich alles gleich, was nur ein Leben ist, in der göttlichen Welt, und es gibt in ihr nicht Herren und Knechte. Es leben umeinander die Naturen, wie Liebende; sie haben alles gemein, Geist, Freude und ewige Jugend. •

Beständigkeit haben die Sterne gewählt, in stiller Lebensfülle wallen sie stets und kennen das Alter nicht. Wir stellen im Wechsel das Vollendete dar; in wandelnde Melodien teilen wir die großen Akkorde der Freude. Wie Harfenspieler um die Thronen der Ältesten, leben wir, selbst göttlich, um die stillen Götter der Welt, mit dem flüchtigen Lebensliede mildern wir den seligen Ernst des Sonnengotts und der andern.

Sieh auf in die Welt! Ist sie nicht, wie ein wandelnder Triumphzug, wo die Natur den ewigen Sieg über alle Verderbnis feiert? und führt nicht zur Verherrlichung das Leben den Tod mit sich, in goldenen Ketten, wie der Feldherr einst die gefangenen Könige mit sich geführt? und wir, wir sind wie die Jungfrauen und die Jünglinge, die mit Tanz und Gesang, in wechselnden Gestalten und Tönen den majestatischen Zug geleiten.

Nun laß mich schweigen. Mehr zu sagen, wäre zu viel. Wir werden wohl uns wieder begegnen. –

Trauernder Jüngling! bald, bald wirst du glücklicher sein. Dir ist dein Lorbeer nicht gereift und deine Myrten verblühten, denn Priester sollst du sein der göttlichen Natur, und die dichterischen Tage keimen dir schon.

O konnt ich dich sehn in deiner künftigen Schöne! Lebe wohl.

Zugleich erhielt ich einen Brief von Notara, worin er mir schrieb:

Den Tag, nachdem sie dir zum letztenmal geschrieben, wurde sie ganz ruhig, sprach noch wenig Worte, sagte dann auch, daß sie lieber mocht im Feuer von der Erde scheiden, als begraben sein, und ihre Asche sollten wir in eine Urne sammeln, und in den Wald stellen, an den Ort, wo du, mein Teurer! ihr zuerst begegnet wärest. Bald darauf, da es anfang, dunkel zu werden, sagte sie uns gute Nacht, als wenn sie schlafen möcht, und schlug die Arme um ihr schönes Haupt; bis gegen Morgen hörten wir sie atmen. Da es dann ganz stille wurde und ich nichts mehr hörte, ging ich hin zu ihr und lauschte.

O Hyperion! was soll ich weiter sagen? Es war aus und unsre Klagen weckten sie nicht mehr.

Es ist ein furchtbares Geheimnis, daß ein solches Leben sterben soll, und ich will es dir gestehn, ich selber habe weder Sinn noch Glauben, seit ich das mit ansah.

Doch immer besser ist ein schöner Tod, Hyperion! denn solch ein schlafrig Leben, wie das unsre nun ist.

Die Fliegen abzuwehren, das ist künftig unsre Arbeit und zu nagen an den Dingen der Welt, wie Kinder an der durren Feigenwurzel, das ist endlich unsre Freude. Alt zu werden unter jugendlichen Volkern, scheint mir eine Lust, doch alt zu werden, da, wo alles alt ist, scheint mir schlimmer, denn alles. –

Ich mochte fast dir raten, mein Hyperion! daß du nicht hieher kommst. Ich kenne dich. Es wurde dir die Sinne nehmen. Überdies bist du nicht sicher hier. Mein Teurer! denk an Diotimas Mutter, denk an mich und schone dich!

Ich will es dir gestehn, mir schaudert, wenn ich dein Schicksal überdenke. Aber ich meine doch auch, der brennende Sommer trockne nicht die tiefern Quellen, nur den seichten Regenbach aus. Ich habe dich in Augenblicken gesehn, Hyperion! wo du mir ein höher Wesen schienst. Du bist nun auf der Probe, und es muß sich zeigen, wer du bist. Leb wohl.

So schrieb Notara; und du fragst, mein Bellarmin! wie jetzt mir ist, indem ich dies erzähle?

Bester, ich bin ruhig, denn ich will nichts Bessers haben, als die Götter. Muß nicht alles leiden? Und je trefflicher es ist, je tiefer! Leidet nicht die heilige Natur? O meine Gottheit! daß du trauern könntest, wie du selig bist, das konnt ich lange nicht fassen. Aber die Wonne, die nicht leidet, ist Schlaf, und ohne Tod ist kein Leben. Solltest du ewig sein, wie ein Kind und schlummern, dem Nichts gleich? den Sieg entbehren? nicht die Vollendungen alle durchlaufen? Ja! ja! wert ist der Schmerz, am Herzen der Menschen zu liegen, und dein Vertrauter zu

sein, o Natur! Denn er fuhr von einer Wonne zur andern, und es ist kein andrer Gefährte, denn er. –

Damals schrieb ich an Notara, als ich wieder anfang aufzuleben, von Sizilien aus, wohin ein Schiff von Paros mich zuerst gebracht:

Ich habe dir gehorcht, mein Teurer! bin schon weit von euch und will dir nun auch Nachricht geben; aber schwer wird mir das Wort; das darf ich wohl gestehen. Die Seligen, wo Diotima nun ist, sprechen nicht viel; in meiner Nacht, in der Tiefe der Trauernden, ist auch die Rede am Ende.

Einen schonen Tod ist meine Diotima gestorben; da hast du recht; das ist auch, was mich aufweckt, und meine Seele mir wiedergibt.

Aber es ist die vorige Welt, nicht mehr, zu der ich wiederkehre. Ein Fremdling bin ich, wie die Unbegrabnen, wenn sie herauf vom Acheron kommen, und wär ich auch auf meiner heimatlichen Insel, in den Garten meiner Jugend, die mein Vater mir verschließt, ach! dennoch, dennoch, wär ich auf der Erd ein Fremdling und kein Gott knüpft ans Vergangne mich mehr.

Ja! es ist alles vorbei. Das muß ich nur recht oft mir sagen, muß damit die Seele mir binden, daß sie ruhig bleibt, sich nicht erhitzt in ungereimten kindischen Versuchen.

Es ist alles vorbei; und wenn ich gleich auch weinen könnte, schöne Gottheit, wie du um Adonis einst geweint, doch kehrt mir meine Diotima nicht wieder und meines Herzens Wort hat seine Kraft verloren, denn es hören mich die Lüfte nur.

O Gott! und daß ich selbst nichts bin, und der gemeinste Handarbeiter sagen kann, er habe mehr getan, denn ich! daß sie sich trösten dürfen, die Geistesarmen, und lächeln und Träumer mich schelten, weil meine Taten mir nicht reiften, weil meine Arme nicht frei sind, weil meine Zeit dem wütenden Prokrustes gleicht, der Männer, die er fing, in eine Kinderwiege warf, und, daß sie paßten in das kleine Bett, die Glieder ihnen abhieb.

Wär es nur nicht gar zu trostlos, allein sich unter die närrische Menge zu werfen und zerrissen zu werden von ihr! oder muß ein edel Blut sich nur nicht schamen, mit dem Knechtsblut sich zu mischen! o gab es eine Fahne, Gotter! wo mein Alabanda dienen mocht, ein Thermopyla, wo ich mit Ehren sie verbluten konnte, all die einsame Liebe, die mir nimmer brauchbar ist! Noch besser wär es freilich, wenn ich leben konnte, leben, in den neuen Tempeln, in der neuversammelten Agora unsers Volks mit großer Lust den großen Kummer stillen; aber davon schweig ich, denn ich weine nur die Kraft mir vollends aus, wenn ich an alles denke.

Ach Notara; auch mit mir ists aus; verleidet ist mir meine eigne Seele, weil ich ihrs vorwerfen muß, daß Diotima tot ist, und die Gedanken meiner Jugend, die ich groß geachtet, gelten mir nichts mehr. Haben sie doch meine Diotima mir vergiftet!

Und nun sage mir, wo ist noch eine Zuflucht? – Gestein war ich auf dem Ätna droben. Da fiel der große Sizilianer mir ein, der einst des Stundenzählens satt, vertraut mit der Seele der Welt, in seiner kühnen Lebenslust sich da hinabwarf in die herrlichen Flammen, denn der kalte Dichter hatte müssen am Feuer sich wärmen, sagt' ein Spotter ihm nach.

O wie gerne hätt ich solchen Spott auf mich geladen! aber man muß sich hoher achten, denn ich mich achte, um so ungerufen der Natur ans Herz zu fliegen, oder wie du es sonst noch heißen magst, denn wirklich! wie ich jetzt bin, hab ich keinen Namen für die Dinge und es ist mir alles ungewiß.

Notara! und nun sage mir, wo ist noch Zuflucht?

In Kalaureas Wäldern? – Ja! im grünen Dunkel dort, wo unsre Bäume, die Vertrauten unsrer Liebe stehn, wo, wie ein Abendrot, ihr sterbend Laub auf Diotimas Urne fällt und ihre schönen Häupter sich auf Diotimas Urne neigen, mählich alternd, bis auch sie zusammensinken über der geliebten Asche, – da, da könnt ich wohl nach meinem Sinne wohnen!

Aber du rätst mir wegzubleiben, meinst, ich sei nicht sicher in Kalaurea und das mag so sein.

Ich weiß es wohl, du wirst an Alabanda mich verweisen. Aber höre nur! zertrummert ist er! verwittert ist der feste, schlanke Stamm, auch er, und die Buben werden die Späne auflesen und damit ein lustig Feuer sich machen. Er ist fort; er hat gewisse gute Freunde, die ihn erleichtern werden, die ganz eigentlich geschickt sind, jedem abzuhelfen, dem das Leben etwas schwer aufliegt; zu diesen ist er auf Besuch gegangen, und warum? weil sonst nichts für ihn zu tun ist, oder, wenn du alles wissen willst, weil eine Leidenschaft am Herzen ihm nagt, und weißt du auch für wen? für Diotima, die er noch im Leben glaubt, vermählt mit mir und glücklich – armer Alabanda! nun gehört sie dir und mir!

Er fuhr nach Osten hinaus, und ich, ich schiffe nach Nordwest, weil es die Gelegenheit so haben will. –

Und nun lebt wohl, ihr alle! all ihr Teuern, die ihr mir am Herzen gelegen, Freunde meiner Jugend und ihr Eltern und ihr lieben Griechen all, ihr Leidenden!

Ihr Lüfte, die ihr mich genahrt, in zarter Kindheit, und ihr dunkeln Lorbeerwalder und ihr Uferfelsen und ihr majestätischen Gewässer, die ihr Großes ahnen meinen Geist gelehrt – und ach! ihr Trauerbilder, ihr, wo meine Schwermut anhub, heilige Mauern, womit die Heldenstätte sich umgürtet, und ihr alten Tore, die manch schöner Wanderer durchzog, ihr Tempelsäulen und du Schutt der Gotter! und du, o Diotima, und ihr Taler meiner Liebe, und ihr Bäche, die ihr sonst die selige Gestalt gesehn, ihr Bäume, wo sie sich erheitert, ihr Frühlinge, wo sie gelebt, die Holde mit den Blumen, scheidet, scheidet nicht aus mir! doch, soll es sein, ihr süßen Angedenken! so erlöscht auch ihr und laßt mich, denn es kann der Mensch nichts ändern und das Licht des Lebens kommt und scheidet, wie es will.

Hyperion an Bellarmin

So kam ich unter die Deutschen. Ich forderte nicht viel und war gefaßt, noch weniger zu finden. Demutig kam ich, wie der heimatlose blinde Ödipus zum Tore von Athen, wo ihn der Gotterhain empfing; und schöne Seelen ihm begegneten – Wie anders ging es mir!

Barbaren von alters her, durch Fleiß und Wissenschaft und selbst durch Religion barbarischer geworden, tiefunfähig jedes göttlichen Gefühls, verdorben bis ins Mark zum Glück der heiligen Grazien, in jedem Grad der Übertreibung und der Ärmlichkeit beleidigend für jede gutgeartete Seele, dumpf und harmonienlos, wie die Scheiben eines weggeworfenen Gefaßes – das, mein Bellarmin! waren meiste Tröster.

Es ist ein hartes Wort und dennoch sag ichs, weil es Wahrheit ist: ich kann kein Volk mir denken, das zerrißner wäre, wie die Deutschen. Handwerker siehst du, aber keine Menschen, Denker, aber keine Menschen, Priester, aber keine Menschen, Herrn und Knechte, Jungen und gesetzte Leute, aber keine Menschen – ist das nicht, wie ein Schlachtfeld, wo Hande und Arme und alle Glieder zerstückelt untereinander liegen, indessen das vergoßne Lebensblut im Sande zerrinnt?

Ein jeder treibt das Seine, wirst du sagen, und ich sag es auch. Nur muß er es mit ganzer Seele treiben, muß nicht jede Kraft in sich ersticken, wenn sie nicht gerade sich zu seinem Titel paßt, muß nicht mit dieser kargen Angst, buchstäblich heuchlerisch das, was er heißt, nur sein, mit Ernst, mit Liebe muß er das sein, was er ist, so lebt ein Geist in seinem Tun, und ist er in ein Fach gedruckt, wo gar der Geist nicht leben darf, so stoß ers mit Verachtung weg und lerne pflügen! Deine Deutschen aber bleiben gerne beim Notwendigsten, und darum ist bei ihnen auch so viele Stümperarbeit und so wenig Freies, Echterfreuliches. Doch das wäre zu verschmerzen, müßten solche Menschen

nur nicht fühllos sein für alles schöne Leben, ruhte nur nicht überall der Fluch der gottverlaßnen Unnatur auf solchem Volke. –

Die Tugenden der Alten sei'n nur glänzende Fehler, sagt' einmal, ich weiß nicht, welche böse Zunge; und es sind doch selber ihre Fehler Tugenden, denn da noch lebt ein kindlicher, ein schöner Geist, und ohne Seele war von allem, was sie taten, nichts getan. Die Tugenden der Deutschen aber sind ein glänzend Übel und nichts weiter; denn Notwerk sind sie nur, aus feiger Angst, mit Sklavenmühe, dem wüsten Herzen abgedrungen, und lassen trostlos jede reine Seele, die von Schönerm gern sich nährt, ach! die verwöhnt vom heiligen Zusammenklang in edleren Naturen, den Mißlaut nicht erträgt, der schreiend ist in all der toten Ordnung dieser Menschen.

Ich sage dir: es ist nichts Heiliges, was nicht entheiligt, nicht zum ärmlichen Behelf herabgewürdigt ist bei diesem Volk, und was selbst unter Wilden gottlichrein sich meist erhält, das treiben diese allberechnenden Barbaren, wie man so ein Handwerk treibt, und können es nicht anders, denn wo einmal ein menschlich Wesen abgerichtet ist, da dient es seinem Zweck, da sucht es seinen Nutzen, es schwärmt nicht mehr, bewahre Gott! es bleibt gesetzt, und wenn es feiert und wenn es liebt und wenn es betet und selber, wenn des Frühlings holdes Fest, wenn die Versöhnungszeit der Welt die Sorgen alle lost, und Unschuld zaubert in ein schuldig Herz, wenn von der Sonne warmem Strahle berauscht, der Sklave seine Ketten froh vergißt und von der gottbeseelten Luft besänftigt, die Menschenfeinde friedlich, wie die Kinder, sind – wenn selbst die Raupe sich beflügelt und die Biene schwärmt, so bleibt der Deutsche doch in seinem Fach und kümmert sich nicht viel ums Wetter!

Aber du wirst richten, heilige Natur! Denn wenn sie nur bescheiden waren, diese Menschen, zum Gesetze nicht sich machten für die Bessern unter ihnen! wenn sie nur nicht lästerten, was

sie nicht sind, und möchten sie doch lastern, wenn sie nur das Göttliche nicht hohnten! –

Oder ist nicht göttlich, was ihr hohnt und seellos nennt? Ist besser, denn euer Geschwätz, die Luft nicht, die ihr trinkt? der Sonne Strahlen, sind sie edler nicht, denn all ihr Klugen? der Erde Quellen und der Morgentau erfrischen euern Hain; könnt ihr auch das? ach! töten könnt ihr, aber nicht lebendig machen, wenn es die Liebe nicht tut, die nicht von euch ist, die ihr nicht erfunden. Ihr sorgt und sinnt, dem Schicksal zu entlaufen, und begreift es nicht, wenn eure Kinderkunst nichts hilft; indessen wandelt harmlos droben das Gestirn. Ihr entwürdigt, ihr zerreißt, wo sie euch duldet, die geduldige Natur, doch lebt sie fort, in unendlicher Jugend, und ihren Herbst und ihren Frühling könnt ihr nicht vertreiben, ihren Äther, den verderbt ihr nicht.

O göttlich muß sie sein, weil ihr zerstören dürft, und dennoch sie nicht altert und trotz euch schön das Schöne bleibt! –

Es ist auch herzerreißend, wenn man eure Dichter, eure Künstler sieht, und alle, die den Genius noch achten, die das Schöne lieben und es pflegen. Die Guten! Sie leben in der Welt, wie Fremdlinge im eigenen Hause, sie sind so recht, wie der Dulder Ulyß, da er in Bettlersgestalt an seiner Türe saß, indes die unverschämten Freier im Saale lärmten und fragten, wer hat uns den Landläufer gebracht?

Voll Lieb und Geist und Hoffnung wachsen seine Musenjünglinge dem deutschen Volk heran; du siehst sie sieben Jahre später, und sie wandeln, wie die Schatten, still und kalt, sind, wie ein Boden, den der Feind mit Salz besäete, daß er nimmer einen Grashalm treibt; und wenn sie sprechen, wehe dem! der sie versteht, der in der stürmenden Titanenkraft, wie in ihren Proteuskünsten den Verzweiflungskampf nur sieht, den ihr gestörter schöner Geist mit den Barbaren kämpft, mit denen er es zu tun hat.

Es ist auf Erden alles unvollkommen, ist das alte Lied der Deut-

schen. Wenn doch einmal diesen Gottverlaßnen einer sagte, daß bei ihnen nur so unvollkommen alles ist, weil sie nichts Reines unverdorben, nichts Heiliges unbetastet lassen mit den plumpen Händen, daß bei ihnen nichts gedeiht, weil sie die Wurzel des Gedeihns, die göttliche Natur nicht achten, daß bei ihnen eigentlich das Leben schal und sorgenschwer und ubervoll von kalter stummer Zwietracht ist, weil sie den Genius verschmähn, der Kraft und Adel in ein menschlich Tun, und Heiterkeit ins Leiden, und Lieb und Bruderschaft den Stadten und den Häusern bringt.

Und darum fürchten sie auch den Tod so sehr, und leiden, um des Austernlebens willen, alle Schmach, weil Hohers sie nicht kennen, als ihr Machwerk, das sie sich gestoppelt.

O Bellarmin! wo ein Volk* das Schöne liebt, wo es den Genius in seinen Künstlern ehrt, da weht, wie Lebensluft, ein allgemeiner Geist, da öffnet sich der scheue Sinn, der Eigendunkel schmilzt, und fromm und groß sind alle Herzen, und Helden gebiert die Begeisterung. Die Heimat aller Menschen ist bei solchem Volk, und gerne mag der Fremde sich verweilen. Wo aber so beleidigt wird die göttliche Natur und ihre Künstler, ach! da ist des Lebens beste Lust hinweg, und jeder andre Stern ist besser, denn die Erde. Wüster immer, öder werden da die Menschen, die doch alle schön geboren sind; der Knechtsinn wächst, mit ihm der grobe Mut, der Rausch wächst mit den Sorgen, und mit der Üppigkeit der Hunger und die Nahrungsangst; zum Fluche wird der Segen jedes Jahrs und alle Götter fliehn.

Und wehe dem Fremdling, der aus Liebe wandert, und zu solchem Volke kömmt, und dreifach wehe dem, der, so wie ich, von großem Schmerz getrieben, ein Bettler meiner Art, zu solchem Volke kömmt! –

Genug! du kennst mich, wirst es gut aufnehmen, Bellarmin! Ich sprach in deinem Namen auch, ich sprach für alle, die in diesem Lande sind und leiden, wie ich dort gelitten.

Ich wollte nun aus Deutschland wieder fort. Ich suchte unter diesem Volke nichts mehr, ich war genug gekränkt, von unerbittlichen Beleidigungen, wollte nicht, daß meine Seele vollends unter solchen Menschen sich verblute.

Aber der himmlische Frühling hielt mich auf; er war die einzige Freude, die mir übrig war, er war ja meine letzte Liebe, wie konnt ich noch an andre Dinge denken und das Land verlassen, wo auch er war?

Bellarmin! ich hatt es nie so ganz erfahren jenes alte feste Schicksalswort, daß eine neue Seligkeit dem Herzen aufgeht, wenn es aushält und die Mitternacht des Grams durchduldet, und daß, wie Nachtigallgesang im Dunkeln, gottlich erst in tiefem Leid das Lebenslied der Welt uns tont. Denn, wie mit Genien, lebt ich izt mit den blühenden Baumen, und die klaren Bäche, die darunter flossen, säuselten, wie Gotterstimmen, mir den Kummer aus dem Busen. Und so geschah mir überall, du Lieber! – wenn ich im Grase ruht, und zartes Leben mich umgrunte, wenn ich hinauf, wo wild die Rose um den Steinpfad wuchs, den warmen Hügel ging, auch wenn ich des Stroms Gestade, die luftigen, umschiff und alle die Inseln, die er zärtlich hegt.

Und wenn ich oft des Morgens, wie die Kranken zum Heilquell, auf den Gipfel des Gebirgs stieg, durch die schlafenden Blumen, aber vom süßen Schlummer gesättiget, neben mir die lieben Vögel aus dem Busche flogen, im Zwielficht taumelnd und begierig nach dem Tag, und die regere Luft nun schon die Gebete der Täler, die Stimmen der Herde und die Töne der Morgenglocken herauftrug, und jetzt das hohe Licht, das göttlichheitre, den gewohnten Pfad daherkam, die Erde bezaubernd mit unsterblichem Leben, daß ihr Herz erwarmt' und all ihre Kinder wieder sich fühlten – o wie der Mond, der noch am Himmel blieb, die Lust des Tags zu teilen, so stand ich Einsamer dann auch über den Ebenen und weinte Liebestränen zu

den Ufern hinab und den glänzenden Gewässern und konnte lange das Auge nicht wenden.

Oder des Abends, wenn ich fern ins Tal hineingeriet, zur Wiege des Quells, wo rings die dunkeln Eichhöhn mich umrauschten, mich, wie einen Heiligsterbenden, in ihren Frieden die Natur begrub, wenn nun die Erd ein Schatte war, und unsichtbares Leben durch die Zweige säuselte, durch die Gipfel, und über den Gipfeln still die Abendwolke stand, ein glänzend Gebirg, wovon herab zu mir des Himmels Strahlen wie die Wasserbäche flossen, um den durstigen Wanderer zu tränken –

O Sonne, o ihr Lufte, rief ich dann, bei euch allein noch lebt mein Herz, wie unter Brudern!

So gab ich mehr und mehr der seligen Natur mich hin und fast zu endlos. Wär ich so gerne doch zum Kinde geworden, um ihr näher zu sein, hätt ich so gern doch weniger gewußt und wäre geworden, wie der reine Lichtstrahl, um ihr näher zu sein! o einen Augenblick in ihrem Frieden, ihrer Schöne mich zu fuhlen, wie viel mehr galt es vor mir, als Jahre voll Gedanken, als alle Versuche der allesversuchenden Menschen! Wie Eis, zerschmolz, was ich gelernt, was ich getan im Leben, und alle Entwürfe der Jugend verhallten in mir; und o ihr Lieben, die ihr ferne seid, ihr Toten und ihr Lebenden, wie innig Eines waren wir!

Einst saß ich fern im Feld, an einem Brunnen, im Schatten efeugrüner Felsen und überhängender Blütenbüsche. Es war der schönste Mittag, den ich kenne. Suße Lüfte wehten und in morgendlicher Frische glänzte noch das Land und still in seinem heimatlichen Äther lächelte das Licht. Die Menschen waren weggegangen, am häuslichen Tische von der Arbeit zu ruhn; allein war meine Liebe mit dem Frühling, und ein ungreiflich Sehnen war in mir. Diotima, rief ich, wo bist du, o wo bist du? Und mir war, als hört ich Diotimas Stimme, die Stimme, die mich einst erheitert in den Tagen der Freude –

Bei den Meinen, rief sie, bin ich, bei den Deinen, die der irre Menscheng Geist mißkennt!

Ein sanfter Schrecken ergriß mich und mein Denken entschlummerte in mir.

O liebes Wort aus heiligem Munde, rief ich, da ich wieder erwacht war, liebes Rätsel, faß ich dich?

Und Einmal sah ich noch in die kalte Nacht der Menschen zurück und schauert und weinte vor Freuden, daß ich so selig war und die Worte sprach ich, wie mir dünkt, aber sie waren, wie des Feuers Rauschen, wenn es aufsteigt und die Asche hinter sich laßt –

«O du, so dacht ich, mit deinen Göttern, Natur! ich hab ihn ausgeträumt, von Menschendingen den Traum und sage, nur du lebst, und was die Friedenslosen erzwungen, erdacht, es schmilzt, wie Perlen von Wachs, hinweg von deinen Flammen!

«Wie lang ist's, daß sie dich entbehren? o wie lang ists, daß ihre Menge dich schilt, gemein nennt dich und deine Gotter, die Lebendigen, die Seligstillen!

«Es fallen die Menschen, wie faule Früchte von dir, o laß sie untergehn, so kehren sie zu deiner Wurzel wieder, und ich, o Baum des Lebens, daß ich wieder grüne mit dir und deine Gipfel umatme mit all deinen knospenden Zweigen! friedlich und innig, denn alle wuchsen wir aus dem goldnen Samkorn heraus!

«Ihr Quellen der Erd! ihr Blumen! und ihr Wälder und ihr Adler und du brüderliches Licht! wie alt und neu ist unsere Liebe! – Frei sind wir, gleichen uns nicht ängstig von außen; wie sollte nicht wechseln die Weise des Lebens? wir lieben den Äther doch all und innigst im Innersten gleichen wir uns.

«Auch wir, auch wir sind nicht geschieden, Diotima und die Tränen um dich verstehen es nicht. Lebendige Töne sind wir, stimmen zusammen in deinem Wohl laut, Natur! wer reißt den?

wer mag die Liebenden scheiden? – O Seele! Seele! Schönheit der Welt! du unzerstörbare! du entzückende! mit deiner ewigen Jugend! du bist; was ist denn der Tod und alles Wehe der Menschen? – Ach! viel der leeren Worte haben die Wunderlichen gemacht. Geschiehet doch alles aus Lust, und endet doch alles mit Frieden.

«Wie der Zwist der Liebenden, sind die Dissonanzen der Welt. Versöhnung ist mitten im Streit und alles Getrennte findet sich wieder.

«Es scheiden und kehren im Herzen die Adern und einiges, ewiges, gluhendes Leben ist alles.»

So dacht ich. Nachstens mehr.

EMPEDOKLES

DER FRANKFURTER PLAN

EMPEDOKLES

Ein Trauerspiel in fünf Akten

ERSTER AKT

Empedokles, durch sein Gemut und seine Philosophie schon langst zu Kulturhaß gestimmt, zur Verachtung alles sehr bestimmten Geschäfts, alles nach verschiedenen Gegenständen gerichteten Interesses,

.
ein Todfeind aller einseitigen Existenz und deswegen auch in wirklich schonen Verhältnissen unbefriedigt, unster, leidend, bloß weil sie besondere Verhältnisse sind und, nur im großen Akkord mit allem Lebendigen empfunden, ganz ihn erfüllen, bloß weil er nicht mit allgegenwartigem Herzen innig, wie ein Gott, und frei und ausgebreitet, wie ein Gott, in ihnen leben und lieben kann, bloß weil er, sobald sein Herz und sein Gedanke das Vorhandene umfaßt, ans Gesetz der Sukzession gebunden ist – Empedokles nimmt ein besonderes Ärgernis an einem Feste der Agrigentiner, wird darüber von seinem Weibe, die von dem Einfluß dieses viel gehofft und gutmutig ihn überredet hatte, daran teilzunehmen, etwas empfindlich und sarkastisch getadelt, und nimmt von jenem Ärgernis und diesem häuslichen Zwist Veranlassung, seinem geheimen Hange zu folgen, aus der Stadt und seinem Hause zu gehen und sich in eine einsame Gegend des Ätna zu begeben.

Erster Auftritt

Einige Schüler des Empedokles mit einigen vom Volk. Jene wollen diese bewegen, auch in Empedokles' Schule zu treten.

Einer der Schüler des Empedokles, sein Liebling, kommt dazu¹, verweist ihnen die Proselytenmacherei, und heißt sie weggehn, weil der Meister um diese Zeit allein in seinem Garten seiner An[dacht pflege.] Monolog des Empedokles. Gebet an die Natur.

Zweiter Auftritt

Empedokles mit Weib und Kindern². Zärtliche Klagen des Weibs über Empedokles' Mißmut. Herzliche Entschuldigungen des Empedokles. Bitte des Weibs, bei dem großen Feste mit zu sein und da vielleicht sich zu erheitern.

Dritter Auftritt

Fest der Agrigentiner³. Ärgernis des Empedokles.

Vierter Auftritt

Häuslicher Zwist. Abschied des Empedokles, ohne zu sagen, was seine Absicht ist, wohin er geht⁴.

Fünfter Auftritt

Empedokles auf dem Ätna.

Monolog, entschiednere Devotion des Empedokles gegen die Natur.

¹ «Geht!» ruft er den andern zu, indem er hereintritt.

² Eines der Kleinen ruft vom Hause herunter: «Vater! Vater! horst du denn nicht!» Drauf kommt die Mutter herab, ihn zum Frühstück zu bitten, und es entspinnt sich das Gespräch.

³ Ein Kaufmann, ein Arzt, ein Priester, ein Feldherr, ein junger Herr, ein altes Weib.

⁴ Er sagt, daß er sein Weib und seine Kinder mit sich nehme, daß er sie am Herzen trage, nur, meint er, konnten sie nicht ihn behalten. Der Horizont sei ihm nur zu enge, meint er, er müsse fort, um höher sich zu stellen, um aus der Ferne sie mit allem, was da lebe, anzublicken, zu umfassen, anzulächeln.

ZWEITER AKT

Empedokles wird von seinen Schülern auf dem Ätna besucht, zuerst von seinem Liebling, der ihn wirklich bewegt und fast aus seiner Herzenseinsamkeit zurückzieht, dann auch von den übrigen, die ihn von neuem mit Entrüstung gegen menschliche Dürftigkeit erfüllen, so daß er sie alle feierlich verabschiedet und am Ende auch noch seinem Liebling ratet, ihn zu verlassen¹.

Erster Auftritt

Empedokles und der Liebling.

Zweiter Auftritt

Empedokles und seine Schüler.

Dritter Auftritt

Empedokles und der Liebling.

DRITTER AKT

Empedokles wird auf dem Ätna von seinem Weib und seinen Kindern besucht. Ihren zärtlichen Bitten setzt das Weib die Nachricht hinzu, daß an demselben Tage die Agrigentiner ihm eine Statue errichten. Ehre und Liebe, die einzigen Bande, die uns [ans] Wirkliche knüpfen, bringen ihn zurück. Seine Schüler kommen voll Freude in sein Haus, der Liebling stürzt ihm an den Hals. Er siehet seine Statue errichtet, dankt öffentlich dem Volke, das ihm Beifall zuzuft.

VIERTER AKT

Seine Neider erfahren von einigen seiner Schüler die harten Reden, die er auf dem Ätna vor diesen gegen das Volk ausge-

¹ Randbemerkung: Funfter Auftritt des ersten Akts besser erster Auftritt des zweiten Akts.

stoßen, benutzen es, um das Volk gegen ihn aufzuhetzen, das auch wirklich seine Statue umwirft und ihn aus der Stadt jagt. Nun reift sein Entschluß, der längst schon in ihm dammerte, durch freiwilligen Tod sich mit der unendlichen Natur zu vereinen. Er nimmt in diesem Vorsatz den zweiten, tieferen, schmerzlicheren Abschied von Weib und Kindern und geht wieder auf den Ätna. Seinem jungen Freunde weicht er aus, weil er diesem zutraut, daß er sich nicht werde tauschen lassen mit den Trostungen, mit denen er sein Weib besanftigt, und daß dieser sein eigentliches Vorhaben ahnden mochte.

FUNFTER AKT

Empedokles bereitet sich zu seinem Tode vor. Die zufälligen Veranlassungen zu seinem Entschlusse fallen nun ganz für ihn weg, und er betrachtet ihn als eine Notwendigkeit, die aus seinem innersten Wesen folge. In den kleinen Szenen, die er noch bis da mit den Bewohnern der Gegend hat, findet er überall Bestätigung seiner Denkart, seines Entschlusses. Sein Liebling kommt noch, hat das Wahre geahndet, wird aber von dem Geist und von den großen Bewegungen in dem Gemute seines Meisters so sehr überwältigt, daß er dem Befehle desselben blindlings gehorcht und geht. Bald drauf stürzt sich Empedokles in den lodernden Ätna. Sein Liebling, der unruhig und bekümmert in dieser Gegend umherirrt, findet bald drauf die eisernen Schuhe des Meisters, die der Feuerauswurf aus dem Abgrund geschleudert hatte, erkennt sie, zeigt [sie] der Familie des Empedokles, seinen Anhangern im Volke, und versammelt sich [mit] diesen an dem Vulkan, um Leid zu tragen, und den Tod des großen Mannes zu feiern.

DER TOD DES EMPEDOKLES

ERSTE FASSUNG

[ERSTER AKT]

Zwei Priesterinnen der Vesta

PANTHEA

Dies ist sein Garten! Dort im geheimen Dunkel, wo die Quelle springt, dort stand er jungst, als ich vorüberging. – Du hast ihn nie gesehn?

RHEA

Kann ich?

Bin ich doch erst seit [gestern] mit dem Vater in Sizilien. Doch ehemals, als ich noch ein Kind war, sah ich ihn die Rosse lenken auf einem Kampferwagen bei den Spielen von Olympia. Sie sprachen damals viel von ihm, und immer ist sein Name mir geblieben.

PANTHEA

Du mußt ihn jetzt sehn! jetzt! Man sagt, die Pflanzen merkten auf ihn, wo er wandre, und die Wasser unter der Erde strebten herauf, da wo sein Stab den Boden berühre! Das all mag wahr sein! Und wenn er bei Gewittern in den Himmel blicke, teile die Wolke sich und hervorschimmere der heitere Tag. Doch was sagst? du mußt ihn selbst sehn! Einen Augenblick! und dann hinweg! ich meid ihn selbst, ein furchtbar allverwandelnd Wesen ist in ihm.

RHEA

Wie lebt er denn mit andern? Ich begreife nichts
Von diesem Manne.

Hat er, wie wir, auch seine leeren Tage,
Wo man sich alt und unbedeutend dunkt?
Und gibt es auch ein menschlich Leid für ihn?

PANTHEA

Ach! da ich ihn zum letzten Male dort
Im Schatten seiner Bäume sah, da hatt er wohl
Sein eigen tiefes Leid – der Göttliche.
Mit wunderbarem Sehnen, traurigforschend,
Wie wenn er viel verloren, blickt' er bald
Zur Erd hinab, bald durch die Dämmerung
Des Hains herauf, als wär ins ferne Blau
Das Leben ihm entflohen, und die Demut
Des königlichen Angesichts ergriff
Mein ringend Herz – auch du mußt untergehn,
Du schöner Stern! und lange wahrts nicht mehr.
Das ahnte mir.

RHEA

Hast du mit ihm auch schon
Gesprochen, Panthea?

PANTHEA

O daß du daran mich erinnerst! Es ist nicht lange, daß ich
todeskrank darniederlag. Schon dämmerte der klare Tag vor
mir und um die Sonne wankte, wie ein seellos Schattenbild, die
Welt. Da rief mein Vater, wenn er schon ein arger Feind des
hohen Mannes ist, am hoffnungslosen Tage den Vertrauten der
Natur; und als der Herrliche den Heiltrank mir gereicht, da
schmolz in zaubrischer Versöhnung mir mein kämpfend Leben

ineinander, und wie zurückgekehrt in süße sinnenfreie Kindheit, schlief ich wachend viele Tage fort, und kaum bedurft ich eines Othemzugs. – Wie nun in frischer Lust mein Wesen sich zum ersten Male wieder der langentbehrten Welt entfaltete, mein Auge sich in jugendlicher Neugier dem Tag erschloß, da stand Empedokles! o wie göttlich und wie gegenwärtig mir! am Lächeln seiner Augen blühte mir das Leben wieder auf! ach wie ein Morgenwolkchen floß mein Herz dem hohen süßen Licht entgegen und ich war der zarte Widerschein von ihm.

RHEA

O Panthea!

PANTHEA

Der Ton aus seiner Brust! in jede Silbe klangen alle Melodien! und der Geist in seinem Wort! – Zu seinen Füßen möcht ich sitzen, stundenlang, als seine Schulerin, sein Kind, in seinen Äther schaun und zu ihm auffrohlocken, bis in seinen Himmelshohen sich mein Sinn verirrt.

RHEA

Was würd er sagen, Liebe, wenn ers wüßte!

PANTHEA

Er weiß es nicht. Der Unbedürftge wandelt
In seiner eignen Welt; in leiser Gotterruhe geht
Er unter seinen Blumen und es scheun
Die Lufte sich, den Glücklichen zu stören,
Ihm schweigt die Welt und aus sich selber wächst
In steigendem Vergnügen die Begeistrung
Ihm auf, bis aus der Nacht des schöpfrischen
Entzückens, wie ein Funke, der Gedanke springt
Und heiter sich die Geister künftiger Taten

In seine Seele drangen, und die Welt,
Der Menschen garend Leben und der stillern
Natur, um ihn erscheint – hier fühlt er, wie ein Gott
In seinen Elementen sich, und seine Lust
Ist himmlischer Gesang, dann tritt [er] auch
Heraus ins Volk an Tagen, wo die Menge
Sich überbraust und eines Machtigern
Der unentschlossene Tumult bedarf.
Da herrscht er dann, der herrliche Pilot
Und hilft hinaus, und wenn sie nun genug
Ihn sehn, des immerfremden Mannes sich
Gewohnen möchten, ehe sie gewahren,
Ist er hinweg – ihn zieht in ihre Schatten
Die stille Pflanzenwelt, wo er sich schöner findet,
Und ihr geheimnisvolles Leben, das vor ihm
In seinen Kräften allen gegenwärtig ist.

RHEA

O Sprecherin! wie weißt du denn das alles?

PANTHEA

Ich sinn ihm nach – wieviel ist über ihn
Mir noch zu sinnen? ach! und hab ich ihn
Gefaßt, was ists? Er selbst zu sein, das ist
Das Leben und wir andern sind der Traum davon. –
Sein Freund Pausanias hat auch von ihm
Schon manches mir erzählt – der Jungling sieht
Ihn Tag vor Tag, und Jovis Adler ist
Nicht stolzer, denn Pausanias – ich glaub es wohl.

RHEA

Ich kann nicht tadeln, Liebe, was du sagst,
Doch trauert meine Seele wunderbar

Darüber, und ich möchte sein, wie du,
Und mocht es wieder nicht. Seid ihr denn all
Auf dieser Insel so? Wir haben auch
An großen Männern unsre Lust, und einer
Ist izt die Sonne der Athenerinnen,
Sophokles! dem von allen Sterblichen
Zuerst der Jungfrau herrlichste Natur
Erschien und sich zu reinem Angedenken
In seine Seele gab. –

... jede wünscht sich, ein Gedanke
Des Herrlichen zu sein, und möchte gern
Die immerschöne Jugend, eh sie welkt,
Hinüber in des Dichters Seele retten,
Und fragt und sinnet, welche von den Jungfern
Der Stadt die zartlichernste Heroide sei,
Die seiner Seele vorgeschwebt, die er
Antigone genannt; und helle wirds
Um unsre Stirne, wenn der Götterfreund
Am heitern Festtag ins Theater tritt,
Doch kummerlos ist unser Wohlgefallen,
Und nie verliert das liebe Herz sich so
In schmerzlich fortgerißner Huldigung. –
Du opferst dich – ich glaub es wohl, er ist
Zu übergroß, um ruhig dich zu lassen,
Den Unbegrenzten liebst du unbegrenzt,
Was hilft es ihm? Dir selbst, dir ahndete
Sein Untergang, du gutes Kind, und du
Sollst untergehn mit ihm?

PANTHEA

O mache mich

Nicht stolz, und fürchte, wie für ihn, für mich nicht!
Ich bin nicht er, und wenn er untergeht,

So kann sein Untergang der meinige
Nicht sein, denn groß ist auch der Tod der Großen.
Und will der Waffenträger mit dem Helden
Durch eine Schicksalsflamme gehn, so muß
Der eine, wie der andere, dazu
Berufen sein. Was diesem Manne widerfährt,
Das, glaube mir, das widerfährt nur ihm,
Und hatt er gegen alle Götter sich
Versündigt und ihren Zorn auf sich
Geladen, und ich wollte sündigen,
Wie er, um gleiches Los mit ihm zu leiden,
So wärs, wie wenn ein Fremder in den Streit
Der Liebenden sich mischt – was willst du? sprächen
Die Götter nur, du Torin kannst uns nicht
Beleidigen, wie er.

RHEA

Du bist vielleicht
Ihm gleicher, als du denkst, wie fändst du sonst
An ihm ein Wohlgefallen?

PANTHEA

Liebes Herz!
Ich weiß es selber nicht, warum ich ihm
Gehöre – sähst du ihn! – Ich dacht, er käme
Vielleicht heraus, (um diese Stunde geht
Der Ewigjugendliche gern im Haine,
Wenn einen Augenblick der frische Tag
Ihm gleicht –) du hättest dann im Weggehn ihn
Gesehn – es war ein Wunsch! nicht wahr? ich sollt
Der Wünsche mich entwohnen, denn es scheint,
Als liebten unser ungeduldiges
Gebet die Götter nicht, sie haben recht!

Ich will auch nimmer – aber hoffen muß
Ich doch, ihr guten Gotter, und ich weiß
Nicht anderes, denn ihn – ich wollte gern,
Ich bäte gleich den ubrigen, von euch
Nur Sonnenlicht und Regen, könnt ich nur!
O ewiges Geheimnis! was wir sind
Und suchen, können wir nicht finden; was
Wir finden, sind wir nicht – wieviel ist wohl
Die Stunde? . . .

RHEA

Dort kommt dein Vater,
Ich weiß nicht, bleiben oder gehen wir?

PANTHEA

Wie sagtest du? mein Vater? komm! hinweg!

KRITIAS (Archon) HERMOKRATES (Priester)
HERMOKRATES

Wer geht dort?

ARCHON

Meine Tochter, wie mir dünkt,
Und des Gastfreunds Tochter, der
In meinem Hause gestern eingekehrt ist.

HERMOKRATES

Ists Zufall? oder suchen sie ihn auch
Und glauben, wie das Volk, er sei entschwunden?

ARCHON

Die wunderbare Sage kam bis izt wohl nicht
Vor meiner Tochter Ohren. Doch sie hängt an ihm,

Wie all; wär er hinweg
In Walder oder Wüsten, oder ubers Meer
Hinüber oder in die Erde hinab, wohin
Der unbegrenzte Sinn ihn treiben mag!

HERMOKRATES

Mit nichten! Denn sie müssen noch ihn sehn,
Damit der wilde Wahn von ihnen weicht.

ARCHON

Wo ist er wohl?

HERMOKRATES

Nicht weit von hier: Da sitzt
Er seelenlos im Dunkel. Denn es haben
Die Gotter seine Kraft von ihm genommen
Seit jenem Tage, da der trunkne Mann
Vor allem Volk sich einen Gott genannt.

ARCHON

Das Volk ist trunken, wie er selber ist.
Sie hören kein Gesetz und keine Not
Und keinen Richter; die Gebräuche sind
Von unverständlichem Gebrause ganz
Gleich friedlichen Gestaden überschaumt
Ein wildes Fest sind alle Tage worden,
Ein Fest für alle Feste und der Götter
Bescheidne Feiertage haben sich
In Eins verloren. Allverdunkelnd hüllt
Der Zauberer den Himmel und die Erd
Ins Ungewitter, das er uns gemacht,
Und siehet zu und freut sich seines Geists
Und seiner stillen Halle.

HERMOKRATES

Mächtig war
Die Seele dieses Mannes unter euch.

KRITIAS

Ich sage dir, sie wissen nichts denn ihn
Und wünschen alles [nur] von ihm zu haben.
Er soll ihr Gott, er soll ihr König sein.
Ich selber stand in tiefer Scham vor ihm
Da er vom Tode mir mein Kind gerettet.
Wofür erkennst du ihn, Hermokrates?

HERMOKRATES

Es haben ihn die Götter sehr geliebt,
Doch nicht ist er der erste, den sie drauf
Hinab in sinnlose Nacht verstoßen
Vom Gipfel ihres gutigen Vertrauns
Weil er des Unterschieds zu sehr vergaß
Im übergroßen Glück, und sich allein
Nur fühlte; so erging es ihm, er ist
Mit grenzenloser Öde nun gestraft. –
Doch ist die letzte Stunde noch für ihn
Nicht da; denn noch erträgt der Langverwöhnte
Die Schmach in seiner Seele nicht, sorg ich,
Und sein entschlafner Geist
Entzündet neu an seiner Rache sich,
Und, halberwacht, ein fürchterlicher Träumer, spricht
Er, gleich den alten Übermütigen,
Die mit dem Schilfrohr Asien durchwandern,
Durch sein Wort sei'n die Götter einst geworden.
Dann steht die weite lebensreiche Welt
Wie sein verlornes Eigentum vor ihm,
Und ungeheure Wünsche regen sich

In seiner Brust, und wo sie hin sich wirft,
Die Flamme, macht sie eine freie Bahn.
Und was vor ihm die gute Zeit gereift,
Gesetz und Kunst und Sitt und heilge Sage,
Das stürzt er um und Lust und Frieden kann
Er nimmer dulden bei den Lebenden.
Er wird der Friedliche nun nimmer sein.
Wie alles sich verlor, so wird
Er alles wieder nehmen, und den Wilden hält
Kein Sterblicher in seinem Toben auf.

KRITIAS

O Greis! du siehest namenlose Dinge
Dein Wort ist wahr, und wenn es sich erfüllt
Dann wehe dir, Sizilien, so schön
Du bist mit deinen Hainen, deinen Tempeln.

HERMOKRATES

Der Spruch der Gotter trifft ihn, eh sein Werk
Beginnt. Versammle nur das Volk, damit ich
Das Angesicht des Mannes ihnen zeige
Von dem sie sagen, daß er aufgeflohn
Zum Äther sei. Sie sollen Zeugen sein
Des Fluches, den ich ihm verkündige,
Und ihn verstoßen in die ode Wildnis,
Damit er nimmerwiederkehrend dort
Die böse Stunde buße, da er sich
Zum Gott gemacht.

KRITIAS

Doch wenn nun des schwachen Volks
[Der] Kühne sich bemeistert, fürchtest du
Für mich und dich und Deine Götter nicht?

HERMOKRATES

Das Wort des Priesters bricht den kühnen Sinn.

KRITIAS

Und werden sie den Langgeliebten dann,
Wenn schmähhch er vom Fluche leidet,
Aus seinen Garten, wo er gerne lebt,
Und aus der heimatlichen Stadt vertreiben?

HERMOKRATES

Wer darf den Sterblichen im Lande dulden,
Den so der wohlverdiente Fluch gezeichnet?

KRITIAS

Doch wenn du wie ein Lästere'r erscheinst
Vor denen, die als einen Gott ihn achten?

HERMOKRATES

Der Taumel wird sich ändern, wenn sie erst
Mit Augen wieder sehen, den sie jetzt
Entschwunden in die Götterhöhe wä'hnen!
Sie haben schon zum Bessern sich gewandt,
Denn trauernd irrten gestern sie hinaus
Und gingen hier umher und sprachen viel
Von ihm, da ich desselben Weges kam.
Drauf sagt [ich] ihnen, daß ich heute sie
Zu ihm geleiten wollt; indessen soll
In seinem Hause jeder ruhig weilen.
Und darum bat ich dich, mit mir heraus
Zu kommen, daß wir sähen, ob sie mir
Gehorcht. Du findest keinen hier. Nun komm!

KRITIAS
Hermokrates!

HERMOKRATES
Was ists?

KRITIAS
Dort seh ich ihn
Wahrhaftig.

HERMOKRATES
Laß uns gehen, Kritias!
Daß er in seine Rede nicht uns zieht.
(beide gehn ab)

EMPEDOKLES
In meine Sulle kamst du leisewandelnd
Fandest drunten in der Grotte Dunkel mich aus,
Du Freundlicher! Du kamst nicht unverhofft
Und fernher, oben über der Erde, vernahm
Ich wohl sein Wiederkehren, schöner Tag!
Und meine Vertrauten, euch, ihr schnellgeschäftgen
Krafte der Hoh! und nahe seid ihr
Mir wieder, seid, wie sonst, ihr Glücklichen,
Ihr irrelösen Baume meines Hains!
Ihr wuchst indessen fort, und taglich tränkte
Des Himmels Quelle die Bescheidenen
Mit Licht, und Lebensfunken sat' der Äther
Befruchtend auf die Bluhenden aus. –
O innige Natur! ich habe dich
Vor Augen, kennest du den Freund noch,
Den Hochgeliebten, kennest du mich nimmer,
Den Priester, der lebendigen Gesang,

Wie frohvergoßnes Opferblut dir brachte?
O bei den heiligen Baumen,
Wo Wasser aus Adern der Erde
Sich sammeln am heißen Tage
Die Durstenden erquicken – auch in mir,
In mir, ihr Quellen des Lebens, strömet
Aus Tiefen der Welt ihr einst
Zusammen, und es kamen
Die Durstenden zu mir, – wie ists denn nun?
Vertrauert? bin ich ganz allein?
Und ist es Nacht hier außen auch am Tage?
Der hoher, denn ein sterblich Auge, sah
Der Blindgeschlagne tastet nun umher –
Wo seid ihr meine Gotter?
Weh, laßt ihr nun
Wie einen Bettler mich,
Und diese Brust, die liebend euch geahndet,
Was stoßt ihr sie hinab, die Freigeborne,
Und schloßt sie mir in schmahlich enge Bande?
Und dulden soll ich das, das Langverwohnte,
Wie die Schwachlinge, die im scheuen Tartarus
Geschmiedet sind ans alte Tagewerk?
Ich habe mich erkannt; ich will es! Luft will ich
Mir schaffen, ha! und tagen solls! Hinweg!
Bei meinem Stolz! ich werde nicht den Staub
Der Pfade küssen, wo ich einst
In einem schönen Traume ging – es ist vorbei!
Und Abschied muß ich nehmen –
Ich war geliebt, geliebt von euch, ihr Götter,
Ach innig; wie ihr umeinander lebt,
So kannt ich euch, o nein es war
Kein Traum, an diesem Herzen fuhlt ich dich,
Ich erfuhr euch, ich kannt euch,

Ich wirkte mit euch!
Wie ist die Seele mir bewegt –
Du stiller Äther! wenn der Sterblichen Irrsal
Mir an die Seele ging und heilend du
Die liebeswunde Brust umatmetest
Du Allversöhner! und dieses Auge sah
Dein göttlich Wirken, allentfaltend Licht,
Wie oft hab ich mit frommem Sinne dich belauscht,
Und euch, ihr andern Ewigmächtigen!
Und wenn ich auf der Bergeshöhe stand,
O Schattenbild

.....

... Es ist vorbei,

Und du, verbirg dir's nicht! Du hast
Es selbst verschuldet, armer Tantalus!
Das Heiligtum hast du geschandet, hast
Mit frechem Stolz den schönen Bund entzweit
Elender! Als die Götter der Welt
Voll Liebe sich in dir vergaßen, dachtest du
An dich und wahnstest, karger Tor, an dich
Die Guten verkauft, daß sie dir
Die Himmlischen, wie blode Knechte, dienten!
Ist nirgends mir ein Racher unter euch,
Und muß ich denn allein den Hohn und Fluch
In meine Seele gießen? Und es reißt
Die delphische Krone mir kein Besserer,
Denn ich, vom Haupt und nimmt die Locken hinweg,
Wie es dem kahlen Seher gebührt – O Gotter!

EMPEDOKLES PAUSANIAS
PAUSANIAS

O all

Ihr himmlischen Mächte, was ist das?

EMPEDOKLES

Hinweg!

Wer hat dich hergesandt? willst du das Werk
Verrichten an mir? Ich will dir alles sagen,
Wenn du nicht weißt; dann richte, was du tust,
Danach – Pausanias! o suche nicht
Den Mann, an dem dein Herz gehangen, denn
Er ist nicht mehr, und gehe, guter Jungling!
Dein Angesicht entzündet mir den Sinn,
Und sei es Segen oder Fluch, von dir
Ist beedes mir zuviel. Doch wie du willst!

PAUSANIAS

Was ist geschehn? Ich habe lange dein
Geharrt und dankte, da ich von ferne
Dich sah, dem Tageslicht, da find ich so
Vom Haupte bis zur Sohle dich zerschmettert.
Warst du allein? Die Worte hört ich nicht,
Doch schallt mir noch der fremde Todeston.

EMPEDOKLES

Es war des Mannes Stimme, der sich mehr
Denn Sterbliche geruhmt, weil ihn zu viel
Beglückt die gütige Natur.

PAUSANIAS

Wie du

Vertraut zu sein mit allem Gottlichen
Der Welt, ist nie zu viel.

EMPEDOKLES

So sagt ich auch,

Du Guter! da der heilige Zauber noch

Aus meinem Geiste nicht gewichen war,
Und da sie mich, den Innigliebenden,
Noch liebten, sie, die Gentien der Welt.
O himmlisch Licht! – es hatten michs
Die Menschen nicht gelehrt – schon lange, da
Mein sehnend Herz die Allelebendige
Nicht finden konnt, da wandt ich mich zu dir,
Hing, wie die Pflanze dir mich anvertrauend,
In frommer Lust dir lange blindlings nach.
Denn schwer erkennt der Sterbliche die Reinen.
Doch als

... der Geist mir blühte, wie du selber blühst,
Da kannt ich dich, da rief ich es: Du lebst!
Und wie du heiter wandelst um die Sterblichen
Und himmlisch jugendlich den holden Schein
Von dir auf jedes eigen überstrahlst,
Daß alle deines Geistes Farbe tragen,
So ward auch mir das Leben zum Gedicht.
Denn deine Seele war in mir, und offen gab
Mein Herz, wie du, der ernsten Erde sich,
Der leidenden, und oft in heilger Nacht
Gelobt ichs ihr, bis in den Tod
Die Schicksalvolle furchtlos treu zu lieben
Und ihrer Rätsel keines zu verschmahn.
So knüpft ich meinen Todesbund mit ihr.
Da rauscht es anders denn zuvor im Hain,
Und zärtlich tonten ihrer Berge Quellen
Und feurig mild im Blumenothem weht'
O Erde! nur dein stillers Leben zu.
All deine Freuden, Erde! nicht wie du
Sie lächelnd reichst dem Schwachern, herrlich wie sie sind,
Und warm und groß aus Muh und Liebe reifen –
Sie alle gabst du mir, und wenn ich oft

Auf stiller Bergeshohe saß und staunend
Des Lebens heilig Irrsal übersann
Zu tief von deinen Wandlungen bewegt
Und eignes Schicksal ahndend,
Dann atmete der Äther, so wie dir,
Mir heilend um die liebeswunde Brust,
Und zauberisch in seiner Tiefe lösten
Sich meine Rätsel auf –

PAUSANIAS

Du Glücklicher!

EMPEDOKLES

Ich wars! O könnt ichs sagen, wie es war,
Es nennen – das Wandeln und Wirken deiner Geniuskräfte,
Der Herrlichen, deren Genöß ich war, o Natur!
Konnt ichs noch Einmal vor die Seele rufen,
Daß mir die stumme todesöde Brust
Von deinen Tönen allen widerklänge!
Bin ich es noch? o Leben! und rauschten sie mir,
All deine geflügelten Melodien und hort,
Ich deinen alten Einklang, große Natur?
Ach! ich, der Allverlassene, lebt ich nicht
Mit dieser heiligen Erd und diesem Licht
Und dir, von dem die Seele nimmer läßt,
O Vater Äther! und mit allen Lebenden
Im ewig gegenwärtigen Olymp? –
Nun wein ich, wie ein Ausgestoßener,
Und nirgend mag ich bleiben, ach und du
Bist auch von mir genommen – sage nichts!
Die Liebe stirbt, sobald die Götter flieh'n,
Das weißt du wohl, verlaß mich nun, ich bin
Es nimmer und ich hab an dir nichts mehr.

PAUSANIAS

Du bist es noch, so wahr du es gewesen.
Und laß michs sagen, unbegreiflich ist
Es mir, wie du dich selber so vernichtest.
Ich glaub es wohl, es schlummert deine Seele
Dir auch zu Zeiten, wenn sie sich genug
Der Welt geöffnet, wie die Erde, die
Du liebst, sich oft in tiefe Ruhe schließt.
Doch nennst du dann sie tot, die Ruhende?

EMPEDOKLES

Wie du mit lieber Mühe Trost ersinnst, du Guter!

PAUSANIAS

Du spottest wohl des Unerfahrenen
Und denkest, weil ich deines Glucks, wie du,
Nicht inward, so sag ich, da du leidest,
Nur ungereimte Dinge dir? Doch sah ich dich
In deinen Taten, da der wilde Staat
Von dir Gestalt und Sinn gewann, in seiner Macht
Erfuhr ich deinen Geist und seine Welt, wenn oft
Ein Wort von dir im heiligen Augenblick
Das Leben vieler Jahre mir erschuf,
Daß eine neue schöne Zeit von da
Dem Jünglinge begann; wie zahmen Hirschen,
Wenn ferne rauscht der Wald und sie der Heimat denken,
So schlug mir oft das Herz, wenn du vom Glück
Der alten Urwelt sprachst; und zeichnetest
Du nicht der Zukunft große Linien
Vor mir, so wie des Künstlers sichrer Blick
Ein fehlend Glied zum ganzen Bilde reiht?
Liegt nicht vor dir der Menschen Schicksal offen?
Und kennst du nicht die Kräfte der Natur,

Daß du vertraulich, wie kein Sterblicher,
Sie, wie du willst, in stiller Herrschaft lenkst?

EMPEDOKLES

Genug! Du weißt es nicht, wie jedes Wort,
So du gesprochen, mir ein Stachel ist.

PAUSANIAS

So mußt du denn in Unmut alles hassen?

EMPEDOKLES

O ehre, was du nicht verstehst!

PAUSANIAS

Warum

Verbirgst du mirs, und machst dein Leiden mir
Zum Rätsel? glaube! schmerzlicher ist nichts.

EMPEDOKLES

Und nichts ist schmerzlicher, Pausanias!
Denn Leiden zu enträtseln. Siehest du denn nicht?
Ach! lieber wäre mir, du wußtest nicht
Von mir und aller meiner Trauer. Nein!
Ich sollt es nicht aussprechen, heilige Natur!
Jungfräuliche, die dem rohen Sinn entflieht!
Verachtet hab ich dich und mich allein
Zum Herrn gesetzt, ein übermütiger
Barbar! an eurer Einfalt hielt ich euch,
Ihr reinen immerjugendlichen Mächte!
Die mich mit Freud erzogen, mich mit Wonne
Genährt. Ich kannt es ja,
Das Leben der Natur, wie sollt es mir
Noch heilig sein, wie einst! Die Götter waren

Mir dienstbar nun geworden, ich allein
War Gott und sprachs im frechen Stolz heraus.
O glaub es mir, ich wäre lieber nicht
Geboren.

PAUSANIAS

Was ? um eines Wortes willen ?
Wie kannst so du verzagen, kühner Mann ?

EMPEDOKLES

Um eines Wortes willen ? ja. Und mögen
Die Götter mich zernichten, wie sie mich
Geliebt.

PAUSANIAS

So sprechen andre nicht, wie du.

EMPEDOKLES

Die andern ! wie vermöchten sies ?

PAUSANIAS

Jawohl,
Du wunderbarer Mann ! So innig liebt'
Und sah kein anderer die ewge Welt
Und ihre Genien und Krafte nie,
Wie du ! Und darum sprachst das kühne Wort,
Auch du allein, und darum fühlst du auch
So sehr, wie du mit einer stolzen Silbe
Vom Herzen aller Gotter dich gerissen
Und opferst liebend ihnen dich dahin,
O Empedokles ! –

EMPEDOKLES

Siehe! Was ist das?
Hermokrates, der Priester, und mit ihm
Ein Haufe Volks und Kritias, der Archon!
Was suchen sie bei mir?

PAUSANIAS

Sie haben lang
Geforschet, wo du wärst.

EMPEDOKLES PAUSANIAS

HERMOKRATES KRITIAS AGRIGENTINER

HERMOKRATES

Hier ist der Mann, von dem ihr sagt, er sei
Lebendig zum Olymp emporgegangen.

KRITIAS

Und traurig sieht er, gleich den Sterblichen.

EMPEDOKLES

Ihr armen Spötter! Ists erfreulich euch
Wenn einer leidet, der euch groß geschienen?
Und achtet ihr, wie leicht erworbnen Raub,
Den Starken, wenn er schwach geworden ist?
Euch reizt die Frucht, die reif zur Erde fällt,
Doch glaubt es mir, nicht alles reift für euch.

EIN AGRIGENTINER

Was hat er da gesagt?

EMPEDOKLES

Ich bitt euch, geht,
Besorgt, was euer ist, und menget euch
Ins Meinige nicht ein. –

HERMOKRATES

Doch hat ein Wort
Der Priester dir dabei zu sagen.

EMPEDOKLES

Weh!

Ihr reinen Götter! ihr lebendigen!
Muß dieser Heuchler meine Trauer mir
Vergiften? geh! ich schonte ja dich oft.
So ist es billig, daß du meiner schonst.
Du weißt es ja, ich hab es dir bedeutet,
Ich kenne dich und deine schlimme Zunft,
Und lange wars ein Ratsel mir, wie euch
In ihrem Runde duldet die Natur.
Ach! als ich noch ein Knabe war, da mied
Euch Allverderber schon mein frommes Herz,
Das unbestechbar innigliebend hing
An Sonn und Äther und den Boten allen
Der großen ferngeahndeten Natur.
Denn wohl hab ichs gefühlt, in meiner Furcht,
Daß ihr des Herzens freie Gotterliebe,
Bereden möchtet zum gemeinen Dienst,
Und daß ichs treiben sollte, so wie ihr.
Hinweg! Ich kann vor mir den Mann nicht sehn,
Der Heiliges wie ein Gewerbe treibt,
Dein Angesicht ist falsch und kalt und tot,
Wie deine Götter sind. Was stehet ihr
Betroffen? Gehet nun!

KRITIAS

Nicht eher, bis
Der heilige Fluch die Stirne dir gezeichnet,
Schamloser Lasterer!

HERMOKRATES

Sei ruhig, Freund!
Ich hab es dir gesagt, es wurde wohl
Der Unmut ihn ergreifen. – Mich verschmäht
Der Mann, das hort ihr wohl, ihr Bürger
Von Agrigent! und harte Worte mag
Ich nicht mit ihm in wildem Zanke wechseln.
Es ziemt dem Greise nicht. Ihr moget nur
Ihn selber fragen, wer er sei?

EMPEDOKLES

O laßt!
Ihr seht es ja, es frommet keinem nichts,
Ein blutend Herz zu reizen. Gonnet mirs,
Den Pfad, worauf ich wandle, still zu gehn,
Den heiligen stillen Todespfad hinfort.
Ihr spannt das Opfertier vom Pfluge los,
Und nimmer triffst der Stachel seines Treibers,
So schonet meiner auch; entwürdigt
Mein Leiden mir mit bosser Rede nicht,
Denn heilig ists; und laßt die Brust mir frei
Von eurer Not! ihr Schmerz gehört den Göttern.

1. AGRIGENTINER

Was ist es denn, Hermokrates, warum
Der Mann die wunderlichen Worte spricht?

2. AGRIGENTINER

Er heißt uns gehn, als scheut' er [sich] vor uns.

HERMOKRATES

Was dünket euch? Der Sinn ist ihm verfinstert,
Weil er zum Gott sich selbst vor euch gemacht.
Doch weil ihr nimmer meiner Rede glaubt,
So fragt nur ihn darum. Er soll es sagen!

3. AGRIGENTINER

Wir glauben dir es wohl.

PAUSANIAS

Ihr glaubt es wohl?

Ihr Unverschämten? – Euer Jupiter
Gefallt euch heute nicht, er siehet trüb;
Der Abgott ist euch unbequem geworden.
Und darum glaubt ihrs wohl? Da stehet er
Und trauert und verschweigt den Geist, wonach
In heldenarmer Zeit die Junglinge
Sich sehnen werden, wenn er nimmer ist,
Und ihr, ihr kriecht und zischt um ihn her,
Ihr dürft es? und ihr seid so sinnengrob,
Daß euch das Auge dieses Manns nicht warnt?
Und weil er sanft ist, wagen sich an ihn
Die Feigen – heilige Natur, wie duldest
Du auch in deinem Runde dies Gewürm? –
Nun sehet ihr mich an und wisset nicht,
Was zu beginnen ist mit mir; ihr muß
Den Priester fragen, ihn, der alles weiß.

HERMOKRATES

Ihr hört, wie euch und mich ins Angesicht
Der freche Knabe schilt? Wie sollt [er] nicht?
Er darf es, da sein Meister alles darf.
Wer sich das Volk gewonnen, redet, was
Er will; das weiß ich wohl und strebe nicht
Aus eignem Sinn entgegen, weil es noch
Die Gotter dulden. Vieles dulden sie
Und schweigen, bis ans Äußerste gerät
Der wilde Mut. Dann aber muß der Frevler
Rücklings hinab ins bodenlose Dunkel.

3. AGRIGENTINER

Ihr Bürger! ich mag nichts mit diesen zween
Inskünftige zu schaffen haben. Sagt,
Wie kam es denn, daß dieser uns betört?

2. AGRIGENTINER

Sie müssen fort, der Jünger und der Meister.

HERMOKRATES

So ist es Zeit! – Euch fleh ich an, ihr Furchtbarn!
Ihr Rachegotter! – Wolken lenket Zeus
Und Wasserwogen zähmt Poseidaon,
Doch euch, ihr Leisewandelnden, euch ist
Zur Herrschaft das Verborgene gegeben
Und wo ein Eigenmächtiger der Wiege
Entsprossen ist, da seid ihr auch und geht,
Indes er üppig [auf] zum Frevel wächst,
Stillsinnend fort mit ihm, hinunterhorchend
In seine Brust, wo euch den Götterfeind
Die unbesorgt Geschwätzig verrät.
Ach den! ihr kanntet ihn, den heimlichen

Verführer, der die Sinne nahm dem Volk
Und mit dem Vaterlandsgesetze spielt
Und sie, die alten Gotter Agrigents
Und ihre Priester niemals achtete.
Und nicht verborgen war vor euch,
Solang er schwieg, der ungeheure Sinn.
Er hats vollbracht! Verruchter! wahnstest du
Sie müßten nachfrohlocken, da du jungst
Vor ihnen einen Gott dich selbst genannt?
Dann hättest du geherrscht in Agrigent,
Ein einziger allmächtiger Tyrann
Und dein gewesen ware, dein allein,
Das gute Volk und dieses schöne Land.
Sie schwiegen nur; erschrocken ständen sie;
Und du erblaßtest, und es lahmte dich
Der böse Gram in deiner dunkeln Halle,
Wo du hinab dem Tageslicht entflohest.
Und kommst du nun, und gießest über mich
Den Unmut aus, und lasterst unsre Gotter?

1. AGRIGENTINER

Nun ist es klar! er muß gerichtet werden.

KRITIAS

Ich hab es euch gesagt; ich traute nie
Dem Träumer.

EMPEDOKLES

O ihr Rasenden!

HERMOKRATES

Und sprichst
Du noch und ahndest nicht, du hast mit uns

Nichts mehr gemein, ein Fremdling [bist] du worden,
Und unerkant bei allen Lebenden.
Die Quelle, die uns trankt, gebührt dir nicht
Und nicht die Feuerflamme, die uns frommt,
Und was den Sterblichen das Herz erfreut
Das nehmen die heiligen Rachegötter von dir
Für dich ist nicht das heitre Licht hier oben,
Nicht dieser Erde Grün und ihre Früchte,
Und ihren Segen gibt die Luft dir nicht
Wenn deine Brust nach Kühlung seufzt und durstet.
Es ist umsonst, du kehrest nicht zurück
Zu dem, was unser ist; denn du gehörst
Den Rachenden, den heiligen Todesgöttern.
Und wehe dem, von nun an, wer ein einzig Wort
Von dir in seine Seele freundlich nimmt,
Wer dich begrüßt, und seine Hand dir beut,
Wer einen Trunk am Mittag dir gewährt
Und wer an seinem Tische [dich] erduldet
Und, wenn du nachts an seine Türe kommst,
Den Schlummer unter seinem Dache schenkt,
Und, wenn du stirbst, die Grabesflamme dir
Bereitet, wehe dem, wie dir! – Hinaus!
Es dulden die Vaterlandsgötter länger nicht
Wo ihre Tempel sind, den Allverächter.

AGRIGENTINER

Hinaus, damit sein Fluch uns nicht beflecke!

PAUSANIAS

O komm! Du gehest nicht allein. Es ehrt
Noch einer dich, wenns schon verboten ist,
Du Lieber! und du weißt, des Freundes Segen
Ist kräftiger, denn dieses Priesters Fluch.

O komm in fernes Land! wir finden dort
Das Licht des Himmels auch, und bitten will ich,
Daß freundlich dirs in deiner Seele scheine. An den Ufern
Italias, im stolzen Griechenlande drüben
Da grünen Hügel auch, und Schatten gönnt
Der Ahorn dir, und milde Lüfte kühlen
Den Wanderern die Brust; und wenn du müd
Vom heißen Tag an fernem Pfade sitztest,
Mit diesen Händen schopf [ich] dann den Trunk
Aus frischer Quelle dir und sammle Speisen
Und Zweige wölbe ich über deinem Haupt,
Und Moos und Blätter breit' ich dir zum Lager,
Und wenn du schlummerst, so bewach ich dich;
Und muß es sein, bereit ich dir auch wohl
Die Grabesflamme, die sie dir verwehren,
Die Schändlichen!

EMPEDOKLES

Oh! o du treues Herz! – Für mich
Ihr Bürger! bitt ich nichts; es sei geschehn!
Ich bitt euch nur um dieses Jünglings willen.
O wendet nicht das Angesicht von mir!
Bin ich es nicht, um den ihr liebend sonst
Euch sammeltet? ihr selber reichet da
Mir auch die Hände nicht, unziemlich dunkel
Es euch, zum Freund euch wild heranzudrängen.
Doch schicket ihr die Knaben, diese Friedlichen
Und auf den Schultern brachtet ihr die Kleinen
Und hebt mit euren Armen sie empor –
Bin ich es nicht, und kennt ihr nicht den Mann,
Dem ihr gesagt, ihr könntet, wenn ers wollte,
Von Land zu Land mit ihm, als Bettler gehn,
Und, wenn es möglich wäre, folget ihr

Ihm auch hinunter in den Tartarus?
Ihr Kinder! alles wolltet ihr mir schenken
Und zwangt mich toricht oft, von euch zu nehmen,
Was euch das Leben heitert' und erhielt,
Dann gab ich euchs vom Meinigen zurück
Und mehr, denn eures, achtetet ihr dies.
Nun geh ich fort von euch; versagt mir nicht
Die eine Bitte; schonet dieses Junglings!
Er tat euch nichts zuleid; er liebt mich nur
Wie ihr mich auch geliebt, und saget selbst
Ob er nicht edel ist und schön! und wohl
Bedürft ihr künftig seiner, glaubt es mir!
Oft sagt ich euchs: es wurde Nacht und kalt
Auf Erden und in Not verzehrte sich
Die Seele, sendeten zu Zeiten nicht
Die guten Götter solche Jünglinge
Der Menschen welkend Leben zu erfrischen.
Und heilig halten, sagt ich, solltet ihr
Die heitern Genien – o schonet sein
Und rufet nicht das Weh! verspricht es mir!

3. AGRIGENTINER

Hinweg! wir hören nichts von allem.

HERMOKRATES

Dem Knaben muß geschehn, wie ers
Gewollt. Er mag den frechen Mutwill büßen.
Er geht mit dir, und dein Fluch ist der seine.

EMPEDOKLES

Du schweigst, Kritias! verbirg es nicht,
Dich trifft es auch; du kanntest ihn, nicht wahr?
Die Sünde loschten Ströme nicht von Blut

Der Tiere. Ich bitte, sag es ihnen, Lieber!
Sie sind, wie trunken, sprich ein ruhig Wort
Damit der Sinn dem Volke wiederkehre!

2. AGRIGENTINER

Noch schilt er uns? Gedenke deines Fluchs
Und rede nicht und geh! wir mochten sonst
An dich die Hande legen.

KRITIAS

Wohl gesagt,

Ihr Bürger!

EMPEDOKLES

So! – und mochtet an mich
Die Hande legen? möchtet ihr
Bei meinem Leben schon die Leiche schanden?
Heran! zerfleischt und teilet die Beut und es segne
Der Priester euch den Genuß, und seine Vertrauten
Die Rachegötter lad er zum Mahl! – Dir bangt,
Heillos! Was? Der schlaue Jäger traf
Ja doch sein Wild, warum frohlockt er nicht?
O siehe nun! so schändlich stehst du da
Und suchst, wohin die Todespfeile sind!
Du Tor! kennst du mich noch? und soll ich dir
Den bösen Scherz verderben, den du treibst?
Bei deinem grauen Haare, Mann! du solltest
Zu Erde werden, denn du bist sogar
Zum Knecht der Furien zu schlecht! und durftest doch
An mir zum Meister werden? Freilich ist
Ein ärmlich Werk, ein blutend Wild zu jagen!
Ich trauerte, das wußt er wohl, da wuchs
Der Mut dem Feigen; da erhascht er mich

Und hetzt des Pöbels Zahne mir aufs Herz.
O wer, wer heilt den Geschändeten nun, wer nimmt
Ihn auf, der heimatlos der Fremden Häuser
Mit den Narben seiner Schmach umirrt, die Götter
Des Hains fleht, ihn zu bergen – komme, Sohn!
Sie haben wehe mir getan, doch hätte
Ichs wohl vergessen, aber dich? – Ha geht
Nun immerhin zugrund, ihr Namenlosen!
Sterbt langsamen Tods und euch geleitet
Des Priesters Rabengesang! und weil sich Wölfe
Versammeln, da wo Leichname sind, so finde sich
Dann einer auch für euch; der sättige
Von eurem Blute sich, der reinige
Sizilien von euch; es stehe dürr
Das Land, wo sonst die Purpurtraube gern
Dem bessern Volke wuchs und goldne Frucht
Im dunkeln Hain, und edles Korn, und fragen
Wird einst der Fremde, wenn er auf den Schutt
Von euren Tempeln tritt, ob da die Stadt
Gestanden? gehet nun! Ihr findet mich
In eurer Runde nimmer.

(indem sie abgehn)

Kritias!

Dir möcht ich wohl ein Wort noch sagen.

PAUSANIAS

(nachdem Kritias zurück ist)

Laß

Indessen mich zum alten Vater gehn
Und Abschied nehmen.

EMPEDOKLES

O warum? was tat
Der Jüngling euch, ihr Gotter! Gehe denn,
Du Armer! draußen wart ich, auf dem Wege
Nach Syrakus; dann wandern wir zusammen.
(Pausanias geht auf der andern Seite ab)

EMPEDOKLES KRITIAS

KRITIAS

Was ist?

EMPEDOKLES

Auch du verfolgest mich?

KRITIAS

Was soll

Mir das?

EMPEDOKLES

Ich weiß es wohl! du mochtest gern
Mich hassen. Dennoch hassest du mich nicht:
Du fürchtest nur; du hattest nichts zu fürchten.

KRITIAS

Es ist vorbei. Was willst du noch?

EMPEDOKLES

Du hättest

Es selber nie gedacht, der Priester zog
In seinen Willen dich; du klage dich
Nicht an; o hättest du nur ein treues Wort
Für ihn gesprochen, doch du scheuetest
Das Volk.

KRITIAS

Sonst hattest du mir nichts
Zu sagen ? überflüssiges Geschwätz
Hast du von je geliebt.

EMPEDOKLES

O rede sanft,
Ich habe deine Tochter dir gerettet.

KRITIAS

Das hast du wohl.

EMPEDOKLES

Du sträubst und schämest dich
Mit dem zu reden, dem das Vaterland geflucht;
Ich will es gerne glauben. Denke dir
Es rede nun mein Schatte, der geehrt
Vom heitern Friedenslande wiederkehre.

KRITIAS

Ich wäre nicht gekommen, da du riefst,
Wenn nicht das Volk zu wissen wünschte
Was du noch zu sagen hättest.

EMPEDOKLES

Was ich dir zu sagen habe,
Geht das Volk nichts an.

KRITIAS

Was ist es dann ?

EMPEDOKLES

Du mußt aus diesem Land; ich sag
Es dir um deiner Tochter willen.

KRITIAS

Denk an dich

Und Sorge nicht für anders.

EMPEDOKLES

Kennest du

Sie nicht? Und ist dir unbewußt, wieviel
Es besser ist, daß eine Stadt voll Toren
Versinkt, denn ein Vortreffliches?

KRITIAS

Was sollt

In diesem Land ihr fehlen? Denkest du,
Weil du im Lande nicht, so könne Gutes nicht
Darin bestehen.

EMPEDOKLES

Kennest du sie nicht?

Und tastest, wie ein Blinder an, was dir
Die Gotter gaben? und es leuchtet dir
In deinem Haus umsonst das holde Licht?
Ich sag es dir, in diesem Lande findet
Das fromme Leben seine Ruhe nicht
Und einsam bleibt es dir so schon es ist
Und stirbt dir freudenlos, denn nie begibt
Die zärtlichernste Göttertochter sich
Barbaren an das Herz zu nehmen, glaub
Es mir! Es reden wahr die Scheidenden.
Und wundere des Rats dich nicht!

KRITIAS

Was soll

Ich nun dir sagen?

EMPEDOKLES

Gehe hin mit ihr
In heiliges Land, nach Elis oder Delos
Wo jene wohnen, die sie liebend sucht,
Wo stillvereint, die Bilder der Heroen
Im Lorbeerwalde stehn. Dort wird sie ruhn
Dort bei den schweigenden Idolen wird
Der schöne Sinn, der zartgenügsame
Sich stillen, bei den edeln Schatten wird
Das Leid entschlummern, das geheim sie hegt
In frommer Brust. Wenn dann am heitern Festtag
Sich Hellas schöne Jugend dort versammelt,
Und um sie her die Fremdlinge sich grüßen
Und hoffnungsfrohes Leben überall
Wie goldenes Gewolk, das stille Herz
Umglänzt, dann weckt dies Morgenrot
Zur Lust wohl auch die fromme Träumerin,
Und von den Besten einen, die Gesang
Und Kranz in edlem Kampf gewonnen, wählt
Sie sich, daß er den Schatten sie entführe,
Zu denen sie zu frühe sich gesellt.
Gefällt dir das, so folge mir, –

KRITIAS

Hast du der goldnen Worte noch so viel
In deinem Elend übrig?

EMPEDOKLES

Spotte nicht!

Die Scheidenden verjüngen alle sich
Noch einmal gern. Der Sterbeblick ist
Des Lichts, das freudig einst in seiner Kraft
Geleuchtet unter euch. Es losche freundlich,
Und hab ich euch geflucht, so mag dein Kind
Den Segen haben, wenn ich segnen kann.

KRITIAS

O laß, und mache mich zum Knaben nicht.

EMPEDOKLES

Versprich es mir und tue, was ich riet,
Und geh aus diesem Land; verweigerst dus,
So mag die Einsame den Adler bitten,
Daß er hinweg von diesen Knechten sie
Zum Äther rette! Bessers weiß ich nicht.

KRITIAS

O sage, haben wir nicht recht an dir
Getan?

EMPEDOKLES

Was fragst du nun? Ich hab es dir
Vergeben. Aber folgst du mir?

KRITIAS

Ich kann
So schnell nicht wahlen.

EMPEDOKLES

Wähle gut,
Sie soll nicht bleiben, wo sie untergeht
Und sag es ihr, sie (soll) des Mannes denken,
Den einst die Gotter liebten. Willst du das?

KRITIAS

Wie bittest du? Ich will es tun. Und geh
Du deines Weges nun, du Armer!

(geht ab)

EMPEDOKLES

Ja!

Ich gehe meines Weges Kritias
Und weiß, wohin? Und schämen muß ich mich
Daß ich gezögert bis zum äußersten.
Was muß ich auch solange warten,
Bis Glück und Geist und Jugend wich und nichts
Wie Torheit überblieb und Elend.
Wie oft, wie oft hat dichs gemahnt! Da wär
Es schön gewesen. Aber nun ists not!
O stille! gute Götter! immer eilt
Den Sterblichen das ungeduldge Wort
Voraus und läßt die Stunde des Gelingens
Nicht unbetastet reifen. Manches ist
Vorbei; und leichter wird es schon. Es hängt
An allem fest der alte Tor! und da
Er einst gedankenlos, ein stiller Knab
Auf seiner grünen Erde spielte, war
Er freier, denn er ist; o scheide! – selbst
Die Hütte, die mich hegte, lassen sie
Mir nicht. – Auch dies noch, Götter!

(EMPEDOKLES) DREI SKLAVEN DES EMPEDOKLES

1. SKLAVE

Gehst du, Herr?

EMPEDOKLES

Ich gehe freilich, guter –
Und hole nur das Reis'gerät, so viel
Ich selber tragen kann, und bring es noch
Mir auf die Straße dort hinaus – es ist
Dein letzter Dienst!

2. SKLAVE

O Götter!

EMPEDOKLES

Immer seid
Ihr gern um mich gewesen, denn ihr warts
Gewohnt, von lieber Jugend her, wo wir
Zusammen auf in diesem Hause wuchsen,
Das meinem Vater war und mir, und fremd
Ist meiner Brust das herrischkalte Wort.
Ihr habt der Knechtschaft Schicksal nie gefühlt.
Ich glaub es euch, ihr folget gerne mir
Wohin ich muß. Doch kann ich es nicht dulden,
Daß euch der Fluch des Priesters ängstige.
Ihr wißt ihn wohl. Die Welt ist aufgetan
Für euch und mich, ihr Lieben, und es sucht
Nun jeder sich sein eigen Glück –

3. SKLAVE

O nein!

Wir lassen nicht von dir. Wir könnens nicht.

2. SKLAVE

Was weiß der Priester, wie du lieb uns bist.
Verbiet ers ändern! uns verbeut ers nicht.

1. SKLAVE

Gehören wir zu dir, so laß uns auch
Bei dir! Ists doch von gestern nicht, daß wir
Mit dir zusammen sind, du sagst es selber.

EMPEDOKLES

O Gotter! bin ich kinderlos und leb
Allein mit diesen drein, und dennoch häng
Ich hingebannt an dieser Ruhestätte,
Gleich Schlafenden, und ringe, wie im Traum.
Hinweg! Es kann nicht anders sein, ihr Guten!
O sagt nichts mehr davon, ich bitt euch das,
Und laßt uns tun, als wären wir es nimmer.
Ich will es ihm nicht gönnen, daß der Mann
Mir alles noch verfluche, was mich liebt –
Ihr gehet nicht mit mir; ich sag es euch.
Hinein! und nehmt das Beste, was ihr findet
Und zaudert nicht und flieht; es möchten sonst
Die neuen Herrn des Hauses euch erhaschen,
Und eines Feigen Knechte würdet ihr.

2. SKLAVE

Mit harter Rede schickest du uns weg?

EMPEDOKLES

Ich tu es dir und mir – ihr Freigelaßnen!
Ergreift mit Manneskraft das Leben, laßt
Die Götter euch mit Ehre trösten; ihr
Beginnt nun erst. Es gehen Menschen auf

Und nieder. Weilet nun nicht länger! Tut,
Was ich gesagt.

1. SKLAVE

Herr meines Herzens! leb
Und geh nicht unter!

3. SKLAVE

Sage, werden wir
Dich nimmer sehn?

EMPEDOKLES

O fraget nicht, es ist
Umsonst.
(mit Macht gebietend)

2. SKLAVE

(im Abgehn)

Er bleibt es doch!
Ach! wie ein Bettler soll er nun das Land
Durchirren und des Lebens nirgend sicher sein?

EMPEDOKLES

(siehet ihnen schweigend nach)

Lebt wohl, ich hab
Euch schnöd hinweggeschickt, lebt wohl, ihr Treuen!
Und du, mein väterliches Haus, wo ich erwuchs
Und blüht! – ihr lieben Bäume! vom Freudengesang
Des Gotterfreunds geheiligt, ruhige
Vertraute meiner Ruh! o sterbt und gebt
Den Lüften zurück das Leben, denn es scherzt
Das rohe Volk in eurem Schatten nun
Und wo ich selig ging, da spotten sie meiner.

Weh! ausgestoßen, ihr Gotter? und ahnte
Was ihr mir tut, ihr Himmlischen, der Priester
Der Unberufene, seellos nach? ihr ließt
Mich einsam, mich, der euch geschmäht, ihr Lieben!
Und dieser wirft zur Heimat mich hinaus
Und der Fluch hallt, den ich selber mir gesprochen
Mir ärmlich aus des Pobels Munde wider?
Ach! der einst innig mit euch, ihr Seligen
Gelebt, und sein die Welt genannt aus Freude,
Hat nun nicht, wo er seinen Schlummer find
Und in sich selber kann er auch nicht ruhn.
Wohin denn nun, ihr Pfade der Sterblichen? viel
Sind euer, wo ist der meine? der kürzeste? wo?
Der schnellste? denn zu zögern ist Schmach.
Ach meine Götter! im Stadium lenkt ich den Wagen
Einst unbekümmert auf rauchendem Rad. So will
Ich bald zu euch zurück, ist gleich die Eile gefährlich.
(geht ab)

PANTHEA DELIA

DELIA

Stille, liebes Kind!
Und halt den Jammer! Daß uns niemand höre.
Ich will hinein ins Haus. Vielleicht er ist
Noch drinnen und du siehst noch einmal ihn.
Nur bleibe still indessen – kann ich wohl
Hinein?

PANTHEA

O tu es, liebe Delia!
Ich bet indes um Ruhe, daß mir nicht
Das Herz vergeht, wenn ich den hohen Mann
In dieser bitteren Schicksalsstunde sehe.

DELIA

O Panthea!

PANTHEA *(allein)*

nach einigem Stillschweigen

Ich kann nicht – ach, es wär
Auch Sünde, da gelassener zu sein!
Verflucht? ich faß es nicht, und wirst auch wohl
Die Sinne mir zerreißen, schwarzes Rätsel!
Wie wird er sein?
(Pause. Erschrocken zu Delia, die wieder zurückkommt)
Wie ists?

DELIA

Ach! alles tot

PANTHEA

Und öde? Fort?

DELIA

Ich fürcht es. Offen sind
Die Türen; aber niemand ist zu sehn.
Ich rief. Da hört ich nur den Widerhall
Im Hause; länger bleiben mocht ich nicht –
Ach! stumm und blaß ist sie und siehet fremd
Mich an, die Arme. Kennest du mich nimmer?
Ich will es mit dir dulden, liebes Herz!

PANTHEA

Nun! komme nur!

DELIA

Wohin?

PANTHEA

Wohin? ach! das,
Das weiß ich freilich nicht, ihr guten Götter!
Weh! keine Hoffnung! und du leuchtest mir
Umsonst, o Tageslicht dort oben? fort
Ist er; wie soll die Einsame denn wissen
Warum ihr noch die Augen helle sind.
Es ist nicht möglich, nein! zu frech
Ist diese Tat, zu ungeheuer, und ihr habt
Es doch getan? Und leben muß ich noch
Und stille sein bei diesen? weh und weinen,
Nur weinen kann ich über alles das!

DELIA

O weine nur! du Liebe, besser ist's
Denn schweigen oder reden.

PANTHEA

Delia!

Da ging er sonst! und dieser Garten war
Um seiner willen mir so wert. Ach oft,
Wenn mir das Leben nicht genügt, und ich
Die Ungesellige, betrübt mit andern
Um unsre Hügel irrte, sah ich her
Nach dieser Bäume Gipfeln, dachte, dort
Ist einer doch! Und meine Seele richtet
An ihm sich auf.

DELIA

Es ist ein großer Mann
Gefallen.

PANTHEA

Ach! hundertjahrigen Fruhling wunsch ich oft
Ich Torige, fur ihn und seine Gärten!

DELIA

O konntet [ihr] die zarte Freude nicht
Ihr lassen, gute Gotter?

PANTHEA

Sagst du das?

Wie eine neue Sonne kam er uns
Und strahlt' und zog das ungereifte Leben
An goldnen Seilen freundlich zu sich auf
Und lange hatt auf ihn Sizilien
Gewartet. Niemals herrscht' auf dieser Insel
Ein Sterblicher, wie er, sie fuhltens wohl
Er lebe mit den Genien der Welt
Im Bunde. Seelenvoller! und du nahmst
Sie all ans Herz, weh! mußst du nun dafur
Geschändet fort von Land zu Lande ziehn
Das Gift im Busen, das sie mitgegeben. – Ihr Blumen
Des Himmels! schöne Sterne, werdet ihr
Denn auch verblühn? und wird es Nacht alsdann
In deiner Seele werden, Vater Äther!
Wenn deine Junglinge, die glänzenden
Erloschen sind vor dir? Ich weiß, es muß,
Was göttlich ist, hinab. Zur Seherin
Bin ich geworden über seinen Fall,
Und wo mir noch ein schöner Genius
Begegnet, nenn er Mensch sich oder Gott
Ich weiß die Stunde, die ihm nicht gefällt. –
Das hab [ihr] ihm getan. O laßt nicht mich,
Ihr weisen Richter, ungestraft entkommen

Ich ehr ihn ja, und wenn ihr es nicht wißt
So will ich es ins Angesicht euch sagen.
Dann stoßt auch mich zu eurer Stadt hinaus.
Und hat er ihm geflucht, der Rasende,
Mein Vater, ha! so fluch er nun auch mir.

DELIA

O Panthea, mich schröckt es, wenn du so
Dich deiner Klagen überhebst. Ist er
Denn auch, wie du, daß er den stolzen Geist
Am Schmerze nährt und heftiger wird im Leiden,
Ich mag's nicht glauben, denn ich fürchte das.
Was mußst er auch beschließen?

PANTHEA

Ängstigst

Du mich? was hab ich denn gesagt? Ich will
Auch nimmer – ja, geduldig will ich sein,
Ihr Gotter! will vergebens nun nicht mehr
Erstreben, was ihr ferne mir geruckt,
Und was ihr geben möcht, das will ich nehmen.
Halt doch in süßen Banden mir den Sinn
Erinnerung, du Heiliger! und find ich nirgends dich
So kann ich doch mich freuen, daß du da
Gewesen. Ruhig will ich sein, es möcht
Aus wildem Sinne mir das edle Bild
Entfliehn, und daß mir nur der Tageslärm
Den brüderlichen Schatten nicht verscheuche,
Der, wenn ich leise wandle, mich geleitet.

DELIA

Du liebe Traumerin! er lebt ja noch.

PANTHEA

Er lebt? jawohl! er lebt! er geht
Im weiten Felde Nacht und Tag. Sein Dach
Sind Wetterwolken und der harte Boden ist
Sein Lager, Winde krausen ihm das Haar –
Und Regen träuft mit seinen Tränen ihm
Vom Angesicht, und seine Kleider trocknet
Am heißen Mittag ihm die Sonne wieder,
Wenn er im schattenlosen Sande geht;
Gewohnte Pfade sucht er nicht; im Fels
Bei denen, die von Beute sich ernähren
Die fremd, wie er, und allverdächtig sind,
Da kehrt er ein, die wissen nichts vom Fluch
Die reichen ihm von ihrer rohen Speise,
Daß er zur Wanderung die Glieder stärkt.
So lebt er! weh! und das ist nicht gewiß!

DELIA

Ja, es ist schrecklich, Panthea!

PANTHEA

Ists schrecklich?

Du arme Trösterin! und leicht, es währt
Nicht lange mehr, so kommen sie und sagen
Einander sichs, wenn es die Rede gibt,
Daß er erschlagen auf dem Wege liege.
Es duldens wohl die Götter, haben sie
Doch auch geschwiegen, da man ihn mit Schmach
Ins Elend fort aus seiner Heimat stieß.
O du! – wie wirst du enden? müde ringst
Du schon am Boden fort, du stolzer Adler!
Und zeichnest deinen Pfad mit Blut und [bald]
Erhascht der feigen Jäger einer dich

Zerschlagt am Felsen dir dein sterbend Haupt.
Und Jovis Liebling nanntet ihr ihn doch?

DELIA

Ach lieber schöner Geist! nur so nicht!
Nur solche Worte nicht! Wenn du es wüßtest,
Wie mich die Sorg um dich ergreift! Ich will
Auf meinen Knien dich bitten, wenn es hilft.
Besänftige dich nur. Wir wollen fort.
Es kann noch viel sich ändern, Panthea!
Vielleicht bereut es bald das Volk. Du weißt
Es ja, wie sie ihn liebten. Komm! ich wend
An deinen Vater mich und helfen sollst
Du mir. Wir können ihn vielleicht gewinnen.

PANTHEA

O wir, wir sollten das, ihr Götter!

ZWEITER AKT

Gegend am Ätna
Bauernhütte

EMPEDOKLES PAUSANIAS

EMPEDOKLES

Wie ists mit dir?

PAUSANIAS

 O das ist gut,
Daß du ein Wort doch redest, Lieber!
Denkst du es auch? hier oben waltet wohl
Der Fluch nicht mehr und unser Land ist ferne

Auf diesen Hohen atmet leichter sichs,
Und auf zum Tage darf das Auge doch
Nun wieder blicken und die Sorge wehrt
Den Schlaf uns nicht, es reichen auch vielleicht
Gewohnte Kost uns Menschenhande wieder.
Du brauchst der Pflege, Lieber! und es nimmt
Der heilge Berg, der vaterliche wohl
In seine Ruh die umgetriebnen Gäste.
Willst du, so bleiben wir auf eine Zeit
In dieser Hütte – darf ich rufen, ob
Sie uns vielleicht den Aufenthalt vergonnen?

EMPEDOKLES

Versuch es nur, sie kommen schon heraus.

[DIE VORIGEN BAUER]

BAUER

Was wollt ihr? Dort hinunter geht
Die Straße.

PAUSANIAS

Gonn uns Aufenthalt bei dir
Und scheue nicht das Aussehn, guter Mann.
Denn schwer ist unser Weg und ofters scheint
Der Leidende verdächtig, doch mögen dirs
Die Götter sagen, welcher Art wir sind.

BAUER

Es stand wohl besser einst mit euch denn izt,
Ich will es gerne glauben. Doch es liegt
Die Stadt nicht fern; ihr solltet doch daselbst
Auch einen Gastfreund haben. Besser wärs,
Zu dem zu kommen, denn zu Fremden.

PAUSANIAS

Ach!

Es schämte leicht der Gastfreund unser sich,
Wenn wir zu ihm in unsrem Unglück kämen.
Und gibt uns doch der Fremde nicht umsonst,
Das Wenige, warum wir ihn gebeten.

BAUER

Wo kommt ihr her?

PAUSANIAS

Was nutzt es, dies zu wissen?

Wir geben Gold und du bewirtest uns.

BAUER

Wohl öffnet manche Türe sich dem Golde
Nur nicht die meine.

PAUSANIAS

Was ist das? so reich

Uns Brot und Wein und fordre was du willst.

BAUER

Das findet ihr an andrem Orte besser.

PAUSANIAS

Oh, das ist hart! Doch gibst [du] mir vielleicht
Ein wenig Leinen, daß ichs diesem Mann
Um seine Füße winde, die ihm noch
Vom Felsenpfade blutend sind – siehe nur
Ihn an! Der gute Geist Siziliens ist
Und mehr, denn eure Fürsten! und er steht
Vor deiner Türe kummerbleich und bettelt

Um deiner Hütte Schatten und um Brot
Und du versagst es ihm? und todesmud
Und dürstend lassest du ihn draußen stehn
An diesem Tage, wo der Sonnenbrand
Das harte Wild in seine Grube scheucht.

BAUER

Ich kenn euch! Wehe! das ist der Verfluchte
Von Agrigent. Es ahndete mir gleich.
Hinweg!

PAUSANIAS

Beim Donnerer! nicht hinweg! – er soll
Für dich mir bürgen, lieber Heiliger!
Indes ich geh und Nahrung suche. Ruh
An diesem Baum. Und hore du! wenn ihm
Ein Leid geschieht, es sei von wem es wolle,
So komm ich über Nacht, und brenne dir
Eh du es denkst, dein strohern Haus zusammen!
Erwage das!

EMPEDOKLES PAUSANIAS

EMPEDOKLES

Sei ohne Sorge, Sohn!

PAUSANIAS

Wie sprichst du so? Ist doch dein Leben mir
Der lieben Sorge wert, und dieser denkt,
Es wäre nichts am Manne zu verderben
Dem solch ein Wort gesprochen ward, wie dir;
Und leicht gelüstet sies, und wär es nur
Um seines Mantels wegen, ihn zu töten.
Denn ungereimt ist ihnen, daß er noch

Gleich Lebenden umhergeht; weißt du das
Denn nicht?

EMPEDOKLES

O ja, ich weiß es.

PAUSANIAS

Lächelnd sagst

Du das? o Empedokles!

EMPEDOKLES

Treues Herz,

Ich habe wehe dir getan. Ich wollt
Es nicht.

PAUSANIAS

Ach! ungeduldig bin ich nur.

EMPEDOKLES

Sei ruhig, meinetwegen, Lieber bald
Ist dies vorbei.

PAUSANIAS

Sagst du das?

EMPEDOKLES

Du wirst

Es sehn.

PAUSANIAS

Wie ist dir? soll ich nun ins Feld
Nach Speise gehn, wenn du es nicht bedarfst,
So bleib ich lieber, oder besser ists

Wir gehn und suchen einen Ort zuvor
Für uns im Berge.

EMPEDOKLES

Siehe! nahe blinkt
Ein Wiesenquell; der ist auch unser. Nimm
Dein Trinkgefaß, die hohle Kürbis, daß der Trank
Die Seele mir erfrische.

PAUSANIAS

an der Quelle

Klar und kuhl
Und rege sproßt aus dunkler Erde, Vater!

EMPEDOKLES

Erst trinke du. Dann schopf und bring es mir.

PAUSANIAS

indem er ihm es reicht

Die Götter segnen dirs.

EMPEDOKLES

Ich trink es euch,
Ihr alten Freundlichen! ihr meine Götter!
Und meiner Wiederkehr, Natur! schon ist
Es anders. O ihr Gütigen! ihr gebt
Voraus, und eh ich komme, seid ihr da.
... Und blühen soll
Es, eh es reift! – sei ruhig, Sohn! und höre,
Wir sprechen vom Geschehenen nicht mehr.

PAUSANIAS

Du bist verwandelt und dein Auge glänzt,
Wie eines Siegenden. Ich faß es nicht.

EMPEDOKLES

Wir wollen noch, wie Jünglinge, den Tag
Zusammensein, und vieles reden. Findet
Doch leicht ein heimatlicher Schatte sich,
Wo unbesorgt die treuen Langvertrauten
Beisammen sind in liebendem Gespräch. –
Mein Liebling! haben [wir], wie gute Knaben
An einer Traub, am schonen Augenblick
Das liebe Herz so oft gesättiget,
Und mußttest du bis hier mich hergeleiten
Daß unsrer Feierstunden keine sich
Auch diese [nicht], uns ungeteilt verlore,
Wohl kauftest [du] um schwere Muhe sie,
Doch geben was auch umsonst die Götter?

PAUSANIAS

O sage mir es ganz, daß ich wie du
Mich freue.

EMPEDOKLES

Siehst du denn nicht? Es kehrt
Die schöne Zeit von meinem Leben heute
Noch einmal wieder und das Große steht
Bevor; hinauf, o Sohn, zum Gipfel
Des alten heiligen Ätna wollen [wir]!
Denn gegenwärtger sind die Gotter auf [den] Hohn.
Da will ich heute noch mit diesen Augen
Die Ströme sehn und Inseln und das Meer.
Da segne zögernd über goldenen

Gewassern mich das Sonnenlicht beim Scheiden,
Das herrlichjugendliche, das ich einst
Zuerst geliebt. Dann glanz um uns und schweigt
Das ewige Gestirn, indes herauf
Der Erde Glut aus Bergestiefen quillt
Und zärtlich rührt der Allbewegende,
Der Geist uns an, o dann!

PAUSANIAS

Du schröckst
Mich nur; denn unbegreiflich bist du mir.
Du siehest heiter aus und redest herrlich
Doch lieber wär es mir, du trauertest.
Ach! brennt dir doch die Schmach im Busen, die
Du littest, und achtest selber dich für nichts,
Soviel du bist.

EMPEDOKLES

O Götter läßt auch der
Zuletzt die Ruh mir nicht und regt den Sinn
Mir auf mit roher Rede? willst du das,
So geh! Bei Tod und Leben! Nicht ist dies
Die Stunde mehr, viel Worte noch davon
Zu machen, was ich leid und was ich bin.
Besorgt ist das; ich will es nimmer wissen.
Hinweg! es sind die Schmerzen nicht, die lächelnd
Die fromm genährt an traurigfroher Brust
Wie Kinder liegen – Natterbisse sinds
Und wüten ohne Rettung mir im Blut!
Und nicht der erste bin ich, dem die Götter
Solch giftge Rächer auf das Herz gesandt.
Ich hab es wohl verdient.
Nein! armer Knab! ich kann dirs wohl verzeihn

Der du zur Unzeit mich gemahnt; es ist
Der Priester dir vor Augen und es gellt
Im Ohre dir des Pobels Hohngeschrei
Die brüderliche Nanie, die uns
Zur lieben Stadt hinausgeleitete.
Ha! mir! bei allen Gottern, die mich sehn,
Sie hätten nicht getan, wär ich
Der Alte noch gewesen. Was? o schändlich
Verriet ein Tag von meinen Tagen mich
An diese Feigen – still! hinunter solls
Begraben soll es werden, tief so tief
Wie noch kein Sterbliches begraben ist.

PAUSANIAS

Ach! häßlich stört ich ihm das heitre Herz
Das herrliche, und bänger denn zuvor
Ist jetzt die Sorg auch.

EMPEDOKLES

Laß die Klage nun!
Und störe mich nicht weiter; mit der Zeit
Ist alles gut. Mit Sterblichen und Göttern
Bin ich nun bald versohnt, ich bin es schon.

PAUSANIAS

Ists möglich?

Geheilt ist dir der furchtbar trübe Sinn
Und wahnst du dich nicht [mehr] allein und arm,
Du hoher Mann! und dünkt der Menschen Tun
Unschuld'g wie des Herdes Flamme dir?
So sprachst du sonst, ist's wieder wahr geworden?
O sieh! dann segn [ich] ihn, den klaren Quell,
An dem das neue Leben dir begann.

Und frohlich wandern morgen wir hinab
An[s] Meer, das uns an sichres Ufer bringt,
Der Reise Muhen wenig achtend
Und Not und alle Sorg und Furcht!
Ist heiter doch der Geist und seiner Gotter!

EMPEDOKLES

Pausanias! nur hast du dies vergessen:
Umsonst wird nichts den Sterblichen gewahrt.
Und eines hilft. – O heldenmutger Jungling!
Erblasse nicht! Sieh, was mein altes Gluck,
Das unersinnbare, mir wiedergibt
Mit Götterjugend mir, dem Welkenden,
Die Wange rotet, kann nicht ubel sein!
Geh, Sohn! – Ich möchte meinen Sinn
Und meine Lust nicht gerne ganz verraten. –
Für dich ist's nicht; so mache dir's nicht eigen,
Und lasse mir's, ich lasse deines dir.
Was ist's?

PAUSANIAS

Ein Haufe Volks! dort kommen sie
Herauf.

EMPEDOKLES

Erkennst du sie?

PAUSANIAS

Ich traue nicht
Den Augen.

EMPEDOKLES

Was? soll ich zum Rasenden
Noch werden, was? in sinnlosem Weh
Und Grimm hinab, wohin ich friedlich wollte?
Agrigentiner sinds!

PAUSANIAS

Unmöglich!

EMPEDOKLES

Traum

Ich denn? Mein edler Gegner ists, der Priester,
Und sein Gefolge. – Pfu! so heillos ist,
In dem ich Wunden sammelte, der Kampf
Und würdigere Kräfte gab es nicht
Zum Streite gegen mich? o schrecklich ists
Zu hadern mit Verachtlichen, und noch?
In dieser heiligen Stunde noch! wo schon
Zum Tone sich der allverzeihenden
Natur die Seele vorbereitend stummt,
Da [fällt] die Rotte mich noch einmal an,
Und mischt ihr wütend sinnlos Geschrei
In meinen Schwanensang. Heran! es sei,
Ich will es euch verleiden! schon ich doch
Von je zuviel des schlechten Volks und nahm
An Kindesstatt der falschen Bettler gnug.
Habt ihr es mir noch immer nicht vergeben,
Daß ich euch wohlgetan? Ich will es nun
Auch nicht. O kommt, Elende! muß es sein
So kann ich auch im Zorne zu den Göttern.

PAUSANIAS

Wie wird das endigen?

DIE VORIGEN
HERMOKRATES KRITIAS VOLK

HERMOKRATES

Befürchte nichts!

Und laß der Männer Stimme dich nicht schröcken,
Die dich vertrieben. Sie verzeihen dir.

EMPEDOKLES

Ihr Unverschämten! Anders wißt ihr nicht?
O tut die Augen auf und seht, wie schlecht
Ihr seid, daß euch das Weh die närrische,
Verruchte Zunge lahme; konnt ihr nicht
Erroten? o ihr Armen! schamlos läßt
Den schlechten Mann mitleidig die Natur,
Daß ihn das Große nicht zutode schröcke,
Wie könnt er sonst vor Größerem bestehn?

HERMOKRATES

Was du verbrochen, büßtest du; genug
Von Elend ist dein Angesicht gezeichnet,
Genes und kehre nun zurück; dich nimmt
Das gute Volk in seine Heimat wieder.

EMPEDOKLES

Wahrhaftig! großes Glück verkündet mir
Der fromme Friedensbote; Tag für Tag
Den schauerlichen Tanz mit anzusehen,
Wo ihr [euch] jagt und äfft, wo ruhelos
Und irr und bang, wie unbegrabne Schatten
Ihr umeinander rennt, ein ärmliches
Gemeng – in eurer Not, ihr Gottverlassnen,
Und eure lächerlichen Bettlerkünste,

Die nah zu haben, ist der Ehre wert.
Ha! wußt ich Bessers nicht, ich lebte lieber
Sprachlos und fremde mit des Berges Wild
In Regen und in Sonnenbrand, und teilte
Die Nahrung mit dem Tier, als daß ich noch
In euer blindes Elend wiederkehrte.

HERMOKRATES

So dankst du uns?

EMPEDOKLES

 O sprich es einmal noch
Und siehe, wenn du kannst, zu diesem Licht,
Dem Allerschauenden, empor! Doch freilich,
Sind Helios Strahlen Blitze dem Heuchler?
... warum bliebst
Du auch nicht fern und kamst mir frech vors Aug,
Und notigest das letzte Wort mir ab,
Damit es dich zum Acheron geleite,
Weißt du, was du getan? was tat ich dir?
Es warnte dich und lange fesselte
Die Furcht die Hande dir, und lange grämt
In seinen Banden sich dein Grimm; ihn hielt
Mein Geist gefangen; freilich mehr,
Wie Durst und Hunger, qualt das Edlere
Den Schlechten; konntest du nicht ruhn? und mußttest
Dich an mich wagen, Ungestalt, und wähnstest
Ich würde dir gleich, wenn mit deiner Schmach
Das Angesicht mir übertünchest?
Das war ein alberner Gedanke, Mann!
Und könntest du dein eigen Gift im Tranke
Mir reichen, dennoch paarte sich mit dir
Mein lieber Geist nicht, schüttete

Mit diesem Blut, das du entweihst dich aus.
Vergebens ists; wir gehn verschiedne Wege,
Stirb du gemeinen Tod, wie sichs gebührt,
Am seelenlosen Knechtgefuhl! Mir ist
Ein ander Los beschieden, andern Pfad
Weissaget einst, da ich geboren ward,
Ihr Gotter mir, die gegenwartig waren. –
Begreifst du's nicht? Nun, wohl ists billig, auch
Daß einmal sich der Allerfahrne wundert!
Dein Werk ist aus und deine Ranke reichen
An meine Freude nicht. Begreifst du das auch?

HERMOKRATES

Den Rasenden begreif ich feilich nicht.

KRITIAS

Genug ists nun, Hermokrates! du reizest
Zum Zorne nur den Schwerbeleidigten.

PAUSANIAS

Was nimmt ihr auch den kalten Priester mit,
Ihr Toren, wenn um Gutes euch zu tun ist?
Und wahlst – – – zum Versohner
Den Gottverlaßnen, der nicht lieben kann,
Zu Zwist und Tod ist der und seinesgleichen
Ins Leben ausgesät, zum Frieden nicht!
Jetzt seht ihrs ein, o hättet ihrs vor Jahren!
Es wäre manches nicht in Agrigent
Geschehen. Viel hast du getan, Hermokrates
Solang du lebst, hast manche liebe Lust
Den Sterblichen hinweggeangstigt
Hast manches Heldenkind in seiner Wieg
Erstickt, und gleich der Blumenwiese fiel

Und starb die jugendkrafftige Natur
Vor deiner Sense. Manches sah ich selbst
Und manches hort ich. – Soll ein Volk vergehn,
So schicken nur die Furien einen Mann
Der tauschend uberall der Missetat
Die Lebensreichen, Menschen uberfuhre.
Zuletzt, der Kunst erfahren, machte sich
An einen Mann der heilig schlaue Wurger
Und herzemporend glückt' es ihm, damit
Das Göttergleiche durch Gemeinstes falle.
Mein Empedokles! – gehe du des Wegs,
Den du erwahlt, ich kanns nicht hindern, sengt
Es gleich das Blut in meinen Adern weg,
Doch diesen, der das Leben dir geschandet,
Den Allverderber, such ich auf, wenn ich
Verlassen bin von dir, ich such ihn, flohe
Er zum Altar, es hilft ihm nichts, mit mir
Muß er, ich weiß sein eigen Element;
Zum toten Sumpfe schlepp ich ihn – und wenn
Er flehend wimmert, so erbarmt ich mich
Des grauen Haars, wie er der andern sich
Erbarmt; hinab!

(Zu *Hermokrates*)

Hörst du? Ich halte Wort!

ERSTER

Es braucht des Wartens nicht, Pausanias!

HERMOKRATES

Ihr Bürger!

ZWEITER

Regst du noch die Zunge? Du,
Du hast uns schlecht gemacht; hast allen Sinn
Uns weggeschwatzet; hast uns des Halbgotts Liebe
Gestohlen, du! er ists nicht mehr. Er kennt
Uns nicht; ach! ehemals sah mit sanften Augen
Auf uns der königliche Mann; nun kehrt
Sein Blick das Herz mir um.

DRITTER

Weh! waren wir
Doch gleich den Alten zu Saturnus' Zeit
Da freundlich unter uns der Hohe lebt',
Und jeder hatt in seinem Hause Freude
Und alles war genug. Was ludest du
Den Fluch auf uns, den unvergeßlichen,
Den er gesprochen, ach! er mußte wohl,
Und sagen werden unsre Söhne, wenn
Sie groß geworden sind, ihr habt den Mann
Den uns die Götter sandten, uns gemordet!

ZWEITER

Er weint! – O größer noch und lieber,
Denn vormals, dünkt er mir. Und sträubst
Du noch dich gegen ihn, und stehest da,
Als sähest du nicht, und brechen dir vor ihm
Die Knie nicht? Zu Boden, Mensch!

ERSTER

Und spielst
Du noch den Götzen, was? und möchtest gern
So fort es treiben? nieder muß du mir!
Und deinen Nacken will ich dir zertreten

Bis du mir sagst, du habest endlich dich
Bis in den Tartarus hinabgelogen.

DRITTER

Weißt du, was du getan? Dir wär es besser,
Du hattest Tempelraub begangen, ha!
Wir beteten ihn an, und billig wars;
Wir waren götterfrei mit ihm geworden,
Da wandelt unverhofft, wie eine Pest,
Dein böser Geist uns an und uns verging
Das Herz und Wort und alle Freude, die
Er uns geschenkt, in widerwartgem Taumel.
Ha, Schande! Schande! Wie die Rasenden
Frohlockten wir, da du zum Tode schmähtest
Den hochgeliebten Mann. Unheilbar ist
Und sturbst du siebenmal, du konntest doch
Was du an ihm und uns getan, nicht ändern.

EMPEDOKLES

Die Sonne neigt zum Untergange sich
Und weiter muß ich diese Nacht, ihr Kinder.
Laßt ab von ihm! es ist zu lange schon,
Daß wir gestritten. Was geschehen ist
Vergehet all, und künftig lassen wir
In Ruh einander.

PAUSANIAS

Gilt denn alles gleich?

DRITTER

O lieb uns wieder!

ZWEITER

Komm und leb

In Agrigent; es hats ein Romer
Gesagt, durch ihren Numa waren sie
So groß geworden. Komme, Gottlicher!
Sei unser Numa! Lange dachten wirs,
Du solltest König sein. O sei es! seis!
Ich grüße dich zuerst, und alle wollens.

EMPEDOKLES

Dies ist die Zeit der Könige nicht mehr.

DIE BÜRGER

(erschrocken)

Wer bist du, Mann?

PAUSANIAS

So lehnt man Kronen ab,

Ihr Bürger!

ERSTER

Unbegreiflich ist das Wort,

So du gesprochen, Empedokles.

EMPEDOKLES

Hegt

Im Neste denn die Jungen immerdar
Der Adler? Für die Blinden sorgt er wohl,
Und unter seinen Flügeln schlummern süß
Die Ungefiederten ihr dämmernd Leben.
Doch haben sie das Sonnenlicht erblickt,
Und sind die Schwinge ihnen reif geworden,
So wirft er aus der Wiege sie, damit

Sie eignen Flug beginnen. Schämet euch
Daß ihr noch einen König wollt; ihr seid
Zu alt; zu eurer Vater Zeiten wars
Ein anderes gewesen. Euch ist nicht
Zu helfen, wenn ihr selber euch nicht helft.

KRITIAS

Vergib! bei allen Himmlischen! du bist
Ein Großer Mann, Verratener!

EMPEDOKLES

Es war
Ein böser Tag, der uns geschieden, Archon.

ZWEITER

Vergib und komm mit uns! Dir scheinet doch
Die heimatliche Sonne freundlicher
Denn anderswo, und willst du schon die Macht
Die dir gebuhrte, nicht, so haben wir
Der Ehrengaben manche noch für dich,
Für Kränze grünes Laub und schöne Namen
Und für die Säule nimmer alternd Erz.
O komm! es sollen unsre Jünglinge
Die reinen, die dich nie beleidiget,
Dir dienen – wohnst du nahe nur, so ist's
Genug, und dulden müssen wirs wenn du
Uns meidst und einsam bleibst in deinen Gärten,
Bis du vergessen hast, was dir geschahn.

EMPEDOKLES

O einmal noch! Du heimatliches Licht,
Das mich erzog, ihr Gärten meiner Jugend
Und meines Glücks, noch soll ich eurer denken,

Ihr Tage meiner Ehre, wo ich rein
Und ungekrankt mit diesem Volke war.
Wir sind versöhnt, ihr Guten! – Laßt mich nun,
Viel besser ists, ihr seht das Angesicht
Das ihr geschmaht, nicht mehr, so denkt ihr lieber
Des Manns, den ihr geliebt, und irre wird
Dann euch der leichtgetrubte Sinn nicht mehr.
In ewger Jugend lebt mit euch mein Bild
Und schöner tonen, wenn ich ferne bin
Die Freudensänge so ihr mir versprochen.
O laßt uns scheiden, ehe Torheit uns
Und Alter scheidet, sind wir doch gewarnt,
Und Eines bleiben, die zu rechter Zeit
Aus eigner Kraft die Trennungsstunde wählten.

DRITTER

So ratlos lässest du uns stehn?

EMPEDOKLES

Ihr botet

Mir eine Kron, ihr Männer! nimmt von mir
Dafür mein Heiligtum. Ich spart es lang.
In heitern Nächten oft, wenn über mir
Die schöne Welt sich öffnet, und die heilge Luft
Mit ihren Sternen allen als ein Geist
... mich umfing,
Da wurd es oft lebendiger in mir;
Mit Tagesanbruch dacht ich euch das Wort
Das ernste langverhaltene, zu sagen.
Und freudig ungeduldig rief ich schon
Vom Orient die goldne Morgenwolke
Zum neuen Fest, an dem mein einsam Lied
Mit euch zum Freudenchore würd, herauf.

Doch immer schloß mein Herz sich wieder, hofft'
Auf seine Zeit und reifen sollte mirs.
Heut ist mein Herbsttag und es fällt die Frucht
Von selbst.

PAUSANIAS

O hätt er fruher nur gesprochen
Vielleicht dies alles wär ihm nicht geschehn.

EMPEDOKLES

Nicht ratlos stehen laß ich euch
Ihr Lieben! aber furchtet nichts! Es scheun
Die Erdenkinder meist das Neu und Fremde;
Daheim in sich zu bleiben, strebet nur
Der Pflanze Leben und das frohe Tier.
Beschränkt im Eigentume sorgen sie
Wie sie bestehn, und weiter reicht ihr Sinn
Im Leben nicht. Doch müssen sie zuletzt
Die Ängstigen, hinaus, und sterbend kehrt
Ins Element ein jedes, daß es da
Zu neuer Jugend, wie im Bade, sich
Erfrische. Menschen ist die große Lust
Gegeben, daß sie selber sich verjüngen.
Und aus dem reinigenden Tode, den
Sie selber sich zu rechter Zeit gewählt
Erstehn, wie aus dem Styx Achill,
Unüberwindlich – – – die Volker.
O gebt euch der Natur, eh sie euch nimmt! –
Ihr dürstet längst nach Ungewöhnlichem,
Und wie aus krankem Körper sehnt der Geist
Von Agrigent sich aus dem alten Gleis.
So wagt! was ihr geerbt, was ihr erworben,
Was euch der Väter Mund erzählt, gelehrt,

Gesetz und Brauch, der alten Gotter Namen,
 Vergeßt es kuhn, und hebt, wie Neugeborne,
 Die Augen auf zur göttlichen Natur,
 Wenn dann der Geist sich an des Himmels Licht
 Entzündet, süßer Lebenssothem euch
 Den Busen, wie zum ersten Male tränkt,
 . . . wenn euch das Leben
 Der Welt ergreift, ihr Friedensgeist, und euchs
 Wie heilger Wiegensang die Seele stillet,
 Dann aus der Wonne schöner Dämmerung
 Der Erde Grün von neuem euch erglantz
 Und Berg und Meer und Wolken und Gestirn,
 Die edeln Kräfte, Heldenbrüdern gleich,
 Vor euer Auge kommen, daß die Brust,
 Wie Waffenträgern, euch nach Taten klopft,
 Und eigner schöner Welt, dann reicht die Hände
 Euch wieder, gebt das Wort und teilt das Gut
 O dann, ihr Lieben! theilet Tat und Ruhm
 Wie treue Dioskuren: jeder sei
 Wie alle, wie auf schlanken Säulen, ruh
 Auf richtigen Ordnungen das neue Leben
 Und euern Bund befestge das Gesetz.
 Dann o ihr Genien der wandelnden
 Natur! dann ladet euch, ihr heitern,
 Das freie Volk zu seinen Festen ein,
 Gastfreundlich! fromm! denn liebend gibt
 Der Sterbliche vom Besten, schließt und engt
 Den Busen ihm die Knechtschaft nicht –

PAUSANIAS

O Vater!

EMPEDOKLES

Von Herzen nennt man, Erde, dann dich wieder
Und wie die Blum aus deinem Dunkel sproßt
Bluht Wangenrot der Dankenden für dich
Aus lebensreicher Brust und selig Lächeln.
Und

.
Beschenkt mit Liebeskranzen, rauschet dann
Der Quell hinab, wächst unter Segnungen
Zum Strom und mit dem Echo bebender Gestade
Tont deiner wert, o Vater Ozean
Der Lobgesang aus reifer Wonne wieder.
Es fühlt sich neu in himmlischer Verwandtschaft,
O Sonnengott! der Menschengenius
Mit dir, und dein wie sein, ist was er bildet.
Aus Lust und Mut und Lebensfülle gehn
Die Taten leicht wie deine Strahlen, ihm,
Und schönes stirbt in traurigstummer Brust
Nicht mehr. Oft schläft, wie edles Samenkorn,
Das Herz der Sterblichen in toter Schale,
Bis ihre Zeit gekommen ist; es atmet
Der Ather liebend immerdar um sie,

.
. . . und mit den Adlern trinkt
Ihr Auge Morgenlicht; doch Segen gibt
Es nicht den Träumenden und kärglich nährt
Vom Nektar, den die Gotter der Natur
Alltäglich reichen, sich ihr schlummernd Wesen.
Bis sie des engen Treibens müde sind,
Und sich die Brust in ihrer kalten Freude,
Wie Niobe, gefangen, und der Geist
Sich kräftiger, denn alle Sorge, fühlt,
Und seines Ursprungs eingedenk das Leben

Lebendige Schöne sucht und gerne sich
Entfaltet an der Gegenwart des Reinen.
Dann glänzt ein neuer Tag herauf; ach! anders
Denn sonst, wie nach hoffnungsloser Zeit
Beim heiligen Wiedersehn Geliebtes hängt
Am totgeglaubten Lieben, hangt das Herz
An

. . . sie sinds!
Die langentbehrten, die lebendigen,
Die guten Götter,

.
. . . mit des Lebens Strom hinab!
Lebt wohl! Es war das Wort des Sterblichen,
Der diese Stunde liebend zwischen euch
Und seinen Gottern zögert, die ihn rufen.
Am Scheidetage weissagt unser Geist,
Und Wahres reden, die nicht wiederkehren.

ARCHON

Wohin? o beim lebendigen Olymp,
Den du mir altem Manne noch zuletzt,
Mir Blinden, aufgeschlossen, scheide nicht,
Nur wenn du nahe bist, gedeiht im Volk
Und springt in Zweig' und Frucht die neue Seele.

EMPEDOKLES

Es sprechen, wenn ich ferne bin, statt meiner
Des Himmels Blumen, bluhendes Gestirn,
Und die der Erde tausendfach entkeimen.
Die göttlichgegenwärtige Natur
Bedarf der Rede nicht; und nimmer läßt
Sie einsam euch, wenn einmal sie [ge]naht,
Denn unauslöschlich ist der Augenblick

Von ihr, und siegend wirkt durch alle Zeiten
Beseligend hinab sein himmlisch Feuer.
Wenn dann die glücklichen Saturnustage,
Die neuen, männlichen, gekommen sind,
Dann denkt vergangner Zeit, dann leb, erwärmt
Am Genius, der Vater Sage wieder!
Zum Feste komme, wie vom Frühlingslicht
Emporgesungen, die vergessene
Heroenwelt vom Schattenreich herauf,
Und mit der goldnen Trauerwolke lagre
Erinnrung sich, ihr Freudigen, um euch! –

PAUSANIAS

Und du? und du? Ach! rennen will ichs nicht
Vor diesen Glücklichen,

.

Daß sie nicht ahnden, was geschehen wird,
Nein! . . . du kannst es nicht.

[EMPEDOKLES]

O Wünsche! Kinder seid ihr und doch wollt
Ihr wissen, was begreiflich ist und recht,
Du irrest! sprecht, ihr Torigen! zur Macht
Die mächtiger ist, denn ihr, doch hilft es nicht.
Und, wie die Sterne, geht unaufgehalten
Das Leben im Vollendungsgange weiter.
Kennt ihr der Götter Stimme nicht? noch eh
Als ich der Eltern Sprache lauschend lernst,
Im ersten Othemzug, im ersten Blick
Vernahm ich jene schon, und immer hab
Ich hoher sie, denn Menschenwort, geachtet.
Hinauf! sie riefen mich und jedes Luftchen
Regt mächtiger die bange Sehnsucht auf.

Und wollt ich hier noch langer weilen, wars,
Wie wenn der Jungling unbeholfen sich
Am Spiele seiner Kinderjahre letzte.
Ha! seellos, wie die Knechte, wandelt ich
In Nacht und Schmach vor euch und meinen Gottern. –
Gelebt hab ich; wie aus der Baume Wipfel
Die Blute regnet und die goldne Frucht
Und Blum und Korn aus dunklem Boden quillt,
So kam aus Muh und Not die Freude mir
Und freundlich stiegen Himmelskrafte nieder;
Es sammeln in der Tiefe sich, Natur,
Die Quellen deiner Hohn, und deine Freuden,
Sie kamen all in meiner Brust zu ruhn
Sie waren eine Wonne; wenn ich dann
Das schöne Leben übersann, da bat
Ich herzlich oft um Eines nur die Gotter:
Sobald ich einst mein heilig Gluck nicht mehr
In Jugendstärke taumellos ertrug
Und wie des Himmels alten Lieblingen
Zur Torheit mir des Geistes Fulle wurde,
Dann mich zu mahnen, dann nur schnell ins Herz
Ein unerwartet Schicksal mir zu senden,
Zum Zeichen, daß die Zeit der Läuterung
Gekommen sei, damit bei guter Stund
Ich fort zu neuer Jugend noch mich rettet
Und unter Menschen nicht der Gotterfreund
Zum Spiel und Spott und Ärgernisse würde.
Sie haben mirs gehalten; mächtig warnt'
Es mich zwar einmal nur, doch einmal ists
Dem freien Geiste gnug!
Und so ichs nicht verstände, wär ich gleich
Gemeinem Rosse, das den Sporn nicht ehrt,
Und noch der notigenden Geißel wartet.

Drum fordert nicht die Wiederkehr des Manns,
Der euch geliebt, doch wie ein Fremder war
Mit euch und nur für kurze Zeit geboren!
O fordert nicht, daß er an Sterbliche
Sein Heiliges und seine Seele wage!
Ward doch ein schöner Abschied uns gewährt,
Und konnt ich noch mein Liebstes euch zuletzt
Mein Herz hinweg aus meinem Herzen geben.
Drum vollends nicht! was sollt [ich] noch bei euch?

1. BÜRGER

Wir brauchen deines Rats.

EMPEDOKLES

Fragt diesen Jungling! schämet des euch nicht!
Aus frischem Geiste kommt das Weiseste,
Wenn ihr um Großes ihn im Ernste fraget.
Aus junger Quelle nahm die Priesterin
Die alte Pythia, die Gotersprüche,
Und Junglinge sind selber eure Götter. –
Mein Liebling! gerne weich ich, lebe du
Nach mir, ich war die Morgenwolke nur,
Geschäftslos und vergänglich! und es schlief,
Indes ich einsam blühte, noch die Welt,
Doch du, du bist zum klaren Tag geboren.

PAUSANIAS

Oh! schweigen muß ich!

ARCHON

Überrede dich
Nicht, bester Mann! und uns mit dir. Mir selbst
Ist vor dem Auge dunkel und ich kann

Nicht sehn, was du beginnst, und kann nicht sagen: bleibe!
Verschieb es einen Tag. Der Augenblick
Faßt wunderbar uns oft, so gehen wir
Die Fluchtgen mit dem Fluchtigen dahin.
Oft dunkt das Wohlgefallen einer Stund
Uns lange vorbedacht, und doch ists nur
Die Stunde, die uns blendet, daß wir sie
Nur sehen in Verganem. Vergib!
Ich will den Geist des Mächtign nicht schmähn,
Nicht diesen Tag; ich seh es wohl, ich muß
Dich lassen, kann nur zusehn, wenn es schon
Mich in der Seele kummert –

3. BÜRGER

Nein! o nein! –

Er gehet zu den Fremden nicht, nicht übers Meer,
Nach Hellas' Ufern oder nach Ägyptos
Zu seinen Brüdern, die ihn lange nicht
Gesehn, den Hohen, Weisen – bittet ihn,
O bittet, daß er bleib, es ahndet mir,
Und Schauer gehn von diesem stillen Mann,
Dem Heiligfurchtbaren, mir durch das Leben,
Und heller wirds in mir und finstern auch
Denn in der vorge Zeit – wohl trägst und siehst
Ein eigen großes Schicksal du in dir,
Und trägst es gern, und was du denkst, ist herrlich.
Doch denke derer die dich lieben auch
Der Reinen, und der andern, die gefehlt,
Der Reuigen. Du Gütiger! du hast
Uns viel gegeben, was ists ohne dich?
Und möchtest du uns nicht dich selber auch
Noch eine Weile gönnen, Gütiger?

EMPEDOKLES

O lieber Undank! gab ich doch genug
Wovon ihr leben moget. Ihr dürft leben
Solang ihr Othem habt; ich nicht. Es muß
Beizeiten weg, durch wen der Geist geredet.
Es offenbart die gottliche Natur
Sich göttlich oft durch Menschen, so erkennt
Das vielversuchende Geschlecht sie wieder.
Doch hat der Sterbliche, dem sie das Herz
Mit ihrer Wonne füllte, sie verkündet,
O laßt sie dann zerbrechen das Gefäß
Damit es nicht zu anderm Brauche dien',
Und Göttliches zum Menschenwerke werde.
Laßt diese Glücklichen doch sterben, laßt
Eh sie in Eigenmacht und Tand und Schmach
Vergehn, die Freien sich bei guter Zeit
Den Göttern liebend opfern. Mein ist dies.
Und wohlbewußt ist mir mein Los und längst
Am jugendlichen Tage hab ich mirs
Geweissagt; ehret mirs! und wenn ihr morgen
Mich nimmer findet, sprecht: veralten sollt
Er nicht und Tage zählen, dienen nicht
Der Sorg [und] Krankheit, ungesehen ging
Er weg und keines Menschen Hand begrub ihn,
Und keines Auge weiß von seiner Asche;
Denn anders ziemt es nicht für ihn, vor dem
In Todes froher Stund am heiligen Tage
Das Göttliche den Schleier abgeworfen –
Den Licht und Erde liebten, dem der Geist
Der Geist der Welt den eignen Geist erweckte
In dem sie sind, zu dem ich sterbend kehre.

KRITIAS

Weh! unerbittlich ist er, und es schämt
Das Herz sich selbst, ein Wort noch ihm zu sagen.

EMPEDOKLES

Komm reiche mir die Hande, Kritias!
Und ihr, ihr all! – Du bleibest, Liebster, noch
Beim Freunde bis zum Abend
Du immertreuer Jungling! – Trauert nicht!
Denn heilig ist mein End und schon – o Luft,
Luft, die den Neugeborenen umfangt,
Wenn droben er die neuen Pfade wandelt,
Dich ahnd ich, wie der Schiffer, wenn er nah
Dem Blütenwald der Mutterinsel kommt,
Schon atmet liebender die Brust und sein
Gealtert Angesicht verklart
Erinnerung der ersten Wonne wieder!
Und – o Vergessenheit! Versöhnerin! –
Voll Segens ist die Seele mir, ihr Lieben!
Geht nur und grüßt die heimatliche Stadt
Und ihr Gefild! am schönen Tage, wenn
Den Gottern der Natur ein Fest zu bringen
Ihr einst heraus zum heiligen Haine geht,
Und wie mit freundlichen Gesangen euchs
Empfangt aus heitern Hohn, dann wehet wohl
Ein Ton von mir im Liede,
Des Freundes Wort, verhüllt ins Liebeschor
Der schonen Welt, vernimmt ihr liebend wieder,
Und herrlicher ists so. Was ich gesagt,
Dieweil [ich] hie noch weile, wenig ists,
Doch nimmts der Strahl des Lichtes vielleicht zu
Der stillen Quelle, die euch segnen möchte,

Durch dämmernde Gewölke mit hinab.
Und ihr gedenket meiner!

KRITIAS

Heiliger!

Du hast mich überwunden, heilger Mann!
Ich will es ehren, was mit dir geschieht,
Und einen Namen will ich ihm nicht geben.
O muß es sein? es ist so eilend all
Geworden. Da du noch in Agrigent
Stilherrschend lebstest, achteten wirs nicht,
Nun bist [du] uns genommen, eh wirs denken;
Es kommt und geht die Freude, doch gehort
Sie Sterblichen nicht eigen, und der Geist
Eilt ungefragt auf seinem Pfade weiter.
Ach können wir denn sagen, daß du da
Gewesen?

EMPEDOKLES PAUSANIAS

PAUSANIAS

Es ist geschehen, schicke nun auch mich
Hinweg! Dir wird es leicht!

EMPEDOKLES

O richte!

PAUSANIAS

Ich weiß es wohl, ich sollte so nicht reden
Zum heiligen Fremdlinge. Doch will ich nicht
Das Herz im Busen bandigen. Du hasts
Verwohnt, du hast es selber dir erzogen –
Und meinesgleichen dunkte mir noch, da
Ein roher Knab ich war, der Herrliche,

Wenn [er] mit Wohlz fallen sich zu mir
Im freundlichen Gespräche neigt, und mir
Wie langstbekannt des Mannes Worte waren.
Das ist vorbei! vorbei! O Empedokles!
Noch nenn ich dich mit Namen, halte noch
Bei seiner treuen Hand den Fliehenden
Und sieh! noch immer ist es mir
Als konntst [du] mich nicht lassen, Liebender!
Geist glücklicher Jugend! hast du mich
Umsonst umfassen, hab ich dir umsonst
Entfaltet dieses Herz in Siegeslust
Und großen Hoffnungen? Ich kenne dich
Nicht mehr. Es ist ein Traum. Ich glaub es nicht.

EMPEDOKLES

Verstandest du es nicht?

PAUSANIAS

Mein Herz versteh ich,
Das treu und stolz fur deines zürnt und schlägt.

EMPEDOKLES

So gönn ihm seine Ehre doch, dem meinen.

PAUSANIAS

Ist Ehre nur im Tod?

EMPEDOKLES

Du hasts gehört,
Und deine Seele zeugt es mir, für mich
Gibts andre nicht.

PAUSANIAS

Ach! ists denn wahr?

EMPEDOKLES

Wofür

Erkennst du mich?

PAUSANIAS

(innig)

Sohn Uraniens!

Wie [kannst] du fragen?

EMPEDOKLES

(mit Liebe)

Dennoch soll ich Knechten gleich

Den Tag der Unehr überleben?

PAUSANIAS

Nein!

Bei deinem Zaubergeiste, Mann, ich will nicht
Will nicht dich schmähn, gebot es auch die Not
Der Liebe mir, du Lieber! stirb denn nur
Und zeuge so von dir. Wenns sein muß.

EMPEDOKLES

[Hab']

Ichs doch gewußt, daß du nicht ohne Freude
Mich gehen liebest, Heldenmütiger!
Wo ist das Leid? Umwallt das Haupt
Dir doch ein Morgenrot und einmal schenkt
Dein Auge noch mir seine kräftigen Strahlen.
Und ich, ich küsse dir Verheißungen
Auf deine Lippen, mächtig wirst du sein

Wirst leuchten, jugendliche Flamme, wirst
Was sterblich ist, in Seel und Flamme wandeln
Daß es mit dir zum heilgen Äther steigt.
Ja! Liebster! nicht umsonst hab ich mit dir
Gelebt, und unter mildem Himmel ist
Viel einzig Freudiges vom ersten goldnen
Gelungenen Augenblick uns aufgegangen
Und oft wird dessen dich mein stiller Hain
Und meine Halle mahnen, wenn du dort
Vorüberkommst, des Frühlings, und der Geist,
Der zwischen mir und dir gewesen dich
Umwaltet; dank ihm dann und dank ihm itzt!
O Sohn! Sohn meiner Seele!

PAUSANIAS

Vater! danken
Will ich, wenn wieder erst das Bitterste
Von mir genommen ist.

EMPEDOKLES

Doch, Lieber, schön
Ist auch der Dank, solange noch die Freude,
Die Scheidende, verzieht bei Scheidenden.

PAUSANIAS

O muß sie denn dahin? ich faß es nicht,
Und du? Was hülf es dir?

EMPEDOKLES

Bin ich durch Sterbliche doch nicht bezwungen
Und geh in meiner Kraft furchtlos hinab
Den selbst erkornen Pfad; mein Glück ist dies
Mein Vorrecht ists.

PAUSANIAS

 O laß! und sprich nicht so
Das Schreckliche mir aus! Noch atmest du,
Noch horst du Freundeswort, und rege quillt
Das teure Lebensblut von Herzen dir,
Und sicher blickst und hell ist rings die Welt
Und klar ist dir dein Auge vor den Gottern.
Der Himmel ruht auf freier Stirne dir,
Und freudig überglanzt,
Du Herrlicher! dein Genius die Erd –
Und alles soll vergehn!

EMPEDOKLES

 Vergehn? Ist doch
Das Bleiben gleich dem Strome, den der Frost
Gefesselt. Toricht Wesen! schläft und halt
Der heilge Lebensgeist denn irgendwo
Daß du ihn binden möchtest, du, den Reinen?
Es ängstiget der Immerfreudige
Dir niemals in Gefangnissen sich ab
Und zaudert hoffnungslos auf seiner Stelle!
Fragst du, wohin? die Wonnen einer Welt
Muß er durchwandern und er endet nicht. –
... gehe nun hinein,
Bereit ein Mahl, daß ich des Halmes Frucht
Noch einmal koste und die Kraft der Rebe
Und dankesfroh mein Abschied sei; und wir
Den Musen auch, den Holden, die mich liebten,
Den Lobgesang noch singen – tu es, Sohn!

PAUSANIAS

Mich meistert wunderbar dein Wort, ich muß
Dir weichen, muß gehorchen, wills und will
Es nicht.

(geht ab)

EMPEDOKLES

Ha! Jupiter Befreier! naher tritt
Und näher meine Stund und vom Geklüfte
Kommt schon der traute Bote meiner Nacht
Der Abendwind zu mir, der Liebesbote.
Es wird! gereift ists! o nun schlage, Herz,
Und rege deine Wellen, ist der Geist
Doch über dir, wie leuchtendes Gestirn
Indes des Himmels heimatlos Gewolk
Das immerflüchtige, vorüberwandelt.
Wie ist mir? staunen muß ich noch, als fing
Ich erst zu leben an, denn all ists anders,
Und jetzt erst bin ich, bin – und darum wars,
Daß in der frommen Ruhe dich so oft,
Du Mußiger, ein Sehnen überfiel?
O darum ward das Leben dir so leicht
Daß du des Überwinders Freuden all
In einer vollen Tat am Ende fändest?
Ich komme. Sterben? nur ins Dunkel ists
Ein Schritt. Und sehen möchtest du doch, mein Auge!
Du hast mir ausgedient, dienstfertiges!
Es muß die Nacht izt eine Weile mir
Das Haupt umschatten. Aber freudig quillt
Aus mutger Brust die Flamme. Schauerndes
Verlangen! Was? am Tod entzündet mir
Das Leben sich zuletzt, und reichest du
Den Schreckensbecher mir, den gärenden,

Natur! damit dein Priester noch aus ihm
Die letzte der Begeisterungen trinke!
Zufrieden bin ich, suche nun nichts mehr
Denn meine Opferstätte. Wohl ist mir.
O Iris' Bogen! über sturzenden
Gewässern, wenn die Wog in Silberwolken
Auffliegt, wie du bist, so ist meine Freude!

.....

[PANTHEA DELIA]

[PANTHEA]

... Menschlich Irrsal!
Ihm hast du nicht das Herz verwöhnt,
Du Unbedeutendes! was gabst
Du Armes ihm? nun da der Mann
Zu seinen Gottern fort sich sehnt,
Wundern sie sich, als hätten sie
Die Töri gen ihm die hohe Seele geschaffen.
Umsonst nicht sind, o die du alles ihm
Gegeben, Natur!
Vergänglicher deine Liebsten, denn andre!
Ich weiß es wohl!
Sie kommen und werden groß, und keiner weiß,
Wie sie geworden, so entschwinden sie auch,
Die Glücklichen! wieder, ach! und laßt sie doch.

DELIA

Ist denn nicht schön
Bei Menschen wohnen; es weiß
Mein Herz von andrem nicht, es ruht
In diesem Einen, aber traurig droht
Vor meinem Auge das Ende

Des Unbegreiflichen, und du heißest ihn auch
Hinweggehen, Panthea?

PANTHEA

Ich muß! Wer will ihn binden?
Ihm sagen, mein bist du;
Ist doch sein eigen der Lebendige
Und nur sein Geist ihm Gesetz,
Und soll er die Ehre der Sterblichen
Zu retten, die ihn geschmaht
Verweilen, wenn ihm
Der Vater die Arme
Der Äther öffnet?

DELIA

Sieh! herrlich auch
Und freundlich ist die Erde.

PANTHEA

Ja herrlich, und herrlicher izt.
Es darf nicht unbeschenkt
Von ihr ein Kuhner scheiden.
Noch weilt er wohl
Auf deiner grünen Hohen einer,
Du Wechselnde!
Und sieht über die wogenden Hügel
Hinab ins freie Meer! und nimmt
Die letzte Freude sich. Vielleicht wir sehn
Ihn nimmer. Gutes Kind!
Mich trifft es freilich auch und gerne möchte
Ichs anders. Doch ich schäme dessen mich.
Tut er es ja! Ists so nicht heilig?

DELIA

Wer ist der Jungling, der
Vom Berge dort herabkömmt?

PANTHEA

Pausanias. Ach! müssen wir so
Uns wiederfinden, Vaterloser?

PAUSANIAS PANTHEA DELIA

[PAUSANIAS]

Wo ist er? o Panthea!
Du ehrst ihn, suchest ihn auch,
Willst einmal noch ihn sehn
Den furchtbarn Wanderer, ihn, dem allein
Beschieden ist, den Pfad zu gehen, mit Ruhm
Den ohne Fluch betritt kein anderer.

PANTHEA

So ists fromm von ihm und groß
Das Allgefürchtete?
Wo ist er?

PAUSANIAS

Er sandte mich hinweg, indessen sah
Ich ihn nicht wieder. Droben rief
Ich im Gebürg ihn, doch ich fand ihn nicht.
Er kehrt gewiß. Bis in die Nacht
Versprach er freundlich mir zu bleiben.
O kám er! Es flieht, geschwinder, wie Pfeile
Die liebste Stunde vorüber;
Denn freuen werden wir uns noch mit ihm.
Du wirst es, Panthea, und sie,
Die edle Fremdlingin, die ihn

Nur einmal sieht, ein herrlich Meteor.
Von seinem Tode, ihr Weinenden!
Habt ihr gehört? o sehet ihn
In seiner Blute, den Hohen,
Ob Trauriges nicht
Und was den Sterblichen schrecklich dünkt,
Sich sänfuge vor seligem Auge.

DELIA

Wie liebst du ihn? und batest umsonst
Den Ernsten? mächtiger ist, denn er
Die Bitte, Jungling! und ein schöner Sieg
Wärs dir gewesen!

PAUSANIAS

Wie wollt ich? trifft
Er doch die Seele mir, wenn er
Antwortet, was sein Will ist.
Denn Freude nur gibt sein Versagen
Und es tönt, je mehr auf seinem
Der Wunderbare besteht
Nur tiefer das Herz ihm wieder. Es ist
Nicht eitel Überredung, glaub es mir,
Wenn er des Lebens sich
Bemächtigt.
Oft wenn er stille war
In seiner Welt,
Der Hochgenügsame, sah ich ihn
Nur dunkelahnend, rege war
Und voll die Seele mir, doch [konnt] ich nicht
Sie fühlen, und es ängstigte mich fast
Die Gegenwart des Unberührbaren.
Doch kam entscheidend von seiner Lippe das Wort,

Dann tont ein Freudenhimmel nach in ihm
Und mir und ohne Widerred
Ergriff es mich, doch fuhlt ich nur mich freier.
Ach, konnt er irren, inniger
Erkennt ich daran den unerschöpflich Wahren
Und stirbt er, so flammt aus seiner Asche nur heller
Der Genius mir empor.

DELIA

Dich entzündet, große Seele! der Tod
Des Großen, aber es sonnen
Die Herzen der Sterblichen auch
An mildem Lichte sich gern und heften
Die Augen an Bleibendes. „O sage, was soll
Noch leben und dauern? Die Stillsten reißt
Das Schicksal doch hinaus, und haben
Sie ahnend sich gewagt, verstoßt
Es bald die Trauten wieder und es stirbt
An ihren Hoffnungen die Jugend.
In seiner Blüte bleibt
Kein Lebendes – ach! und die Besten,
Noch treten zur Seite der tilgenden
Todesgotter auch sie, und gehen dahin
Mit Lust und machen zur Schmach es uns
Bei Sterblichen zu weilen!

PAUSANIAS

Verdamnest du? . . .

DELIA

O warum lässest du
Zu sterben deinen Helden
So leicht es werden, Natur?

Zu gerne nur, Empedokles,
Zu gerne opferst du dich.
Die Schwachen wirft das Schicksal um, und die andern,
Die Starken, achten es gleich, zu fallen, zu stehn,
Und werden, wie die Gebrechlichen.
Wohl bist du versucht,
Du Herrlicher! Was du littest,
Das leidet kein Knecht
Und ärmer denn die andern Bettler
Durchwandertest du das Land.
Ja! wahr ists freilich
Nicht die Verworfensten
Sind elend
Wie eure Lieben, wenn einmal
Schmähliches sie berührt, ihr Götter!
[Doch] schon hat ers genommen.

PANTHEA

O nicht wahr?
Wie sollt er auch nicht?
Muß immer und immer doch,
Was übermächtig ist
Der Genius überleben – gedachtet ihr,
Es halte der Stachel ihn auf?
Es beschleunigen ihm
Die Schmerzen den Flug,
Und wie der Wagenlenker
Wenn ihm in der Bahn
Das Rad zu rauchen beginnt, eilt
Der Gefährdete nur schneller zum Kranze!

DELIA

So freudig bist du, Panthea?

PANTHEA

Nicht in der Blüt und Purpurtraub
Ist heilige Kraft allein, es nährt
Das Leben vom Leide sich, Schwester!
Und trinkt, wie mein Held, doch auch
Am Todeskelche sich glücklich!

DELIA

Weh! mußst du so
Dich trösten, Kind?

PANTHEA

O nicht! es freuet mich nur,
Daß heilig, wenn es geschehn muß,
Das Gefürchtete, daß es herrlich geschieht.
Sind nicht, wie er, auch
Der Heroen einige zu den Göttern gegangen?
Erschrocken kam, laut weinend
Vom Berge, das Volk, ich sah
Nicht einen, ders ihm hätte gelästert,
Denn nicht, wie die Verzweifelnden
Entfliehet er heimlich, sie horren es all,
Und ihnen glänzt' im Leide das Angesicht
Vom Worte, das er gesprochen!

PAUSANIAS

So gehet festlich hinab,
Das Gestirn! und trunken
Von seinem Lichte glänzen die Täler?

PANTHEA

Wohl geht er festlich hinab –
Und freudiger wirds und heller auch

Warum denn traur ich? leuchtet,
Dämmernde Seele! doch auch
Der Untergehende dir,
Der Ernste, dein Liebster, Natur!
Dein Treuer, dein Opfer!
O die Todesfurchtigen lieben dich nicht,
Täuschend fesselt ihnen die Sorge
Das Aug, an deinem Herzen
Schlägt dann nicht mehr ihr Herz, sie verdorren
Verschieden von dir – o heilig All!
Lebendiges! inniges! Dir zum Dank
Und daß er zeuge von dir, du Todesloses!
Wirft lächelnd seine Perlen ins Meer
Aus dem sie kamen, der Kühne.
So muß es geschehen.
So will es der Geist
Und die reifende Zeit
Denn einmal bedurften
Wir Blinden des Wunders.

PAUSANIAS

Groß ist seine Gottheit
Und der Geopferte groß!

ZWEITE FASSUNG

DER TOD DES EMPEDOKLES

Ein Trauerspiel in fünf Akten

PERSONEN

Empedokles

Pausanias

Panthea

Delia

Hermokrates

Mekades

Amphares

Demokles

Hylas

} Agrigentiner

Der Schauplatz ist teils in Agrigent, teils am Ätna.

ERSTER AKT

Erster Auftritt

CHOR DER AGRIGENTINER IN DER FERNE MEKADES HERMOKRATES

MEKADES

Hörst du das trunkne Volk?

HERMOKRATES

Sie suchen ihn.

MEKADES

Der Geist des Manns

Ist mächtig unter ihnen.

HERMOKRATES

Ich weiß, wie dures Gras

Entzünden sich die Menschen.

MEKADES

Daß einer so die Menge bewegt, mir ist,

Als wie wenn Jovis' Blitz den Wald

Ergreift, und furchtbarer.

HERMOKRATES

Drum binden wir den Menschen auch

Das Band ums Auge, daß sie nicht

Zu kräftig sich am Lichte nähren.

Nicht gegenwärtig werden

Darf Göttliches vor ihnen,

Es darf ihr Herz

Lebendiges nicht finden.
Kennst du die Alten nicht,
Die Lieblinge des Himmels man nennt ?
Sie nährten die Brust
An Kräften der Welt
Und den Hellaufblickenden war
Unsterbliches nahe,
Drum beugten die Stolzen
Das Haupt auch nicht
Und vor den Gewaltigen konnt
Ein anderes nicht bestehn,
Es ward verwandelt vor ihnen.

MEKADES

Und er ?

HERMOKRATES

Das hat zu mächtig ihn
Gemacht, daß er vertraut
Mit Gottern worden ist.
Es tont sein Wort dem Volk,
Als käm es vom Olymp;
Sie dankens ihm,
Daß er vom Himmel raubt
Die Lebensflam und sie
Verrät den Sterblichen.

MEKADES

Sie wissen nichts, denn ihn,
Er soll ihr Gott,
Er soll ihr König sein.
Sie sagen, es hab Apoll
Die Stadt gebaut den Trojern,

Doch besser sei, es helf
Ein hoher Mann durchs Leben.
Noch sprechen sie viel Unverständiges
Von ihm und achten kein Gesetz
Und keine Not und keine Sitte.
Ein Irrgestirn ist unser Volk
Geworden, und ich furcht,
Es deute dieses Zeichen
Zukünftiges noch, das er
Im stillen Sinne brutet.

HERMOKRATES

Sei ruhig, Mekades!
Er wird nicht.

MEKADES

Bist du denn mächtiger ?

HERMOKRATES

Der sie versteht,
Ist stärker, denn die Starken,
Und wohlbekannt ist dieser Seltne mir.
Zu glücklich wuchs er auf;
Ihm ist von Anbeginn
Der eigne Sinn verwöhnt, daß ihn
Geringes irrt; er wird es büßen,
Daß er zu sehr geliebt die Sterblichen.

MEKADES

Mir ahndet selbst,
Es wird mit ihm nicht lange dauern,
Doch ist es lang genug,
So er erst fällt, wenn ihms gelungen ist.

HERMOKRATES

Und schon ist er gefallen.

MEKADES

Was sagst du ?

HERMOKRATES

Siehst du denn nicht ? es haben
Den hohen Geist die Geistesarmen
Geirrt, die Blinden den Verführer.
Die Seele warf er vor das Volk, verriet
Der Götter Gunst gutmütig den Gemeinen,
Doch rächend affte leeren Widerhalls
Genug denn auch aus toter Brust den Toren.
Und eine Zeit ertrug ers, grämte sich
Geduldig, wußte nicht,
Wo es gebrach; indessen wuchs
Die Trunkenheit dem Volke; schauernd
Vernahmen sie's, wenn ihm vom eignen Wort
Der Busen bebt', und sprachen:
So horen wir nicht die Gotter!
Und Namen, so ich dir nicht nenne, gaben
Die Knechte dann dem stolzen Trauernden.
Und endlich nimmt der Durstige das Gift,
Der Arme, der mit seinem Sinne nicht
Zu bleiben weiß und Ähnliches nicht findet,
Er tröstet mit der rasenden
Anbetung sich, verblindet, wird wie sie,
Die seelenlosen Aberglaubigen;
Die Kraft ist ihm entwichen,
Er geht in einer Nacht, und weiß sich nicht
Herauszuhelfen, und wir helfen ihm.

MEKADES

Des bist du so gewiß?

HERMOKRATES

Ich kenn ihn.

MEKADES

Ein übermütiges Gerede fällt
Mir bei, das er gemacht, da er zuletzt
Auf der Agora war. Ich weiß es nicht
Was ihm das Volk zuvor gesagt; ich kam
Nur eben, stand von fern; ihr ehret mich,
Antwortet' er, und tuet recht daran;
Denn stumm ist die Natur,
Es leben Sonn und Luft und Erd und ihre Kinder
Fremd umeinander,
Die Einsamen, als gehörten sie sich nicht.
Wohl wandeln immerkräftig
Im Göttergeiste die freien
Unsterblichen Mächte der Welt
Rings um der andern
Vergänglich Leben,
Doch wilde Pflanzen
Auf wilden Grund,
Sind in den Schoß der Götter
Die Sterblichen alle gesäet,
Die Kärglichgenährten und tot
Erschiene der Boden, wenn einer nicht
Des wartete lebenerweckend,
Und mein ist das Feld. Mir tauschen
Die Kraft und Seele zu Einem
Die Sterblichen und die Götter.
Und wärmer umfassen die ewigen Mächte

Das strebende Herz und kräftiger gedeihn
Vom Geiste der Freien die fühlenden Menschen,
Und wach ists! denn ich
Geselle das Fremde,
Das Unbekannte nennet mein Wort,
Und die Liebe der Lebenden trag
Ich auf und nieder; was einem gebricht,
Ich bring es vom andern, und binde
Beseelend, und wandle
Verjungend die zögernde Welt,
Und gleiche keinem und allen.
So sprach der Übermütige.

HERMOKRATES

Das ist noch wenig. Ärgers schläft in ihm.
Ich kenn ihn, kenne sie, die überglucklichen
Verwöhnten Sohne des Himmels,
Die anders nicht, denn ihre Seele, fühlen.
Stort einmal sie der Augenblick heraus –
Und leichtzerstorbar sind die Zärtlichen –
Dann stillet nichts sie wieder, brennend
Treibt eine Wunde sie, unheilbar gärt
Die Brust. Auch er! so still er scheint,
So gluhet ihm doch, seit ihm das arme Volk
Den hohen Geist. . .
Im Busen die tyrannische Begierde.
Er oder wir! Und Schaden ist es nicht,
So wir ihn opfern. Untergehen muß
Er doch!

MEKADES

O reiz ihn nicht! schaff ihr nicht Raum und laß
Sie nicht ersticken, die verschloßne Flamme!

Laß ihn! gib ihm nicht Anstoß! findet den
Zu frecher Tat der Übermutge nicht,
Und kann er nur im Worte sundigen,
So stirbt er, als ein Tor, und schadet uns
Nicht viel. Laß träumend ihn nur fliegen!
Ein kräftiger Gegner macht ihn furchtbar,
Dann fühlt er seine Macht, dann. . .

HERMOKRATES

Du fürchtest ihn und alles, armer Mann!

MEKADES

Ich mag die Reue nur mir gerne sparen,
Mag gerne schonen, was zu schonen ist.
Das braucht der Priester nicht, der alles weiß,
Der Heilge, der sich alles heiligt.

HERMOKRATES

Begreife mich, Unmündiger! eh du
Mich lästerst. Fallen muß der Mann; ich sag
Es dir und glaube mir, wär er zu schonen,
Ich würd es mehr, wie du! Denn näher bin
Ich ihm, wie du. Doch lerne dies:
Verderblicher denn Schwert und Feuer ist
Der Menscheng Geist, der gotterähnliche,
Wenn er nicht schweigen kann, und sein Geheimnis
Unaufgedeckt bewahren. Bleibt er still
In seiner Tiefe ruhn, und gibt, was not ist,
Wohltätig ist er dann; ein fressend Feuer,
Wenn er aus seiner Fessel bricht.
Hinweg mit ihm, der seine Seele bloß
Und ihre Götter gibt, verwegen
Unauszusprechendes aussprechen will,

Und sein gefährlich Gut, als wär es Wasser,
Verschüttet und vergeudet; schlimmer ists,
Wie Mord, und du, du redest für diesen?
Beschwätzen mochtest du Notwendiges?
Bescheide dich! Sein Schicksal ists. Er hat
Es sich gemacht, und leben soll,
Vergehn, wie er, in Weh und Torheit jeder,
Der Gottliches verrät, und allverkehrend
Verborgenherrschendes
In Menschenhände liefert!
Er muß hinab!

MEKADES

So teuer büßen muß er, der sein Bestes
Aus voller Seele Sterblichen vertraut?

HERMOKRATES

Er mag es, doch es bleibt die Nemesis
Nicht aus. Mag große Worte sagen, mag
Entwürdigen das keuschverschwiegne Leben,
Ans Tageslicht das Gold der Tiefe ziehn!
Er mag es brauchen, was zum Brauche nicht
Den Sterblichen gegeben ist, ihn wirds
Zuvor zu Grunde richten; hat es ihm
Den Sinn nicht schon verwirrt? ist ihm
Bei seinem Volke denn die volle Seele?
Die Zärtliche, wie ist sie nun verwildert!
Wie ist er nun ein Eigenmächtiger
Geworden, dieser Allmitteilende,
Der gütge Mann! wie [ist] er so verwandelt
Zum Frechen, der wie seiner Hände Spiel
Die Götter und die Menschen achtet.

MEKADES

Du redest schrecklich, Priester, und es dünkt
Dein dunkel Wort mir wahr. Es sei!
Du hast zum Werke mich. Nur weiß ich nicht,
Wo er zu fassen ist. Es sei der Mann
So groß er will, zu richten ist nicht schwer;
Doch mächtig sein des Übermächtigen,
Der wie ein Zauberer die Menge leitet,
Es dünkt ein andres mir, Hermokrates.

HERMOKRATES

Gebrechlich ist sein Zauber, Kind, und leichter,
Denn nötig ist, hat er es uns bereitet,
Es wandte zur gelegnen Stunde sich
Sein Unmut um, der stolze stillempörte Sinn
Befeindet izt sich selber, hätt' er auch
Die Macht, er achtets nicht, er trauert nur
Und siehet seinen Fall, er sucht
Rückkehrend das verlorne Leben,
Den Gott, den er aus sich hinweggeschwätzt.
Versammle mir das Volk; ich klag ihn an,
Ruf über ihn den Fluch, erschrecken sollen sie
Vor ihrem Abgott, sollen ihn
Hinaus verstoßen in die Wildnis
Und nimmer wiederkehrend soll er dort
Mirs büßen, daß er mehr, wie sich gebührt,
Verkündiget den Sterblichen.

MEKADES

Doch wes beschuldigst du ihn?

HERMOKRATES

Die Worte, so du mir genannt
Sie sind genug.

MEKADES

Mit dieser schwachen Klage
Willst du das Volk ihm von der Seele ziehn?

HERMOKRATES

Zu rechter Zeit hat jede Klage Kraft
Und nicht gering ist diese.

MEKADES

Und klagtest du des Mord[s] ihn an vor ihnen,
Es wirkte nichts.

HERMOKRATES

Dies eben ists! die offenbare Tat
Vergeben sie, die Aberglaubigen,
Unsichtbar Ärgernis muß es sein, ins Auge muß es
Sie treffen, das bewegt die Bloden.

MEKADES

Es hängt ihr Herz an ihm, das bändigst,
Das lenkst du nicht so leicht! Sie lieben ihn!

HERMOKRATES

Sie lieben ihn? jawohl! so lang er blüht'
Und glänzt'...
... naschen sie.

Was sollen sie mit ihm, nun er
Verdüstert ist, verodet? Da ist nichts,
Was nützen könnt und ihre lange Zeit

Verkurzen, abgeerntet ist das Feld,
Verlassen liegts, und nach Gefallen gehn
Die Stürme drüber hin und unsre Pfade.

MEKADES

Empör ihn nur! empor ihn! siehe zu!

HERMOKRATES

Ich hoffe, Mekades! er ist geduldig.

MEKADES

So wird sie der Geduldige gewinnen!

HERMOKRATES

Nichts weniger!

MEKADES

Du achtest nichts, so wirst [du] dich
Und mich und ihn und alles noch verderben.

HERMOKRATES

Das Träumen und das Schäumen
Der Sterblichen, ich acht es wahrlich nicht!
Sie möchten Götter sein und huldigen
Wie Göttern sich, und eine Weile dauerts!
Sorgst du, es möchte sie der Leidende
Gewinnen, der Geduldige?
Empören wird er gegen sich die Toren,
An seinem Leide werden sie den teuern
Betrug erkennen, werden unbarmherzig
Ihms danken, daß der Angebetete
Doch auch ein Schwacher ist, und ihm

Geschiehet recht, warum bemengt er sich
Mit ihnen.

MEKADES

Ich wollt, ich wär aus dieser Sache, Priester!

HERMOKRATES

Vertraue mir und scheue nicht, was not ist.

MEKADES

Dort kommt er. Suche nur dich selbst,
Du irrer Geist! indes verlierst du alles.

HERMOKRATES

Laß ihn! hinweg!

(Zweiter Auftritt)

EMPEDOKLES

In meine Stille kamst du leisewandelnd,
Fandst drinnen in der Halle Dunkel mich aus,
Du Freundlicher! du kamst nicht unverhofft,
Und fernher wirkend über der Erde vernahm
Ich wohl dein Wiederkehren, schöner Tag,
Und meine Vertrauten, euch, ihr schnellgeschäftigen
Kräfte der Hoh! – und nahe seid auch [ihr]
Mir wieder, seid wie sonst, ihr Glücklichen,
Ihr irrelösen Bäume meines Hains!
Ihr ruhetet und wuchst, und täglich tränkte
Des Himmels Quelle die Bescheidenen
Mit Licht, und Lebensfunken sät der Äther
Befruchtend auf die Blühenden aus!

O innige Natur! ich habe dich
Vor Augen, kennest du den Freund noch,
Den Hochgeliebten, kennest du mich nimmer?
Den Priester, der lebendigen Gesang,
Wie frohvergoßnes Opferblut, dir brachte?
O bei den heiligen Baumen,
Wo Wasser aus Adern der Erde
Sich sammeln, und die Durstenden
Am heißen Tage sich verjüngen – auch in mir,
In mir, ihr Quellen des Lebens, strömet
Aus Tiefen der Welt ihr einst
Zusammen, und es kamen
Die Dürstenden zu mir – wie ists denn nun?
Vertrauert? bin ich ganz allein?
Und ist es Nacht hier außen auch am Tage?
Der höher, denn ein sterblich Auge, sah,
Der Blindgeschlagne tastet nun umher,
... und wandeln soll
Er nun so fort, der Langverwöhnte,
Der selig oft mit allen Lebenden
Ihr Leben, ach! in heilig schöner Zeit,
Sie wie das Herz gefühlt von einer Welt
Und ihren königlichen Götterkräften!
Verdammt in seiner Seele soll er nun
Dahingehn, ausgestoßen? freundlos er,
Der Götterfreund? an seinem Nichts
Und seiner Nacht sich weiden immerdar,
Unduldbares duldend, gleich den Schwächlingen, die
Ans Tagewerk im scheuen Tartarus
Geschmiedet sind. Was, daherab bin ich
Gekommen? Um nichts? ha! Eines,
Eins mußtet ihr mir lassen! Tor, bist du
Derselbe doch und träumst, als wärest du

Ein Schwacher. Einmal noch! noch einmal
Soll mirs lebendig werden, und ich wills!
Fluch oder Segen! Tausche nur die Kraft,
Demutiger, dir nimmer aus dem Busen!
Weit will ichs um mich machen, tagen solls
Von eigner Flamme mir! Du sollst
Zufrieden werden, armer Geist,
Gefangener! sollst frei und groß und reich
In eigner Welt dich fühlen! –
Weh! einsam! einsam! einsam!
Und nimmer find ich
Euch, meine Gotter,
Und nimmer kehr ich
Zu deinem Leben, Natur! •
Dein Geächteter! weh! hab ich doch auch
Dein nicht geachtet, dein
Mich überhoben, hast du einst
Umfangend doch mit den warmen Fittigen,
Du Zärtliche, mich vom Schläfe gerettet,
Den Törligen? ihn
Mitleidig schmeichelnd zu deinem Nektar
Gelockt, damit er trank und wuchs
Und blüht', und mächtig geworden und trunken
Dir nun ungestraft hohnt – O Geist,
Geist, der mich groß gemacht! du hast
Dir deinen Herrn, hast, alter Saturn!
Dir einen neuen Jupiter
Gezogen, einen schwachern nur und frechern.
Denn schmähen kann die böse Zunge dich nur.
Ist nirgend ein Rächer, und muß ich denn allein
Den Hohn und Fluch in meine Seele sagen?
Muß einsam sein? auch so?

(Dritter Auftritt)

PAUSANIAS EMPEDOKLES

.....

.....

[EMPEDOKLES]

Ich fühle nun des Tages Neige, Freund!
Und dunkel will es werden mir und kalt!
Es gehet rückwärts, Lieber! nicht zur Ruh,
Wie wenn der beutefrohe Vogel sich
Das Haupt verhüllt zu frischerwachendem
Zufriednem Schlummer, anders ists mit mir!
Erspare mir die Klage! laß es mir!

.....

.....

PAUSANIAS

. . . Ich faß es [nicht].
Sehr fremde bist du mir geworden,
Mein Empedokles? kennest du mich nicht?
Und kenn ich nimmer dich,
Du Herrlicher? konntest so
Zum Rätsel werden, edel Angesicht,
Und so zur Erde beugen darf der Gram
Die Lieblinge des Himmels? Bist du denn
Es nicht? Und sieh! wir danken dir es alle,
Und so in goldner Freude mächtig war
Kein anderer, wie du, in seinem Volke.

EMPEDOKLES

Sie ehren mich? o sag es ihnen doch,
Sie sollens lassen. Übel steht

Der Schmuck um eine finstre Sterne
Mir an, und welkt doch auch
Das grüne Laub dem ausgerißnen Stamme!

PAUSANIAS

Noch stehst du ja und frisch Gewässer spielt
Um deine Wurzel dir, es atmet mild
Um deine Gipfel nicht Vergängliches.
Und nahren dich die Gotterkräfte denn nicht?

EMPEDOKLES

Du mahnest mich der Jugendtage, Lieber!

PAUSANIAS

Noch schöner dünkt des Lebens Mitte mir.

EMPEDOKLES

Und gerne sehen, wenn es nun
Hinab sich neigen will, die Augen
Der Schnellhinschwindenden zurück noch einmal
Den Dankenden. O jene Zeit!
Ihr Liebeswonnen, da die Seele mir
Von Göttern, wie Endymion, geweckt,
Die kindlich Schlummernde, sich öffnete,
Lebendig sie, die Immerjugendlichen,
Des Lebens große Genien empfand.
O schöne Sonne! Menschen hatten mich
Es nicht gelehrt, mich trieb unsterblich liebend
Mein heilig Herz Unsterblichem entgegen,
Entgegen dir! ich konnte Göttlichers
Nicht finden, stilles Licht! und so wie du
Das Leben nicht an deinem Tage sparst
Und sorgenfrei und froh, du Glückliches!

Der goldnen Fülle dich
Entledigest, so gönnt auch ich, der Deine,
Die beste Seele gern
Den Sterblichen und furchtlos offen gab
Mein Herz, wie du, der ernsten Erde sich,
Der schicksalvollen; ach! ihr treu zu bleiben,
Gelobt ich, und in Junglingsfreude ihr
Mein Leben so zu eignen bis zuletzt.
Ich sagt ihrs oft in traute[r] Stunde zu,
Band so den teuern Todesbund mit ihr.
Dann rauscht' es anders, denn zuvor, im Hain,
Und zartlich tönnten ihrer Berge Quellen –
Und ihrer Liebe Blumen gab sie mir,
Mit ihren Zweigen
Umschlang sie mir das Haupt. –

PAUSANIAS

Ach solche Jugend! Vom Gedanken glantz
Das Auge dem Trauernden noch auf.

EMPEDOKLES

All deine Freuden Erde! wahr, wie sie
Und warm und voll, aus Muh und Liebe reifen,
Sie alle gabst du mir, und wenn ich oft
Auf stiller Bergeshohe saß und staunend
Der Menschen wechselnd Irrsal übersann,
Zu tief von deinen Wandlungen ergriff[en]
Und nah mein eignes Welken ahndete,
Dann atmete der Äther, so wie dir,
Mir heilend um die liebeswunde Brust,
Und, wie Gewölk der Flamme, losten
Gereiniget die Sorgen mir sich auf,
Im hohen Blau.

PAUSANIAS

O Sohn des Himmels!

EMPEDOKLES

Ich war es, ja! und möcht es nun erzählen,
Ich Armer! möcht es einmal noch
Mir in die Seele rufen
Das Wirken deiner Geniuskräfte
Der Herrlichen, deren Genoß ich war, o Natur!
Daß mir die stumme todesöde Brust
Von deinen Tönen allen widerklänge!
Bin ich es noch? o Leben! und rauschten sie,
All deine geflügelten Melodien und hört
Ich deinen alten Einklang, große Natur?
Ach! ich, der Einsame, lebt ich nicht
Mit dieser heiligen Erd und diesem Licht
Und dir, von dem die Seele nimmer läßt,
O Vater Äther! und mit allen Lebenden
Der Götterfreund, im gegenwertigen
Olymp? Ich bin hinausgeworfen, bin
Ganz einsam, und das Weh ist nun
Mein Tagsgefahrt' und Schlafgenosse mir.
Bei mir ist nicht der Segen, geh!
Geh! frage nicht! denkst du, ich träume?
O sieh mich an, und wundre des dich nicht,
Du Guter, daß ich daherab
Gekommen bin; des Himmels Söhnen ist,
Wenn übergücklich sie geworden sind,
Ein eigner Fluch beschieden.

PAUSANIAS

Weh! solche Reden! Du? ich duld es nicht,
Du solltest so die Seele dir und mir

Nicht angstigen. Ein böses Zeichen dünkt
Es mir, wenn so der Geist, der immerfrohe, sich
Der Machtigen umwolket.

EMPEDOKLES

Fühlst du's? Es deutet, daß er bald
Zur Erd hinab im Ungewitter muß.

PAUSANIAS

O laß den Unmut, Lieber!
Was tat er euch, dieser Reine
Daß ihm die Seele so verfinstert ist?
Ihr Todesgotter! haben die Sterblichen denn
Kein Eigenes nirgendwo, und reicht
Das Furchtbare denn ihnen bis ans Herz
Und herrscht es in der Brust der Stärkeren noch,
Das ewige Schicksal? Bändige den Gram
Und übe deine Macht; bist du es doch,
Der mehr vermag, denn andere; o sieh
An meiner Liebe, wer du bist,
Und denke dein, und lebe!

EMPEDOKLES

Du kennest mich und dich und Tod und Leben nicht.

PAUSANIAS

Den Tod, ich kenn ihn wenig nur,
Denn wenig dacht ich sein.

EMPEDOKLES

Allein zu sein und ohne Gotter, ist der Tod!

PAUSANIAS

Laß ihn, ich kenne dich, an deinen Taten
Erkannt ich dich, in seiner Macht
Erfuhr (ich) deinen Geist und seine Welt,
Wenn oft ein Wort von dir
Im heiligen Augenblick
Das Leben vieler Jahre mir erschuf,
Daß eine neue große Zeit von da
Dem Junglinge begann. Wie zahmen Hirschen,
Wenn ferne rauscht der Wald und sie
Der Heimat denken, schlug das Herz mir oft,
Wenn du vom Glück der alten Urwelt sprachst,
Der reinen Tage kundig, und dir lag
Das ganze Schicksal offen; zeichnetest
Du nicht der Zukunft große Linien
Mir vor das Auge, sichern Blicks, wie Künstler
Ein fehlend Glied zum ganzen Bilde reihn?
Und kennst du nicht die Kräfte der Natur
Daß du vertraulich, wie kein Sterblicher,
Sie, wie du willst, in stiller Herrschaft lenkst?

EMPEDOKLES

Recht! alles weiß ich, alles kann ich meistern;
Wie meiner Hände Werk, erkenn ich es
Durchaus und lenke, wie ich will,
Ein Herr der Geister, das Lebendige.
Mein ist die Welt, und untertan und dienstbar
Sind alle Kräfte mir, ...
... zur Magd ist mir
Die herrnbedürftige Natur geworden,
Und hat sie Ehre noch, so ists von mir.
Was ware denn der Himmel und das Meer
Und Inseln und Gestirn und was vor Augen

Den Menschen alles liegt, was war es auch,
Dies tote Saitenspiel, gab ich ihm Ton
Und Sprach und Seele nicht? was sind
Die Gotter und ihr Geist, wenn ich sie nicht
Verkündige. Nun! Sage, wer bin ich?

PAUSANIAS

Verhöhne nur im Unmut dich und alles,
Was Menschen herrlich macht,
Ihr Wirken und ihr Wort, verleide mir
Den Mut im Busen, schrocke mich zurück,
O sprich es nur heraus! du hassest dich
Und was dich liebt und was dir gleichen möcht.
Ein anders willst du, denn du bist, genügst dir
In deiner Ehre nicht, du willst nicht bleiben, willst
Zugrunde gehen?

EMPEDOKLES

Unschuldiger!

PAUSANIAS

Und dich verklagst du?

EMPEDOKLES

(mit Rufe)

Wirken soll der Mensch,
Der sinnende, soll entfaltend
Das Leben um ihn fordern und heitern.
Denn hoher Bedeutung voll,
Voll schweigender Kraft umfängt
Den Ahnenden, daß er bilde,
Die große Natur.
Daß ihren Geist hervor er rufe, tragt

Die Sorg im Busen und die Hoffnung
Der Mensch. Tiefwurzeln strebt
Das gewaltige Sehnen in ihm auf.
Und viel vermag er; und herrlich ist
Sein Wort, er wandelt die Welt
Und unter den Händen...

.....

EMPEDOKLES AUF DEM ÄTNA

(ENTWURF)

Ätna

I.

EMPEDOKLES

2.

EMPEDOKLES PAUSANIAS

Abschied

3.

EMPEDOKLES DER GREIS

Erzählung seiner Geschichte

WEISER

Ich fürchte den Mann, der Göttern...

Was zürnest du der Zeit, die mich gebar,
Dem Element, das mich erzog?

EMPEDOKLES

geht

O lerne sie verstehn, die Pfade, so werden...

PAUSANIAS DER GEGNER

Dieser ist vorzüglich, um einen Anfang seiner Versuche zu haben, und durch die Unentschiedenheit der Lage nach dem Zerfall des Volks mit Empedokles, freilich auch durch den Haß seiner Superiorität zu dem übertriebenen Schritte verleitet worden, das Volk zu seiner Verbannung zu bereden; nun da ihn das Volk zu vermissen scheint, und ihm selbst sein größtes Objekt fehlt, das er gerne als inferiores,

bei sich hatte, auch das geheime Band, das ihn und Empedokles bindet, das Gefühl der ursprünglichen ungewöhnlichen Anlage, und einer beiderseitigen tragischen Bestimmung läßt es ihn wirklich bereuen; er macht also bei dem ersten Laut der Unzufrieden(heit), den das Volk über Empedokles' Verbannung äußert, selber den Vorschlag, ihn wieder zurückzurufen. Es dürfe nichts für immer geschehen bleiben, sagt er, (es) sei nicht immer Tag und auch nicht Nacht, nachdem der stolze Mann das Los (der) Sterblichen versucht, so mög er wieder leben. Pausanias.

DER GREIS DER KÖNIG

GREIS reflektierend idealisch

KÖNIG heroisch reflektierend

BOTE

GREIS

Den König bittet sein Bruder p. p.

KÖNIG, überwältigt, bejaht es.

Aber er will nicht mehr beraten sein, will keinen Mittler zwischen sich und seinem Bruder haben, und der Alte soll hinweg:

Nun geh, ich brauche keinen Mittler.

Dieser geht denn auch.

Monolog des Königs. Begeisterung des Schicksalssohns.

EMPEDOKLES und KÖNIG

EMPEDOKLES

Mein ist diese Region p. p.

Laßt den Rasenden p. p.

... kluger Mann

EMPEDOKLES

Doch hat eine Mutter uns gesäugt.

KÖNIG

Wie lang ists schon?

EMPEDOKLES

Wer mag die Jahre zahlen – aber . . .

Übergang (vom) Subjektiven zum Objektiven.

Da der König abgehn will, begegnet ihm ein Bote, der das heran-
nahe Volk verkündigt. In seiner Erschütterung spricht er den
Glückseligkeitsgesang, geht dann in Entrüstung über, und – be-
fehlt, daß die Bewaffneten sich verbergen sollten, um aufs erste Zei-
chen, das er geben werde, p. p. – Am Ende wird ihm auch die An-
kunft der Schwester und des Pausanias verkündigt.

DIE SCHWESTER PAUSANIAS

Schwester naiv idealisch.

Sie sucht Empedokles.

Pausanias.

EMPEDOKLES naiv idealisch.

Schwester fragt den König,

will beide versöhnen,

spricht vom Volk:

bitter Empedokles zurückzukehren.

Wunde – Vergessenheit.

EMPEDOKLES heroisch idealisch.

Vergeben ist alles.

Pausanias sieht die Abgesandte des Volks nahn.

Schwester fürchtet den Ausgang – die zweideutige Menge, den Zwist
des Empedokles mit dieser, und des andern Bruders mit ihr, den Zwist,
der nun erst zwischen beiden Brüdern ganz zu beginnen scheint.
Empedokles bleibt ruhig, tröstet sie.

Friedlich,

sagt er,

soll dieser Abend sein, kühle Lüfte wehn, die Liebesboten, und freundlich von den Himmelshohn herabgestiegen, singt der Sonnenjungling dort sein Abendlied auf seiner Leier und goldner Tone voll. . .

ABGESANDTE DES VOLKS

Sie begegnen ihm in ihrer wahrsten Gestalt, so wie er sie selber sah, wie sie in ihm sich spiegelten, ganz um ihn, dessen Tod seine Liebe, seine Innigkeit ist, so fest an sich zu ketten, wie er es sonst war, aber je näher sie ihm mit ihrem Geiste kommen, je mehr er sich selbst in ihnen siehet, um so mehr wird er in dem Sinne, der nun schon herrschend in ihm geworden ist, bestärkt.

(TEILWEISE AUSFÜHRUNG DES
NEUEN DRAMAS)

PERSONEN

Empedokles
Pausanias, sein Freund
Manes, ein Ägyptier
Strato, Herr von Agrigent, Bruder des Empedokles
Panthea, seine Schwester
Gefolge
Chor der Agrigentiner

(ERSTER AKT)

EMPEDOKLES

vom Schlaf erwachend

Euch ruf ich über das Gefild herein
Vom langsamen Gewolk, ihr heißen Strahlen
Des Mittags, ihr Gereiftesten, daß ich
An euch den neuen Lebenstag erkenne.
Denn anders ists wie sonst! vorbei, vorbei
Das menschliche Bekümmernis! Als wuchsen
Mir Schwingen an, so ist mir wohl und leicht
Hier oben, hier, und reich genug und froh
Und herrlich wohn ich, wo den Feuerkelch,
Mit Geist gefüllt bis an den Rand, bekränzt
Mit Blumen, die er selber sich erzog,
Gastfreundlich mir der Vater Ätna beut.
Und wenn das unterirdische Gewitter
Izt festlich auferwacht, zum Wolkensitz

Des nahverwandten Donnerers hinauf
Zur Freude fliegt, da wächst das Herz mir auch.
Mit Adlern sing ich hier Naturgesang.
Das dacht er nicht, daß in der Fremde mir
Ein anders Leben blühte, da er mich
Mit Schmach hinweg aus unsrer Stadt verwies,
Mein königlicher Bruder. Ach! er weiß es nicht,
Der kluge, welchen Segen er bereitete,
Da er von Menschenbande los, da er mich frei
Erklärte, frei, wie Fittige des Himmels.
Drum galt es auch! drum ward es auch erfüllt!
Mit Hohn und Fluch drum waffnete das Volk
Daß mein war, gegen meine Seele sich
Und stieß mich aus. Und nicht vergebens gellt
Im Ohre mir das hundertstimmige
Gelächter, da der fromme Traumer,
Der narrische, des Weges weinend ging.
Beim Totenrichter! wohl hab ich(s) verdient!
Und heilsam wars; die Kranken heilt das Gift
Und eine Sünde straft die anderen.
Denn viel hab ich von Jugend auf gesündigt
Die Menschen menschlich nie geliebt, gedient,
Wie Wasser nur und Feuer blinder dient.
Darum begegneten auch menschlich mir
Sie nicht, o darum schandeten sie mir
Mein Angesicht, und hielten mich, wie dich
Allduldende Natur! Du hast mich auch (?:)
Du hast mich, und es dämmert zwischen dir
Und mir die alte Liebe wieder auf.
Du rufst, du ziehst mich nah und naher an
Vergessenheit – o wie ein glücklich Segel
Bin ich vom Ufer los des Lebens Welle
... mich von selbst

Und wenn die Wogenreichste ihren Arm
- Die Mutter um mich breitet, o was mocht
Ich auch was mocht ich furchten. Andre mag
Es freilich schrocken. Denn es ist ihr Tod.
O du, mir wohlbekannt, du zauberische
Furchtbare Flamme! wie so stille wohnt
Du da und dort, wie scheuest du dich selbst
Und fliehst dich, du Seele des Lebendigen!
- Lebendig wirst du mir und offenbar.
Mir birst du dich, gebundner Geist, nicht langer
Mir wirst du helle, denn ich fürcht es nicht.
Denn sterben will ja ich, mein Recht ist dies.
Ha! Gotter! schon, wie Morgenrot
(Ists um mein Angesicht) ringsum -
Und drunten tobt der alte Zorn vorüber!
Und ihr hinab, hinab ihr klagenden Gedanken!
Sorgfältig Herz! ich brauche nun dich nimmer.
Und hier ist kein Bedenken mehr. Es ruft
Der Gott -

(da er den Pausanias gewahr wird)

und diesen Allzutreuen muß
Ich auch befreien, mein Pfad ist seiner nicht.

PAUSANIAS EMPEDOKLES
PAUSANIAS

Du scheinst freudig aufgewacht, mein Wanderer!

EMPEDOKLES

Schon hab ich, Lieber, und vergebens nicht
Mich in der neuen Heimat umgesehn.
Die Wildnis ist mir hold, auch dir gefällt
Die edle Burg, ...
... unser Ätna.

PAUSANIAS

Sie haben uns verbannt, sie haben dich,
Du Gütiger! geschmaht, und glaub es mir,
Unleidlich warst du ihnen längst und innig.
In ihre Träume schien, in ihre Nacht,
Zu helle den Verzweifelten das Licht.
Nun mögen sie vollenden, ungestört
Im uferlosen Sturm, indes den Stern
Die Wolke birgt, ihr Schiff im Kreise treiben.
Das wußt ich wohl, du Gottlicher, an dir
Entweicht der Pfeil, der andre trifft und wirft.
Und ohne Schaden, wie am Zauberstab
Die zahme Schlange, spielt um dich von je
Die ungetreue Menge, die du zogst,
Die du am Herzen hegtest, Liebender!
Nun! laß sie nur! sie mögen ungestalt
Lichtscheu am Boden taumeln der sie trägt,
Und allbegehrend, allgeängstigt
Sich müde rennen, brennen mag der Brand,
Bis er erlischt. Wir wohnen ruhig hier!

EMPEDOKLES

Ja! ruhig wohnen wir! es öffnen groß
Sich hier vor uns die heiligen Elemente.
Die Mühelosen regen immergleich
In ihrer Kraft sich freudig hier um uns.
An seinen festen Ufern wacht und ruht
Das alte Meer, und das Gebirge steigt
Mit seiner Ströme Klang; es wogt und rauscht
Sein grüner Wald von Tal zu Tal hinunter,
Und oben weilt das Licht, der Äther stillt
Den Geist und das geheimere Verlangen.
Ja Sohn! hier oben, hier wohnen ruhig wir!

PAUSANIAS

So bleibst du wohl

Auf diesen Hohn, und lebst in deiner Welt,
Ich diene dir und sehe, was uns not ist.

EMPEDOKLES

Nur wenig ist not, und selber mag
Ich gerne dies von jetzt an mir besorgen.

PAUSANIAS

Doch Lieber! hab ich schon für einiges,
Was du zuerst bedarfst, zuvorgesorgt.
Indes du gut auf kahler Erde hier
In heißer Sonne schiefst, gedacht ich doch,
Ein weicher Boden und die kühle Nacht
In einer sichern Halle ware besser.
Auch sind wir hier, die Allverdächtigen,
Den Wohnungen der andern fast zu nah.
Nicht lange wollt ich ferne sein von dir
Und eilt hinauf und glücklich fand ich bald
Für dich und mich gebaut, ein ruhig Haus,
Ein tiefer Fels, von Eichen dicht umschirmt,
Dort in der dunkeln Ruhe des Gebirgs,
Und nah entspringt ein Quell, es grünt umher
Die Fülle guter Pflanzen, und zum Bett
Ist Überfluß von Laub und Gras bereitet.
Da lassen sie dich ungeschmäh't, und tief und still
Ist, wenn du sinnst, und wenn du schlafst, um dich,
Ein Heiligtum ist mir mit dir die Grotte.
Komm, siehe selbst, und sage nicht, ich tauge
Dir künftig nicht, wem taugt ich anders denn ?

EMPEDOKLES

Du taugst zu gut.

PAUSANIAS

Wie konnt [ich] dies?

EMPEDOKLES

Auch du

Bist allzutreu, du bist ein toricht Kind.

PAUSANIAS

Das sagst du wohl, doch klügers weiß ich nicht,
Wie des zu sein, dem ich geboren bin.

EMPEDOKLES

Wie bist du sicher?

PAUSANIAS

Warum denn nicht?

Wofür denn hattest du mir einst, da ich,
Der Waise gleich, am heldenarmen Ufer
Mir einen Schutzgott sucht und traurig irrte,
Du Gütiger, die Hände mir gereicht?
Wofür mit deinem Auge warest du
Auf deiner stillen Bahn, du edles Licht,
In meiner Dämmerung mir aufgegangen?
Seitdem bin ich ein anderer, und dein
Und näher dir und einsamer mit dir,
Wächst froher nur die Seele mir und freier.

EMPEDOKLES

O still davon!

PAUSANIAS

Warum? Was ists? Wie kann
Ein freundlich Wort dich irren, teurer Mann?

EMPEDOKLES

Erzähle, was dir wohlgefällt, dir selbst,
Für mich ist, was vorüber ist, nicht mehr.

PAUSANIAS

Ich weiß es wohl, was dir vorüber –
Doch du und ich, wir sind uns ja geblieben.

EMPEDOKLES

Sprich lieber mir von anderem, mein Sohn!

PAUSANIAS

Was hab ich sonst?

EMPEDOKLES

Habt ihr zum Dolche die Erinnerung
Nicht mir gemacht? – nun wundern sie sich noch
Und treten vor das Auge mir und fragen.
Nein! du bist ohne Schuld – nur kann ich, Sohn!
Was mir zu nahekommt, nicht wohl ertragen.

PAUSANIAS

Und mich, mich stößest [du] von dir? o denk an dich,
Sei, der du bist, und siehe mich und gib,
Was ich nun weniger entbehren kann
Und was du sonst aus reicher Seele gabst,
Ein gutes [Wort] aus reicher Brust mir wieder.

Verstehest du mich auch?

Hinweg! ich hab es dir gesagt und sag
 Es dir, es ist nicht schon, daß du dich
 So ungefragt nur an die Seele drangtest,
 An meine Seite stets, als wußtest
 Nichts anders mehr, mit armer Angst dich hängst.
 Du mußt es wissen: dir gehö' ich nicht
 Und du nicht mir, und deine Pfade sind
 Die meinen nicht; mir blüht es anderswo,
 Und was ich mein', es ist von heute nicht,
 Da ich geboren wurde, wars beschlossen.
 Sieh auf und wag's! was eines ist, zerbricht,
 Die Liebe stirbt in ihrer Knospe nicht
 Und überall in freier Freude teilt
 Des Lebens luftger Baum sich auseinander.
 Kein zeitlich Bündnis bleibet, wie es ist,
 Wir müssen scheiden, Kind! und halte nur
 Mein Schicksal mir nicht auf und zaudre nicht. ~
 O sieh! es glänzt der Erde trunknes Bild,
 Das göttliche, dir gegenwärtig Jüngling.
 Es rauscht und regt durch alle Lande sich
 Und wechselt, jung und leicht, mit frommem Ernst
 Der geschäftge Reigentanz, womit den Geist
 Die Sterblichen, den alten Vater feiern.
 Da gehe du und wandle taumellos
 Und menschlich mit und denk am Abend mein.
 Mir aber ziemt die stille Halle, mir
 Die hochgelegene, geräumige,
 Denn Ruhe brauch ich wohl, zu träge sind,
 Zum schnellgeschäftigen Spiel der Sterblichen
 Die Glieder mir, und hab ich sonst dabei
 Ein feiernd Lied in Jugendlust gesungen,

Zerschlagen ist das zarte Saitenspiel.
O Melodien über mir! es war ein Scherz!
Und kindisch wagt ich sonst euch nachzuahmen.
Ein leichtes Echo tont in mir und unverständlich, nach
Nun hor ich ernster euch, ihr Gotterstimmen!

PAUSANIAS

Wo bist du?

Ich kenne nimmer dich; nur traurig ist
Mir, was du sagst, doch alles ist ein Ratsel.
Was hab ich auch, was hab ich dir getan,
Daß du mich so, wie dirs gefällt, verwirfst[?]
Und namenlos dein Herz des einen noch,
Des letzten, los zu sein, sich freut und müht?
Das hofft ich nicht, da wir Geachteten
Den Wohnungen der Menschen scheu vorüber
Zusammen wandelten in wilder Nacht.
Und darum Lieber! war ich nicht dabei,
Wenn mit den Tranen dir des Himmels Regen
Vom Angesichte troff, und sah es an,
Wenn lachelnd du das rauhe Sklavenkleid
Mittags an heißer Sonne trocknetest
Auf schattenlosem Sand, wenn du die Spuren
Wohl manche Stunde, wie ein wundes Wild
Mit deinem Blute zeichnetest, das auf
Den Felsenpfad von nackter Sohle rann.
Ach! darum ließ ich nicht mein Haus und lud
Des Volkes und des Vaters Fluch mir auf,
Daß du mich, wo du wohnen willst und ruhn,
Wie ein verbraucht Gefäß, beiseite werfest!
Und willst [du] weit hinweg? wohin? wohin?
Ich wandre mit; zwar steh ich nicht wie du
Mit Kräften der Natur in traurem Bunde,

Mir steht, wie dir, Zukünftiges nicht offen,
Doch freudig in der Götter Nacht hinaus
Schwingt seine Fittige mein Geist und fürchtet
Noch immer nicht die wunderbaren Blicke;
Ja! wär ich auch ein Schwacher, dennoch wär
Ich, weil ich so dich liebe, stark, wie du.
Beim göttlichen Herakles! stiegst du auch
Um die Gewaltigen, die drunten sind
Versöhnend, die Titanen heimzusuchen,
Ins bodenlose Tal, von jenem Gipfel dort,
Und wagtest dich ins Heiligtum des Abgrunds,
Wo duldend vor dem Tage sich das Herz
Der Erde birgt und ihre Schmerzen dir
Die dunkle Mutter sagt, – o du der Nacht,
Des Äthers Sohn: ich folgte dir hinunter!

EMPEDOKLES

So bleib!

PAUSANIAS

Wie meinst du dies?

EMPEDOKLES

Du gabst

Dich mir, bist mein; so frage nicht!

PAUSANIAS

Es sei!

EMPEDOKLES

Und sagst du mirs noch einmal, Sohn und gibst
Dein Blut und deine Seele mir für immer?

PAUSANIAS

Als hätt ich so ein loses Wort gesagt
Und zwischen Schlaf und Wachen dirs versprochen.
Unglaubiger! ich sags und wiederhol es:
Auch dies, auch dies, es ist von heute nicht,
Da ich geboren wurde, wars beschlossen.

EMPEDOKLES

Ich bin nicht, der ich bin, Pausanias,
Und meines Bleibens ist auf Jahre nicht,
Ein Schimmer nur, der bald vorüber muß,
Im Saitenspiel ein Ton –

PAUSANIAS

So tönen sie,
So schwinden sie zusammen in die Luft!
Und freundlich spricht der Widerhall von ihnen.
Versuche nun mich länger nicht und laß
Und gönne du die Ehre mir, die mein ist!
Hab ich nicht Leid genug, wie du, in mir?
Wie möchtest du mich noch beleidigen?

EMPEDOKLES

O allesopfernd Herz! und dieser gibt
Schon mir zulieb die goldne Jugend weg.
Und ich! o Erd und Himmel! siehe noch,
Noch bist du nah, indes die Stunde flieht,
Und bluhst mir, du Freude meiner Augen!
Noch ists, wie sonst, ich halt im Arme,
Als warst du mein, wie meine Beute dich,
Und mich betört der holde Traum noch einmal.
Ja! herrlich wärs, wenn in die Grabesflamme
So Arm in Arm statt eines Einsamen

Ein festlich [Paar] am Tagesende ging',
Und gerne nahm ich, was ich hier geliebt,
Wie seine Quellen all ein edler Strom
Der heiligen Nacht zum Opfertrank hinunter.
Doch besser ists, wir gehen unsern Pfad
Ein jeder, wie der Gott es ihm beschieden.
Unschuldiger ist dies und schadet nicht.
Und billig ists und recht, daß überall
Des Menschen Sinn sich eigen angehört.
Und dann – es tragt auch leichter seine Bürde
Und sicherer, wohin er muß, der Mann,
Wenn er allein ist.
So wachsen ja des Waldes Eichen auch
Und keines kennt, so alt sie sind, das andre.

PAUSANIAS

Wie du es willst! ich widerstrebe nicht
Du sagst es mir, und wahr ists wohl und lieb
Ist billig mir dies letzte Wort von dir.
So geh ich denn! und store deine Ruhe
Dir kunftig nicht, auch meinst du es gut,
Daß meinem Sinne nicht die Stille tauge.

EMPEDOKLES

Doch, Lieber, zürnst du nicht?

PAUSANIAS

Mit dir? Mit dir?

EMPEDOKLES

Was ist es denn? ja! weißt du nun, wohin?

PAUSANIAS

Gebiete du es mir!

EMPEDOKLES

Es war mein letz

Gebot Pausanias! Die Herrschaft ist am Ende.

PAUSANIAS

Mein Vater! rate mir!

EMPEDOKLES

Wohl manches sollt

Ich sagen, doch verschweig ich dirs,

Bald will zu sterblichem Gesprache

Und eitlem Wort die Zunge nimmer dienen.

Sieh! Liebster! anders ists mir schon und leichter bald

Und freier atmet ich auf, und wie der Schnee

Des hohen Ätna dort am Sonnenlichte

Erwärmt und schimmert und zerrinnt und los

Von Gipfeln wogt...

Und über den entstürzenden Gewässern

Sich bluhend Iris' stiller Bogen schwingt,

So rinnt und wogt vom Herzen mir es los,

Die Schwere fällt, und fällt und helle blüht

Das Leben das ätherische, darüber.

Nun wandre mutig, Sohn! ich geb und küsse

Verheißungen auf deine Stirne dir,

Es dämmert dort Italiens Gebirg,

Das Römerland, das tatenreiche, winkt;

Dort wirst du wohlgedeihn, dort, wo sich froh

Die Männer in der Kämpferbahn begegnen.

O Heldenstätte dort! und du, Tarent!

Ihr brüderlichen Hallen, wo ich oft

Lichttrunken einst mit meinem Plato ging,
Und immer neu uns Jünglingen das Jahr
Und jeder Tag erschien in heilger Schule.
Besuch ihn auch o Sohn! und gruß ihn mir,
Den alten Freund an seiner Heimat Strom,
Am blumigen Ilissus, wo er wohnt.
Und will die Seele dir nicht ruhn, so geh
Und frage sie, die Brüder in Ägyptos.
Dort horest du das ernste Saitenspiel
Uranis und seiner Töne Wandel.
Dort öffnen sie das Buch des Schicksals dir.
Geh! fürchte nichts! es kehret alles wieder,
Und was geschehen soll, ist schon vollendet.

DER GREIS EMPEDOKLES

DER GREIS

Nun! säume nicht! bedenke dich nicht länger.
Vergeh! vergeh! damit es ruhig bald
Und helle werde, Trugbild!

EMPEDOKLES

Was? woher?

Wer bist du, Mann!

GREIS

Von diesem Stamm, der Wunderbaren, die,
Wo sie der Stachel schmerzt, sich Träume spinnen
Zu rechter Zeit gesandt, dir, der du dich
Des Himmels Liebling dünkst, des Himmels Zorn
Des Gottes, der nicht müßig ist, zu nennen.

EMPEDOKLES

Ha! kennst du den?

GREIS

Ich habe manches dir
Am fernen Nil gesagt.

EMPEDOKLES

Und du? du hier?
Kein Wunder ists! Seit ich den Lebenden
Gestorben bin, erstehen mir die Schatten!

GREIS

Die Toten reden nicht, wo du sie fragst.
Doch wenn du eines Worts bedarfst, vernimm!

EMPEDOKLES

Die Stimme, die mich ruft, vernahm ich schon.

GREIS

So redet es mir dir?

EMPEDOKLES

Was soll die Rede, Fremder!

GREIS

Ja! fremde bin ich hier und unter Kindern.
Das seid ihr Griechen all. Ich hab es oft
Vormals gesagt. Doch wolltest du mir nicht
Wie dirs erging bei deinem Volke, sagen?

EMPEDOKLES

Was mahnst du mich? was rufst mir noch einmal
Mir ging es, wie es soll.

GREIS

Ich wußt es auch
Schon längst voraus, ich hab es dir geweissagt.

EMPEDOKLES

Nun denn! was hältst [du] es noch auf? was drohst
Du mit der Flamme mir des Gottes, den
Ich kenne, dem ich gern zum Spiele dien,
Und richtest mir mein heilig Recht, du Blinder!

GREIS

Was dir begegnen muß, ich ändr' es nicht.

EMPEDOKLES

So kamst du her, zu sehen, wie es wird?

GREIS

O scherze nicht, und ehre doch dein Fest,
Umkränze [dir] dein Haupt, und schmuck es aus,
Das Opfertier, das nicht vergebens fällt.
Der Tod, der jähe, er ist ja von Anbeginn,
Das weißt du wohl, den Unverständigen,
Die deinesgleichen sind, zuvor beschieden.
Du willst es, und so seis! Doch sollst [du] mir
Nicht unbesonnen, wie du bist, hinab,
Ich hab ein Wort, und dies bedenke, Trunkner!
Nur einem ist es recht, in dieser Zeit,
Nur einen adelt deine schwarze Sünde.
Ein Großrer ist, denn ich! Denn wie die Rebe
Von Erd und Himmel zeugt, wenn sie, getränkt
Von hoher Sonn, aus dunklem Boden steigt,
So wächst er auf, aus Licht und Nacht geboren:
Es gärt um [ihn] die Welt, was irgend nur

Beweglich und verderbend ist im Busen
Der Sterblichen, ist aufgereg't von Grund aus;
Der Herr der Zeit, um seine Herrschaft bang,
Thront finster blickend über der Empörung.
Sein Tag erlischt, und seine Blitze rauchen (?).
Doch was von oben flammt, entzündet nur,
Und was von unten strebt, die wilde Zwietracht.
Der eine doch, der neue Retter, faßt
Des Himmels Strahlen ruhig auf, und liebend
Nimmt er, was sterblich ist, an seinen Busen,
Und milde wird in ihm der Streit der Welt.
Die Menschen und die Götter söhnt er aus
Und näher wieder leben sie, wie vormals.
Und daß, wenn er erschienen ist, der Sohn
Nicht großer, denn die Eltern sei, und nicht
Der heilige Lebensgeist gefesselt bleibe,
Vergessen über ihm, dem Einzigen,
So lenkt er aus, der Abgott seiner Zeit,
Zerbricht, er selbst, damit durch reine Hand
Dem Reinen das Notwendige geschehe,
Sein eigen Glück, das ihm zu glücklich ist,
Und gibt, was er besaß, dem Element,
Das ihn verherrlichte, geläutert wieder.
Bist du der Mann? derselbe? bist du der?

EMPEDOKLES

Ich kenne dich im finstern Wort, und du,
Du Alleswissender! erkennst mich auch.

GREIS

O sage, wer du bist! und wer bin ich?

EMPEDOKLES

Versuchst du noch, noch immer mich, und kommst,
Mein boser Geist, zu mir in solcher Stunde:
Was laßt du mich nicht stille gehen Mann?
Und wagst dich hier an mich und reizest mich,
Daß ich im Zorn die heiligen Pfade wandle?
Ein Knabe war ich, wußte nicht, was mir
Ums Auge fremd am Tage sich bewegte,
Und wunderbar umfingen die großen
Gestalten dieser Welt, die freudigen,
Mein unerfahren schlummernd Herz im Busen.
Und staunend hort ich oft die Wasser gehn
Und sah die Sonne bluhn, und sich an ihr
Den Jugendtag der stillen Erd entzünden.
Da ward in mir Gesang, und helle ward
Mein dämmernd Herz im dichtenden Gebet.
Wenn ich die Fremdlinge, die gegenwärtgen,
Die Gotter der Natur, mit Namen nannt,
Und mir der Geist im Wort, im Bilde sich,
Im seligen, des Lebens Rätsel löste –
So wuchs ich still herauf und anderes
War schon bereitet. Denn gewaltsamer,
Wie Wasser, schlug die wilde Menschenwelle
Mir an die Brust, und aus dem Irrsal kam
Des armen Volkes Stimme mir zum Ohre.
Und wenn, indes ich in der Halle schwieg,
Um Mitternacht der Aufruhr weheklagt',
Und suchend durchs Gefilde stürzt', und lebensmüd
Mit eigner Hand sein eignes Haus zerbrach,
Und die verleiteten verlaßnen Tempel,
Wenn sich die Brüder flohn, und sich die Liebsten
Vorübereilten, und der Vater nicht
Den Sohn erkannt, und Menschenwort nicht mehr

Verständlich war, und menschliches Gesetz
Zerrann . . . an der Flamme,
Da faßte mich die Deutung schauernd an,
Es war der scheidende Gott meines Volks!
Den hört ich, und zum schweigenden Gestirn
Sah ich hinauf, wo er herabgekommen.
Und ihn zu suhnen, ging ich hin. Noch wurden uns
Der schönen Tage viel. Noch schien es sich
Am Ende zu verjungen; und es wich,
Der goldnen Zeit, der allvertrauenden,
Des hellen kraftgen Morgens eingedenk,
Der Unmut mir, der furchtbare vom Volk,
Und freie feste Bande knupften wir.
Doch oft, wenn mich des Volkes Dank bekränzte,
Wenn näher immer mir, und mir allein,
Des Volkes Seele kam, befel es mich.
Denn wo ein Land ersterben soll, da wählt
Der Geist noch einen sich zuletzt, durch den
Sein Schwanensang, das letzte Leben tonet.
Wohl ahndet ichs, doch dient ich willig ihm.
Es ist geschehn. Den Sterblichen gehör ich
Nun nimmer an . . .

... O Ende meiner Zeit!

O Geist, der uns erzog, der du geheim
Am hellen Tag und in der Wolke waltest,
Und du, o Licht! und du, du Mutter Erde!
Hier bin ich ruhig, denn es wartet mein
Die längstbereitete, die neue Stunde
Nun nicht im Bilde mehr, und nicht, wie sonst,
Bei Sterblichen im kurzen Gluck, ich find,
Im Tode find ich den Lebendigen
Und heute noch begegn' ich ihm, denn heute
Bereitet er, der Herr der Zeit, zur Feier

Zum Zeichen ein Gewitter mir und sich.
Kennst du die Stille rings? kennst du das Schweigen
Des schlummerlosen Gotts? erwart ihn hier!
Um Mitternacht wird er es uns vollenden.
Und wenn du, wie du sagst, des Donnerers
Vertrauter, bist, und eines Sinns mit ihm
Dein Geist mit ihm, der Pfade kundig, wandelt,
So komm mit mir; wenn itzt, zu einsam sich,
Das Herz der Erde klagt, und eingedenk
Der alten Einigkeit die dunkle Mutter
Zum Äther aus die Feuerarme breitet,
Und itzt der Herrscher kommt in seinem Strahl,
Dann folgen wir, zum Zeichen, daß wir ihm
Verwandte sind, hinab in heilge Flammen.
Doch wenn du lieber ferne bleibst, für dich
Was gönnt du mir es nicht? wenn dir es nicht
Beschieden ist zum Eigentum, was nimmst
Und storst du mirs! O euch, ihr Genien
Die ihr, da ich begann, mir nahe waret,
Ihr Fernentwerfenden! euch dank ich, daß ihr mirs
Gegeben habt, die lange Zahl der Leiden
Zu enden hier, befreit von andrer Pflicht,
In freiem Tod, nach göttlichem Gesetze!
Dir ists verbotne Frucht! Drum laß und geh,
Und kannst du mir nicht nach, so richte nicht!

MANES

Dir hat der Schmerz den Geist entzündet, Armer.

EMPEDOKLES

Was heilst du denn, Unmächtiger, ihn nicht?

MANES

Wie ists mit uns? siehst du es so gewiß?

EMPEDOKLES

Das sage du mir, der du alles siehst!

MANES

Laß still uns sein, o Sohn! und immer lernen.

EMPEDOKLES

Du lehrtest mich, heut lerne du von mir.

MANES

Hast du nicht alles mir gesagt?

EMPEDOKLES

O nein!

MANES

So gehst du nun?

EMPEDOKLES

 Noch geh ich nicht, o Alter!
Von dieser grünen guten Erde soll
Mein Auge mir nicht ohne Freude gehen.
Und denken mocht ich noch vergangner Zeit,
Der Freunde meiner Jugend noch, der Teuern,
Die fern in Hellas frohen Städten sind,
Des Bruders auch, der mir geflucht, so muß
Es werden; laß mich itzt, wenn dort der Tag
Hinunter ist, so siehest du mich wieder.

AUFSÄTZE UND ENTWÜRFE

APHORISMEN

Es gibt Grade der Begeisterung. Von der Lustigkeit an, die wohl der unterste ist, bis zur Begeisterung des Feldherrn, der mitten in [der] Schlacht unter Besonnenheit den Genius mächtig erhalt, gibt es eine unendliche Stufenleiter. Auf dieser auf und abzu- steigen ist Beruf und Wonne des Dichters.

Man hat Inversionen der Worte in der Periode. Größer und wirksamer muß aber dann auch die Inversion der Perioden selbst sein. Die logische Stellung der Perioden, wo dem Grunde (der Grundperiode) das Werden, dem Werden das Ziel, dem Ziele der Zweck folgt, und die Nebensätze immer nur hinten ange- hängt sind an die Hauptsätze, worauf sie sich zunächst be- ziehen, – ist dem Dichter gewiß nur höchst selten brauchbar.

★

Das ist das Maß der Begeisterung, das jedem Einzelnen gegeben ist, daß der eine bei größerem, der andere nur bei schwacherem Feuer die Besinnung noch im nötigen Grade behält. Da wo die Nuchternheit dich verläßt, da ist die Grenze deiner Begeisterung. Der große Dichter ist niemals von sich selbst verlassen, er mag sich so weit über sich selbst erheben als er will. Man kann auch in die Höhe fallen, so wie in die Tiefe. Das letztere verhindert der elastische Geist, das erstere die Schwerkraft, die im nüchter- nen Besinnen liegt. Das Gefühl ist aber wohl die beste Nuchtern- heit und Besinnung des Dichters, wenn es richtig und warm und klar und kräftig ist. Es ist Zügel und Sporn dem Geist. Durch

Wärme treibt es den Geist weiter, durch Zartheit und Richtigkeit und Klarheit schreibt es ihm die Grenze vor und hält ihn, daß er sich nicht verliert; und so ist es Verstand und Wille zugleich. Ist es aber zu zart und weichlich, so wird es tödend, ein nagender Wurm. Begrenzt sich der Geist, so fühlt es zu ängstlich die augenblickliche Schranke, wird zu warm, verliert die Klarheit, und treibt den Geist mit einer unverständlichen Unruhe ins Grenzenlose; ist der Geist freier, und hebt er sich augenblicklich über Regel und Stoff, so fürchtet es ebenso ängstlich die Gefahr, daß er sich verliere, so wie es zuvor die Eingeschränktheit fürchtete, es wird frostig und dumpf, und ermattet den Geist, daß er sinkt und stockt, und an überflüssigem Zweifel sich abarbeitet. Ist einmal das Gefühl so krank, so kann der Dichter nichts Bessers, als daß er, weil er es kennt, sich in keinem Falle, gleich schrecken läßt von ihm, und es nur soweit achtet, daß er etwas gehaltner fortfahrt und so leicht wie möglich sich des Verstands bedient, um das Gefühl, es sei beschränkend oder befreiend, augenblicklich zu berichtigen, und wenn er so sich mehrmal durchgeholfen hat, dem Gefühle die natürliche Sicherheit und Konsistenz wiederzugeben. Überhaupt muß er sich gewöhnen, nicht in den einzelnen Momenten das Ganze, das er vorhat, erreichen zu wollen, und das augenblicklich Unvollständige zu ertragen; seine Lust muß sein, daß er sich von einem Augenblicke zum andern selber übertrifft, in dem Maße und in der Art, wie es die Sache erfordert, bis am Ende der Hauptton seines Ganzen gewinnt. Er muß aber ja nicht denken, daß er nur im crescendo vom Schwächern zum Stärkern sich selber übertreffen könne, so wird er unwahr werden, und sich überspannen; er muß fühlen, daß [er] an Leichtigkeit gewinnt, was er an Bedeutsamkeit verliert, daß das Stille die Heftigkeit, und das Sinnige den Schwung gar schön ersetzt, und so wird es im Fortgang seines Werks nicht einen notwendigen Ton geben, der nicht den vorher-

gehenden gewissermaßen übertrafe, und der herrschende Ton wird es nur darum sein, weil das Ganze auf diese und keine andere Art komponiert ist.



Nur das ist die wahrste Wahrheit, in der auch der Irrtum, weil sie [ihn] im Ganzen ihres Systems an seine Zeit und seine Stelle setzt, zur Wahrheit wird. Sie ist das Licht, das sich selber und auch die Nacht erleuchtet. Dies ist auch die höchste Poesie, in der auch das Unpoetische, weil es zur rechten Zeit und am rechten Orte im Ganzen des Kunstwerks gesagt ist, poetisch wird. Aber hiezu ist schneller Begriff am nötigsten. Wie kannst du die Sache am rechten Ort brauchen, wenn du noch scheu darüber verweilst, und nicht weißt, wie[viel] an ihr ist, wieviel oder wenig daraus zu machen. Das ist ewige Heiterkeit, ist Gottesfreude, daß man alles Einzelne in die Stelle des Ganzen setzt, wohin es gehört; deswegen ohne Verstand, oder ein durch und durch organisiertes Gefühl keine Vortrefflichkeit, kein Leben.



Muß denn der Mensch an Gewandtheit der Kraft und des Sinnes verlieren, was er an vielumfassendem Geiste gewinnt? Ist doch keines nichts ohne das andere!



Aus Freude mußt du das Reine überhaupt, die Menschen und andern Wesen verstehen, alles Wesentliche und Bezeichnende auffassen, und alle Verhältnisse nacheinander erkennen, und seine Bestandteile in ihrem Zusammenhange solange dir wiederholen, bis wieder die lebendige Anschauung objektiver aus

dem Gedanken hervorgeht, aus Freude, ehe die Not eintritt; der Verstand, der bloß aus Not kommt, ist immer einseitig schief.

Da hingegen die Liebe gerne zart entdeckt, (wenn nicht Gemut und Sinne scheu und trüb geworden sind durch harte Schicksale und Mönchsmoral,) und nichts übersehen mag, und wo sie sogenannte Irren oder Fehler findet, (die in dem, was sie sind, oder durch ihre Stellung und Bewegung aus dem Tone des Ganzen augenblicklich abweichen,) das Ganze nur desto inniger fühlt und anschaut. Deswegen sollte alles Erkennen vom Studium des Schönen anfangen. Denn der hat viel gewonnen, der das Leben verstehen kann ohne zu trauern. Übrigens ist auch Schwarmerei und Leidenschaft gut; Andacht, die das Leben nicht berühren, nicht erkennen mag, und dann Ver zweiflung, wenn das Leben selber aus seiner Unendlichkeit hervorgeht. Das tiefe Gefühl der Sterblichkeit, des Veränderns, seinerzeitlichen Beschränkungen entflammt den Menschen, daß er viel versucht, übt alle seine Kräfte, und läßt ihn nicht in Mußiggang geraten, und man ringt solange um Chimären, bis sich endlich wieder etwas Wahres und Reelles findet zur Erkenntnis und Beschäftigung. In guten Zeiten gibt es selten Schwärmer. Aber wenns dem Menschen an großen reinen Gegenständen fehlt, dann schafft er irgendein Phantom aus dem und jenem, und drückt die Augen zu, daß er dafür sich interessieren kann, und dafür leben.



Es kommt alles darauf an, daß die Vortrefflichern das Inferieure, die Schönern das Barbarische nicht zu sehr von sich ausschließen, sich aber auch nicht zu sehr damit vermischen, daß sie die Distanz, die zwischen ihnen und den andern ist, bestimmt und leidenschaftslos erkennen, und aus

dieser Erkenntnis wirken, und dulden. Isolieren sie sich zu sehr, so ist die Wirksamkeit verloren, und sie gehen in ihrer Einsamkeit unter. Vermischen [sie] sich zu sehr, so ist auch wieder keine rechte Wirksamkeit möglich, denn entweder sprechen und handeln sie gegen die andern wie gegen ihresgleichen und übersehen den Punkt, wo diesen es fehlt, und wo sie zunächst ergriffen werden müssen, oder sie richten sich zu sehr nach diesen, und wiederholen die Unart, die sie reinigen sollten; in beiden Fällen wirken sie nichts und müssen vergehen, weil sie entweder immer ohne Widerklang sich in den Tag hinein äußern, und einsam bleiben mit allem Ringen und Bitten, oder auch, weil sie das Fremde, Gemeinere zu dienstbar in sich aufnehmen und sich damit ersticken.



Vortreffliche Menschen müssen auch wissen, daß sie es sind, und sich wohl unterscheiden von allen, die unter ihnen sind. Eine zu große Bescheidenheit hat oft die edelsten Naturen zugrunde gerichtet, wenn sie ihrer größern oder feinem Gesinnungen sich schämten und meinten, sie müssen der ungezogenen Menge sich gleichstellen. Freilich wird man auf der andern Seite leicht zu stolz und hart, und halt zu viel von sich und von den andern zu wenig. Aber wir haben in uns ein Urbild alles Schönen, dem kein Einzelner gleicht. Vor diesem wird der echt vortreffliche Mensch sich beugen und die Demut lernen, die er in der Welt verlernt.



Meist haben sich Dichter zu Anfang oder zu Ende einer Weltperiode gebildet. Mit Gesang steigen die Völker aus dem Himmel ihrer Kindheit ins tätige Leben, ins Land der Kultur. Mit Gesang kehren sie von da zurück ins ursprüngliche Leben. Die

Kunst ist der Übergang aus der Natur zur Bildung, und aus der Bildung zur Natur.



ÜBER ACHILL

Mich freut es, daß du vom Achill sprachst. Er ist mein Liebling unter den Helden, so stark und zart, die gelungenste und vergänglichste Blüte der Heroenwelt, so «für kurze Zeit geboren» nach Homer, eben weil er so schon ist. Ich möchte auch fast denken, der alte Poet laß ihn nur darum so wenig in Handlung erscheinen, und lasse die andern larmen, indes sein Held im Zelte sitzt, um ihn so wenig wie möglich unter dem Getümmel vor Troja zu profanieren. Von Ulyß konnte er Sachen genug beschreiben. Dieser ist ein Sack voll Scheidemunze, wo man lange zu zahlen hat, mit dem Golde ist man viel balder fertig.



ÜBER ACHILL

Am meisten aber lieb ich und bewundere den Dichter aller Dichter um seines Achilles willen. Es ist einzig, mit welcher Liebe und welchem Geiste er diesen Charakter durchschaut und gehalten und gehoben hat. Nimm die alten Herrn Agamemnon und Ulysses und Nestor mit ihrer Weisheit und Torheit, nimm den Lärmer Diomed, den blindtobenden Ajax, und halte sie gegen den genialischen, allgewaltigen, melancholisch-zerstörerischen Göttersohn, den Achill, gegen dieses enfant gâté der Natur, und wie der Dichter den Jüngling voll Löwenkraft und Geist und Anmut in die Mitte gestellt hat zwischen Altklugheit und Roheit, und du wirst ein Wunder der Kunst in Achilles' Charakter finden. Im schönsten Kontraste stehet der Jüngling mit Hektor, dem edeln treuen frommen Manne, der

so ganz aus Pflicht und feinem Gewissen Held ist, da der andre alles aus reicher schöner Natur ist. Sie sind sich ebenso entgegengesetzt als sie verwandt sind, und eben dadurch wird es um so tragischer, wenn Achill am Ende als Todfeind des Hektor auftritt. Der freundliche Patroklos gesellt sich lieblich zu Achill und schickt sich so recht zu dem Trotzigen.

Man siehet auch wohl, wie hoch Homer den Helden seines Herzens achtete. Man [hat] sich oft gewundert, warum Homer, der doch den Zorn des Achill besingen wolle, ihn fast gar nicht erscheinen lasse pp. Er wollte den Gotterjungling nicht profanieren in dem Getummel vor Troja. Der Idealische durfte nicht alltaglich erscheinen. Und er konnt ihn wirklich nicht herrlicher und zarterlicher besingen als dadurch, daß er ihn zurucktreten laßt, (weil sic' der Jüngling in seiner genialischen Natur vom rangstolzen Agamemnon, als ein Unendlicher unendlich beleidiget fuhlt,) so daß jeder Verlust der Griechen von dem Tag an, wo man den Einzigen im Heere vermißt, an seine Überlegenheit über die ganze prachtuge Menge der Herren und Diener mahnt, und die seltenen Momente, wo der Dichter ihn vor uns erscheinen laßt, durch seine Abwesenheit nur desto mehr ins Licht gesetzt werden. Diese sind dann auch mit wunderbarer Kraft gezeichnet und der Jungling tritt wechselsweise klagend und rächend, unaussprechlich rührend und dann wieder furchtbar so lange nacheinander auf, bis am Ende, nachdem sein Leiden und sein Grimm aufs höchste gestiegen sind, nach fürchterlichem Ausbruch das Gewitter austobt, und der Gottersohn kurz vor seinem Tode, den er vorausweiß, sich mit allem, sogar mit dem alten Vater Priamus aussöhnt.

Diese letzte Szene ist himmlisch nach allem, was vorhergegangen war...

ÜBER DIE VERSCHIEDENEN ARTEN, ZU DICHTEN

Man ist manchmal bei sich selber uneins über die Vorzüge verschiedener Menschen. Jeder hat seine Vortrefflichkeit und dabei seinen eigenen Mangel. Dieser gefällt uns durch die Einfachheit und Akkuratess und Unbefangenheit, womit er in einer bestimmten Richtung fortgeht, der er sich hingab; die Momente seines Lebens folgen sich ununterbrochen und leicht, alles hat bei ihm seine Stelle und seine Zeit; nichts schwankt, nichts stört sich, und weil er beim Gewöhnlichen bleibt, so ist [er] auch selten großer Muhe und großem Zweifel ausgesetzt. (Und wie er für sich selbst ist, so hält er es auch mit andern, so wirkt er auf sie. Bestimmt, klar, nicht sehr bekümmert,) immer gerade und moderat, und der Stelle und dem Augenblicke angemessen und ganz in der Gegenwart, ist er uns, wenn wir nicht zu gespannt und hochgestimmt sind, auch niemals ungelegen; er läßt uns, wie wir sind, wir vertragen uns leicht mit [ihm], er bringt uns nicht gerade um vieles weiter, interessiert uns eigentlich auch nicht tief; aber dies wünschen [wir] ja auch nicht immer und besonders unter gewaltsamen Erschütterungen haben wir vorerst kein echteres Bedürfnis, als einen solchen Umgang, einen solchen Gegenstand, bei dem wir uns am leichtesten in einem Gleichgewichte, in Ruhe und Klarheit wiederfinden.

Wir nennen den beschriebenen Charakter vorzugsweise natürlich und haben mit dieser Huldigung wenigstens so sehr recht, als einer der sieben Weisen, welcher in seiner Sprache und Vorstellungsweise behauptet, alles sei aus Wasser entstanden. Denn wenn in der sittlichen Welt die Natur, wie es wirklich scheint, in ihrem Fortschritt immer von den einfachsten Verhältnissen und Lebensarten ausgeht, so sind jene schlichten Charak-

tere nicht ohne Grund die ursprünglichen, die natürlichsten zu nennen...

... verständigt hat, so ist es für jeden, der seine Meinung darüber äußern möchte, notwendig, sich vorerst in festen Begriffen und Worten zu erklären.

So auch hier.

Der natürliche Ton, der vorzüglich dem epischen Gedichte eigen, ist schon an seiner Außenseite leicht erkennbar.

Bei einer einzigen Stelle im Homer läßt sich eben das sagen, was sich von diesem Tone im großen und ganzen sagen läßt. (Wie überhaupt in einem guten Gedichte eine Redeperiode das ganze Werk repräsentieren kann, so finden wir es auch bei diesem Tone und diesem Gedichte.) Ich wähle hiezu die Rede des Phönix, wo er den zürnenden Achill bewegen will, sich mit Agamemnon auszusöhnen und den Achaïern wieder im Kampfe gegen die Trojer zu helfen.

Dich auch macht ich zum Manne, du gottergleicher Achilles,
Liebend mit herzlicher Treu; auch wolltest du nimmer mit an-
dern

Weder zum Gastmahl gehn, noch daheim in den Wohnungen
essen,

Eh ich selber dich nahm, auf meine Knie dich setzend,
Und die zerschnittene Speise dir reicht und den Becher dir vor-
hielt.

Oftmals hast du das Kleid mir vorn am Busen befeuchtet,
Wein aus dem Munde verschüttend in unbehülflicher Kindheit.
Also hab ich so manches durchstrebt und so manches erduldet
Deinethalb, ich bedachte, wie eigene Kinder die Gotter
Mir versagt, und wählte, du gottergleicher Achilles,
Dich zum Sohn, daß du einst vor traurigem Schicksal mich
schirmtest.

Zähme dein großes Herz, o Achilleus! Nicht ja geziemt dir

Unerbarmender Sinn; oft wenden sich selber die Gotter,
Die doch weit erhabner an Herrlichkeit, Ehr und Gewalt sind¹.

Der ausführliche, stetige, wirklich wahre Ton fällt in die Augen.

Und so hält sich dann auch das epische Gedicht im Größeren an das Wirkliche. Es ist, wenn man es in seiner Eigentümlichkeit betrachtet, ein Charaktergemalde, und aus diesem Gesichtspunkt] durchaus angesehen, interessiert und erklärt sich auch eben die Iliade erst recht, von allen Seiten². In einem Charaktergemalde sind dann auch alle übrigen Vorzüge des natürlichen Tons an ihrer wesentlichen Stelle. Diese sichtbare sinnliche Einheit, daß alles vorzüglich vom Helden aus und wieder auf ihn zurückgeht, daß Anfang und Katastrophe und Ende an ihn gebunden ist, daß alle Charaktere und Situationen in ganzer Mannigfaltigkeit mit allem, [was] geschieht und gesagt wird, wie die Punkte in einer Linie gerichtet sind, auf den Moment, wo er in seiner höchsten Individualität auftritt, diese Einheit ist, wie man leicht einsieht, nur in einem Werke möglich, das seinen eigentlichen Zweck in die Darstellung von Charakteren setzt, und wo im Hauptcharakter der Hauptquell liegt.

So folgt aus dieser Idee auch die ruhige Moderation, die dem natürlichen Tone so eigen ist, die uns die Charaktere so genau innerhalb ihrer Grenze zeigt, und sie so sanft abstuft.

¹ Ich brauche wohl wenigen zu sagen, daß dies Vossische Übersetzung ist, und denen, die sie noch nicht kennen, gestehe ich, daß auch [ich] zu meinem [Bedauern] erst seit kurzem damit bekannter geworden bin.

² Und wenn die Begebenheiten und Umstände, worin sich die Charaktere darstellen, so ausführlich entwickelt werden, so ist es vorzüglich darum, weil diese gerade vor den Menschen, die [in] ihnen leben, so erscheinen, ohne sehr alteriert, und aus der gewöhnlichen Stimmung und Weise herausgetrieben zu sein.

Der Künstler ist in der Dichtart, wovon die Rede ist, nicht deswegen so moderat, weil er dieses Verfahren für das Einzige poetische hält, er vermeidet z. B. die Extreme und Gegensätze nicht darum, weil er sie in keinem Falle brauchen mag, er weiß wohl, daß es am rechten Orte poetischwahre Extreme und Gegensätze der Personen, der Ereignisse, der Gedanken, der Leidenschaften, der Bilder, der Empfindungen gibt, er schließt sie nur aus, insofern sie zum jetzigen Werke nicht passen; er mußte sich einen festen Standpunkt wahlen, und dieser ist jetzt das Individuum, der Charakter seines Helden, so wie er durch Natur und Bildung ein bestimmtes eignes Dasein, eine Wirklichkeit gewonnen hat. Aber eben diese Individualität des Charakters geht notwendigerweise in Extremen verloren. Hätte Hömer seinen entzündbaren Achill nicht so zärtlich sorgfältig dem Getümmel entrückt, wir würden den Göttersohn kaum noch von dem Elemente unterscheiden, das ihn umgibt, und nur, wo wir ihn ruhig im Zelte finden, wie er mit der Leier sein Herz erfreut und Siegstaten der Manner singt, indessen sein Patroklos gegenüber sitzt und schweigend harret, bis er den Gesang vollendet, hier nur haben wir den Jungling recht vor Augen.

Also, um die Individualität des dargestellten Charakters zu erhalten, um die es ihm jetzt gerade am meisten zu tun ist, ist der epische Dichter so durchaus moderat, (und was hieraus von selbst folgt).

Und wenn die Umstände, in denen sich die epischen Charaktere befinden, so genau und ausführlich dargestellt werden, so ist es wieder nicht, weil der Dichter in diese Umständlichkeit allen poetischen Wert setzt. In einem andern Falle würde er sie bis auf einen gewissen Grad vermeiden; aber hier, wo sein Standpunkt Individualität, Wirklichkeit, bestimmtes Dasein der Charaktere ist, muß auch die umgebende Welt aus diesem Standpunkte erscheinen. Und [daß] die umgebenden Gegen-

stande aus diesem Standpunkte eben in jener Genauigkeit erscheinen, erfahren wir an uns selbst, so oft wir in unserer eigenen gewöhnlichsten Stimmung ungestört bei den Umständen gegenwärtig sind, in denen wir selber leben.

Ich wünschte noch manches hinzuzusetzen, wenn ich nicht auszuschweifen fürchtete. Ich setze nur noch hinzu, daß diese Ausführlichkeit in den dargestellten Umständen bloß Widerschein der Charaktere ist, insofern sie Individuen überhaupt und noch nicht näher bestimmt sind. Das Umgebende kann noch auf eine andere Art den Charakteren angepaßt werden. In der Iliade teilt sich zuletzt die Individualität des Achill, die freilich auch dafür geschaffen ist, mehr oder weniger allem und jedem mit, was ihn umgibt, und nicht bloß den Umständen, auch den Charakteren. Bei den Kampfspielen, die dem toten Patroklos zu Ehren angestellt [werden], tragen merklicher und unmerklicher die übrigen Helden des griechischen Heeres fast alle seine Farbe, und endlich scheint sich der alte Priamus in allem seinem Leide noch vor dem Heroen, der doch sein Feind war, zu verjüngen.

Aber man siehet leicht, daß dies letztere schon über den natürlichen Ton hinausgeht, so wie er bis jetzt beschrieben worden ist, in seiner bloßen Eigentümlichkeit.

In dieser wirkt [er] dann allerdings schon günstig auf uns durch seine Ausführlichkeit, seinen stetigen Wechsel, seine Wirklichkeit. . .

DER GESICHTSPUNKT, AUS DEM WIR DAS ALTERTUM ANZUSEHEN HABEN

Wir träumen von Bildung, Frömmigkeit pp. und haben gar keine, sie ist angenommen – wir traumen von Originalität und Selbständigkeit, wir glauben lauter Neues zu sagen, und alles dies ist doch Reaktion, gleichsam eine milde Rache gegen die Knechtschaft, womit [wir] uns verhalten haben gegen das Altertum. Es scheint wirklich fast keine andere Wahl offen zu sein, [als] erdrückt zu werden von Angenommenem und Positivem oder mit gewaltsamer Anmaßung sich gegen alles Erlernte, Gegebene, Positive als lebendige Kraft entgegenzusetzen. Das Schwerste dabei scheint, daß das Altertum ganz unserem ursprünglichen Triebe entgegenzusein scheint, der darauf geht, das Ungebildete zu bilden, das Ursprüngliche, Natürliche zu vervollkommen, so daß der zur Kunst geborene Mensch natürlicherweise und überall sich lieber mehr das Rohe, Ungelehrte, Kindliche holt, als einen gebildeten Stoff, wo ihm, der bilden will, schon vorgearbeitet ist. Und was allgemeiner Grund vom Untergang aller Völker war, nämlich, daß ihre Originalität, ihre eigene lebendige Natur erlag unter den positiven Formen, unter dem Luxus, den ihre Väter hervorgebracht hatten¹, das scheint auch unser Schicksal zu sein, nur in größerem Maße, indem eine fast grenzenlose Vorwelt, die wir entweder durch Unterricht [oder] durch Erfahrung innwerden, auf uns wirkt und drückt². Von der andern Seite scheint nichts günstiger zu sein, als gerade diese Umstände, in denen wir uns befinden.

Es ist nämlich ein Unterschied, ob jener Bildungstrieb blind wirkt, oder mit Bewußtsein, ob er weiß,

¹ Beispiele lebhaft dargestellt.

² Ausführung.

woraus er hervorging und wohin er strebt. Denn dies ist der einzige Fehler der Menschen, daß ihr Bildungstrieb sich verirrt, eine falsche, überhaupt unwürdige Richtung nimmt, oder doch seine eigentümliche Stelle verfehlt, oder, wenn er diese gefunden hat, auf halbem Wege, bei den Mitteln, die ihn zu seinem Zwecke führen sollten, stehenbleibt¹. Daß dieses in hohem Grade weniger geschehe², wird dadurch gesichert, daß wir wissen, wovon und worauf jener Bildungstrieb überhaupt ausgehe, daß wir die wesentlichsten Richtungen kennen, in denen er seinem Ziele entgegengeht, daß uns auch die Umwege oder Abwege, die er nehmen kann, nicht unbekannt sind, daß wir alles, was vor und um uns aus jenem Triebe hervorgegangen ist, betrachten als aus dem gemeinschaftlichen ursprünglichen Grunde hervorgegangen, woraus er mit seinen Produkten überall hervorgeht, daß wir die wesentlichsten Richtungen, die er vor und um uns nahm, auch seine Verirrungen um uns her erkennen, und nun, aus demselben Grunde, den wir, lebendig und überall gleich, als den Ursprung alles Bildungstribs annehmen, unsere eigene Richtung uns vorsetzen, die bestimmt wird durch die vorhergegangenen reinen und unreinen Richtungen, die wir aus Einsicht nicht wiederholen³, so daß wir im Urgrunde aller Werke und Taten der Menschen uns gleich und einig fühlen mit allen, sie seien so groß oder so klein, aber in der besonderen Richtung⁴, die wir nehmen...

¹ Beispiele lebhaft.

² Vorzüglich ins Auge zu fassen!

³ Die reinen Richtungen wiederholen wir nicht, weil...

⁴ Unsere besondere Richtung: Handeln. Reaktion gegen positives Beleben des Toten durch reelle Wechselvereinigung desselben.

ÜBER DIE RELIGION

Du fragst mich, wenn auch die Menschen, ihrer Natur nach sich über die Not erheben, und so in einer mannigfaltigeren und innigeren Beziehung mit ihrer Welt sich befinden, wenn sie auch, inwieweit sie sich über die physische und moralische Notdurft erheben, immer ein menschlich höheres Leben leben, und so in einem höheren mehr als mechanischen Zusammenhang leben, daß ein höheres Geschick zwischen [ihnen] und ihrer Welt sei, wenn auch wirklich dieser höhere Zusammenhang ihnen ihr Heiligstes sei, weil sie in ihm sich selbst und ihre Welt und alles, was sie haben und sehnen, vereinigt fühlen, warum sie sich den Zusammenhang zwischen [sich] und ihrer Welt gerade vorstellen, warum sie sich eine Idee oder ein Bild machen müssen, von ihrem Geschick, das sich genauer betrachtet weder recht denken ließe, noch auch vor den Sinnen liege?

So fragst du mich, und ich kann dir nur soviel darauf antworten, daß der Mensch auch insofern sich über die Not erhebt, als er sich seines Geschicks erinnert, daß er für sein Leben dankbar sein kann und mag, daß er seinen durchgängigen Zusammenhang mit dem Elemente, in dem er sich regt, auch durchgängiger empfindet, daß er, indem [er] sich in seiner Wirksamkeit und den damit verbundenen Erfahrungen über die Not erhebt, auch eine unendlichere, durchgängigere Befriedigung erfährt, als die Befriedigung der Notdurft ist; wenn anders seine Tätigkeit rechter Art, nicht für ihn, für seine Kräfte und seine Geschicklichkeit zu weit aussehend, zu unruhig, zu unbestimmt, von der andern Seite nicht zu ängstlich, zu eingeschränkt, zu mäßig ist. Greift es aber der Mensch nur recht an, so gibt es für ihn in jeder ihm eigentümlichen Sphäre ein mehr als not-

dürftiges, ein höheres Leben, also eine mehr als notdürftige, eine unendlichere Befriedigung. So wie eine jede Befriedigung ein momentaner Stillstand des wirklichen Lebens ist, so ist es auch eine solche unendlichere Befriedigung, nur mit diesem großen Unterschiede, daß auf die Befriedigung der Notdurft eine negative erfolgt, wie z. B. die Tiere gewöhnlich schlafen, wenn sie satt sind, auf eine unendlichere Befriedigung aber zwar auch ein Stillstand des wirklichen Lebens, aber daß dieses ein Leben im Geiste erfolgt, und daß die Kraft des Menschen das wirkliche Leben, das ihm die Befriedigung gab, im Geiste wiederholt, (bis ihn die dieser geistigen Wiederholung eigentümliche Vollkommenheit und Unvollkommenheit wieder ins wirkliche Leben treibt). Ich sage, jener unendlichere, mehr als notdürftige Zusammenhang, jenes höhere Geschick, das der Mensch in seinem Elemente erfahre, werde auch unendlicher von ihm empfangen, befriedige ihn unendlicher, und aus dieser Befriedigung gehe das geistige Leben hervor, wo er gleichsam sein wirkliches Leben wiederhole. Insofern aber ein höherer, unendlicher Zusammenhang zwischen ihm und seinem Elemente ist, in seinem wirklichen Leben, kann dieser weder bloß in Gedanken, noch bloß im Gedachten wiederholt werden. Denn der bloße Gedanke, so edel er ist, kann doch nur den notwendigen Zusammenhang, nur die unverbrüchlichen, allgültigen, unentbehrlichen Gesetze des Lebens wiederholen, und in eben dem Grade, in welchem [er] sich über dieses ihm eigentümliche Gebiet hinaus und den innigeren Zusammenhang des Lebens zu denken wagt, verleugnet er auch seinen eigentümlichen Charakter, der darin besteht, daß er nicht bloß im einzelnen Falle, sondern jedem Falle, unter allen Umständen richtig ist, daß er ohne besondere Beispiele eingesehen und bewiesen werden kann. Jene unendlicheren mehr als notwendigen Beziehungen des Lebens können zwar auch gedacht, aber nur nicht bloß gedacht werden; der Gedanke erschöpft sie nicht,

und wenn es höhere Gesetze gibt, die jenen unendlichen Zusammenhang des Lebens bestimmen, wenn es ungeschriebene göttliche Gesetze gibt, von denen Antigone spricht, als sie, trotz des öffentlichen strengen Verbots, ihren Bruder begraben hatte, – und es muß wohl solche geben, wenn jener höhere Zusammenhang keine Schwärmerei ist – ich sage, wenn es solche gibt, so sind sie, insofern sie bloß für [sich] und nicht im Leben begriffen gedacht werden, vorgestellt werden, unzulänglich, einmal weil jede Abstraktion in eben dem Grade, in welchem der Zusammenhang des Lebens unendlicher, die Tätigkeit und ihr Element, die Verfahrungsart und die Sphäre, in der sie beobachtet wird, also das Gesetz und die besondere Welt, in der es ausgeübt wird, unendlich verbunden ist und schon deswegen das Gesetz, wenn es auch gleich ein für gesittete Menschen allgemeines wäre, doch niemals ohne einen besonderen Fall, niemals abstrakt gedacht werden konnte, wenn man ihm nicht seine Eigentümlichkeit, seine innige Verbundenheit mit der Sphäre, in der es ausgeübt wird, nehmen wollte. Und dann sind die Gesetze des unendlichen Zusammenhangs, in dem sich der Mensch mit seiner Sphäre befinden kann, doch immer nur die Bedingungen, um jenen Zusammenhang möglich zu machen, und nicht der Zusammenhang selbst.

Also kann dieser höhere Zusammenhang nicht bloß im Gedanken wiederholt werden. So kann man von den Pflichten der Liebe und Freundschaft und Verwandtschaft von den Pflichten der Hospitalität, von der Pflicht, großmütig gegen Feinde zu sein, man kann von dem sprechen, was sich für die oder jene Lebensweise, für den oder jenen Stand, für dies oder jenes Alter oder Geschlecht schicke, und nicht schicke, und wir haben wirklich aus den feinern, unendlichen Beziehungen des Lebens zum Teil eine arrogante Moral, zum Teil eine eitle Etikette oder auch eine schale Bestimmungsmaßregel gemacht und glauben uns mit unsern eisernen Begriffen aufgeklärter, als die Alten, die

jene zarten Verhältnisse als religiöse, das heißt, als solche Verhältnisse betrachteten, die man nicht sowohl an und für sich als aus dem Geiste betrachten müsse, der in der Sphäre herrsche, in der jene Verhältnisse stattfinden¹.

Und dies ist eben die höhere Aufklärung, als [die unsrige]. Jene zarten und unendlichen Verhältnisse müssen also aus dem Geiste betrachtet werden, der in der Sphäre herrscht, in dem sie stattfinden. Dieser Geist aber, dieser unendlichere Zusammenhang, selbst. . .

. . . halten muß, und diesen und nichts anders meint und muß er meinen, wenn er von einer Gottheit redet, und von Herzen und nicht aus einem dienstbaren Gedächtnis oder aus Profession spricht. Der Beweis liegt in wenigen Worten: Weder aus sich selbst allein, noch einzig aus den Gegenständen, die ihn umgeben, kann der Mensch erfahren, daß mehr als Maschinen- gang, daß ein Geist, ein Gott ist in der Welt, aber wohl in einer lebendigeren, über die Notdurft erhabenen Beziehung, in der [er] stehet mit dem, was ihn umgibt.

Und jeder hätte demnach seinen eigenen Gott, insofern jeder seine eigene Sphäre hat, in der er wirkt und die [er] erfährt, und nur insofern mehrere Menschen eine gemeinschaftliche Sphäre haben, in der sie menschlich, d. h. über die Notdurft erhaben wirken und leiden, nur insofern haben sie eine gemeinschaftliche Gottheit; und wenn [es] eine Sphäre gibt, in der alle Menschen zugleich leben, und mit der sie in mehr als notdürftiger Beziehung sich fühlen, dann, aber auch nur insofern, haben sie alle eine gemeinschaftliche Gottheit.

¹ Weitere Ausführung: inwiefern hatten sie Recht? Und sie hatten darum Recht, weil, wie wir schon gesehen haben, in eben dem Grade, in welchem sich die Verhältnisse über das physisch und moralisch Notwendige erheben, die Verfahrungsart und ihr Element auch unzertrennlicher verbunden sind, die in der Form und Art bestimmter Grenzen (?) absolut gedacht werden können.

Es muß aber hierbei nicht vergessen werden, daß der Mensch sich wohl auch in die Lage des andern versetzen, daß er die Sphäre des andern zu seiner eigenen Sphäre machen kann, daß es also dem einen natürlicherweise nicht so schwer fallen kann, die Empfindungsweise zu billigen von Gottlichem, die sich aus den besondern Beziehungen bildet, in denen jeder mit der Welt steht, wenn anders jene Vorstellung nicht aus einem leidenschaftlichen, übermutigen oder knechtischen Leben hervorgegangen ist, woraus dann immer auch eine gleich notdürftige, leidenschaftliche Vorstellung von dem Geiste, der in diesem Leben herrsche, sich bildet, so daß dieser Geist immer die Gestalt des Tyrannen oder des Knechts trägt. Aber auch in einem beschränkten Leben kann der Mensch unendlich leben, und auch die beschränkte Vorstellung einer Gottheit, die aus seinem Leben für ihn hervorgeht, kann eine unendliche sein¹.

Also, wie einer die beschränkte aber reine Lebensweise des andern billigen kann, so kann er auch die beschränkte aber reine Vorstellungsweise billigen, die der andere von Göttlichem hat. Es ist im Gegenteil Bedürfnis der Menschen, solange sie nicht gekrankt und geärgert, nicht gedrückt und nicht empört in gerechtem oder ungerechtem Kampfe begriffen sind, ihre verschiedenen Vorstellungsarten von Gottlichem eben wie die übrigen Interessen sich einander zuzugesellen, und so der Beschränktheit, die jede einzelne Vorstellungsart hat und haben muß, ihre Freiheit zu geben, indem sie in einem harmonischen Ganzen von Vorstellungsarten begriffen ist, und zugleich, eben, weil in jeder besondern Vorstellungsart auch die Bedeutung der besonderen Lebensweise liegt, die jeder hat, der notwendigen Beschränktheit dieser Lebensweise ihre Freiheit zu geben, indem sie in einem harmonischen Ganzen von Lebensweisen begriffen ist.

¹ Ausführung.

... d. h. solche sind, wo die Menschen, die in ihnen stehen, insofern wohl ohne einander isoliert bestehen können, und daß diese Rechtsverhältnisse erst durch ihre Störung positiv werden, d. h. daß diese Störung kein Unterlassen, sondern eine Gewalttat ist, und ebenso wieder durch Gewalt und Zwang gehindert und beschränkt wird, daß also auch die Gesetze jener Verhältnisse an sich negativ, und nur unter Voraussetzung ihrer Übertretung positiv sind; da hingegen jene freieren Verhältnisse, solange sie sind, was sie sind, ungestört bestehen.

Winke zur Fortsetzung

Unterschied religiöser Verhältnisse von intellektualen, moralischen, rechtlichen Verhältnissen einesteils, und von physischen, mechanischen, historischen Verhältnissen andernteils, so daß die religiösen Verhältnisse einesteils in ihren Teilen die Persönlichkeit, die Selbständigkeit, die gegenseitige Beschränkung, das negative gleiche Nebeneinandersein der intellektualen Verhältnisse, andernteils den innigen Zusammenhang, das Gegebensein des einen zum andern, die Unzertrennlichkeit in ihren Teilen haben, welche die Teile eines physischen Verhältnisses charakterisiert, so daß die religiösen Verhältnisse in ihrer Vorstellung weder intellektuell noch historisch, sondern intellektuell historisch, d. h. mythisch sind, sowohl was ihren Stoff als was ihren Vortrag betrifft. Sie werden also in Rücksicht des Stoffes weder bloß Ideen oder Begriffe oder Charaktere, noch auch bloße Begebenheiten, Tatsachen enthalten, auch nicht beedes getrennt, sondern beedes in Einem, (und zwar so, daß, wo die persönlichen Teile mehr Gewicht haben, Hauptpartien, der innere Gehalt sind, der äußere Gehalt geschichtlich sein wird (epische Mythe), und wo die Begebenheit Hauptpartie ist, innerer Gehalt, der äußere Gehalt persönlicher sein wird (dramatische Mythe), nur muß nicht vergessen werden, daß sowohl

die persönlichen Teile als die geschichtlichen immer nur Nebenteile sind, im Verhältnis zur eigentlichen Hauptpartie, zu dem Gott der Mythe. Das Lyrischmythische ist noch zu bestimmen.

So auch der Vortrag der Mythe. Ihre Teile werden einerseits so zusammengestellt, daß durch ihre durchgängig gegenseitige schickliche Beschränkung keiner zu sehr hervorspringt und jeder einen gewissen Grad von Selbständigkeit eben dadurch erhält, und insofern wird der Vortrag einen intellektualen Charakter tragen; anderseits werden sie, indem jeder Teil etwas weitergeht, als nötig ist, eben dadurch jene Unzertrennlichkeit erhalten, die sonst nur den Teilen eines physischen, mechanischen Verhältnisses eigen ist.

So wäre alle Religion ihrem Wesen nach poetisch.

Hier kann nun noch gesprochen werden über die Vereinigung mehrerer zu einer Religion, wo jeder seinen Gott und alle einen gemeinschaftlichen in dichterischen Vorstellungen ehren, wo jeder sein höheres Leben und alle ein gemeinschaftliches höheres Leben, die Feier des Lebens mythisch feiern.

Ferner konnte noch gesprochen werden von Religionsstiftern und von Priestern, was sie aus diesem Gesichtspunkte sind; jene die Religionsstifter (wenn es nicht die Vater einer Familie sind, die das Geschäft und Geschick derselben forterbt), wenn sie einem...

ÜBER DEN UNTERSCHIED DER DICHTUNGSARTEN

Das lyrische, dem Schein nach idealische Gedicht ist in seiner Bedeutung naiv. Es ist eine fortgehende Metapher Eines Gefühls.

Das epische, dem Schein nach naive Gedicht ist in seiner Bedeutung heroisch. Es ist die Metapher großer Bestrebungen.

Das tragische, dem Schein nach heroische Gedicht ist in seiner Bedeutung idealisch. Es ist die Metapher einer intellektuellen Anschauung.

Das lyrische Gedicht ist [in] seiner Grundstimmung das sinnlichere, indem diese eine Einigkeit enthält, die am leichtesten sich gibt, eben darum strebt [es] im äußern Schein nicht so wohl nach Wirklichkeit und Heiterkeit und Anmut, es gehet der sinnlichen Verknüpfung und Darstellung so sehr aus dem Wege, (weil der reine Grundton eben dahin sich neigen möchte) daß sie in ihren Bildungen und der Zusammenstellung derselben gerne wunderbar und übersinnlich ist; und die heroischen energischen Dissonanzen, wo sie weder ihre Wirklichkeit, ihr Lebendiges, wie im idealischen Bilde, noch ihre Tendenz zur Erhebung, wie [im] unmittelbareren Ausdruck verliert, diese energischen heroischen Dissonanzen, die Erhebung und Leben vereinigen, sind die Auflösung des Widerspruchs, in den sie gerät, indem sie von einer Seite nicht ins Sinnliche fallen, von der andern ihren Grundton, das innige Leben, nicht verleugnen kann und will. Ist ihr Grundton jedoch heroischer, gehaltreicher, wie z. B. [in] der einen Pindarischen Hymne an den Fechter Diagoras, hat er also an Innigkeit weniger zu verlieren, so fängt [sie] naiv an, ist er idealischer, dem Kunstcharakter, dem uneigentlichen Tone verwandter, hat [er] also

an Leben weniger zu verlieren, so fangt sie heroisch an, ist er am innigsten, hat er an Gehalt, noch mehr aber an Erhebung, Reinheit des Gehalts zu verlieren, so fangt sie idealisch an.

Im lyrischen Gedichte fällt der Nachdruck auf die unmittelbarere Empfindungssprache, auf das Innigste, das Verweilen, die Haltung auf das Heroische, die Richtung auf das Idealische zu.

Das epische, dem äußern Scheine nach naive Gedicht ist in seiner Grundstimmung das pathetischere, das heroischere (?), aorgischere; es strebt deswegen in seiner Ausführung, seinem Kunstcharakter nicht sowohl nach Energie und Bewegung und Leben als nach Präzision und Ruhe und Bildlichkeit. Der Gegensatz seiner Grundstimmung mit seinem Kunstcharakter, seines eigentlichen Tons mit seinem uneigentlichen, metaphorischen lost sich im Idealischen auf, wo es von einer Seite nicht so viel an Leben verliert, wie in seinem engbegrenzten Kunstcharakter, noch an Moderation so viel, wie bei der unmittelbareren Äußerung seines Grundtones. Ist sein Grundton, der wohl auch verschiedener Stimmung sein kann, idealischer, hat er weniger an Leben zu verlieren und hingegen mehr Anlage zur Organisation, Ganzheit, so kann das Gedicht mit seinem Grundtone, dem heroischen, anfangen – *μηνιν ἀειδε θεα* – und heroischepisch sein. Hat der energische Grundton weniger idealische Anlage, hingegen mehr Verwandtschaft mit [dem] Kunstcharakter, welcher der naive ist, so fängt er idealisch an; hat der Grundton seinen eigentlichen Charakter so sehr, daß er darüber an Anlage zum Idealen, noch mehr aber zur Naivität verlieren muß, so fängt er naiv an. (Wenn das, was den Grundton und den Kunstcharakter eines Gedichts vereinigt und vermittelt, der Geist des Gedichts ist, und dieser am meisten gehalten werden muß, und dieser Geist im epischen Gedichte das Idealische ist, so muß [das] epische Gedicht bei diesem am meisten verweilen, da hingegen auf den Grundton, der hier der energische ist, am meisten Nachdruck, und auf das Naive, als

den Kunstcharakter, die Richtung fallen, und alles darin sich konzentrieren, und darin sich auszeichnen und individualisieren (muß).

Das tragische, in seinem äußeren Scheine heroische Gedicht ist, seinem Grundtone nach, idealisch, und allen Werken dieser Art muß eine intellektuale Anschauung zugrunde liegen, welche keine andere sein kann als jene Einigkeit mit allem, was lebt, die zwar von dem beschränkteren Gemüte nicht gefühlt, die in seinen höchsten Bestrebungen nur geahndet, aber vom Geiste erkannt werden kann, und aus der Unmöglichkeit einer absoluten Trennung und Vereinzelung hervorgeht, und am leichtesten sich ausspricht dadurch, daß man sagt, die wirkliche Trennung und mit ihr alles wirklich Materielle, Vergängliche, so auch die Verbindung und mit ihr alles wirklich Geistige, Bleibende, das Objektive als solches, so auch das Subjektive als solches, seien nur ein Zustand des Ursprünglichen, in dem es sich befinde, weil es aus sich herausgehen müsse, des Stillstands wegen, der darum in ihm nicht stattfinden könne, weil die Art der Vereinigung in ihm nicht immer dieselbe bleiben dürfe, der Materie nach, weil die Teile des Einigen nicht immer in derselben naheren und entfernteren Beziehung bleiben dürfen, damit alles allem begegne, und jeden ihr ganzes Recht, ihr ganzes Maß von Leben werde, und jeder Teil im Fortgang dem Ganzen gleich sei an Vollständigkeit, das Ganze hingegen im Fortgang den Teilen gleich werde [an] Bestimmtheit, jene an Inhalt gewinnen, dieses an Innigkeit, jene an Leben, dieses an Lebhaftigkeit, jenes im Fortgange mehr sich fühle, diese im Fortgang sich mehr erfüllen; denn es ist ewiges Gesetz, daß das gehaltreiche Ganze in seiner Einigkeit nicht mit der Bestimmtheit und Lebhaftigkeit sich fühlt, nicht in dieser sinnlichen Einheit, in welcher seine Teile, die auch ein Ganzes, nur leichter verbunden sind, sich fühlen, so daß man sagen kann, wenn die Lebhaftigkeit, Bestimmtheit, Einheit der Teile,

wo sich ihre Ganzheit fühlt, die Grenze für diese übersteige, und zum Leiden, und möglichst absoluter Entschiedenheit und Vereinzelung werde, dann fühle das Ganze in diesen Teilen sich erst so lebhaft und bestimmt, wie jene sich in einem ruhigen aber auch bewegten Zustande, in ihrer beschränkteren Ganzheit fühlen, (wie z. B. die lyrische (individuellere) Stimmung ist, wo die individuelle Welt in ihrem vollendetsten Leben und reinsten Einheit sich aufzulösen strebt, und in dem Punkte, wo sie sich individualisiert, in dem Teile, worin ihre Teile zusammenlaufen, zu vergehen scheint, im innigsten Gefühle, wie da erst die individuelle Welt in ihrer Ganzheit sich fühlt, wie da erst, wo sich Fühlender und Gefuhltes scheiden wollen, die individuellere Einigkeit am lebhaftesten und bestimmtesten gegenwärtig ist, und widertönt). Die Fühlbarkeit des Ganzen schreitet also in eben dem Grade und Verhältnisse fort, in welchem die Trennung in den Teilen und in ihrem Zentrum, worin die Teile und das Ganze am fühlbarsten sind, fortschreitet. Die in der intellektualen Anschauung vorhandene Einigkeit versinnlichtet sich in eben dem Maße, in welchem [sie] aus sich herausgeht, in welchem die Trennung ihrer Teile stattfindet, die denn auch nur darum sich trennen, weil sie sich zu einig fühlen, wenn sie im Ganzen dem Mittelpunkte näher sind, oder weil sie sich nicht einig genug fühlen der Vollständigkeit nach, wenn sie Nebenteile sind, vom Mittelpunkte entfernter liegen, oder der Lebhaftigkeit nach, wenn sie weder Nebenteile im genannten Sinne, noch wesentliche Teile im genannten Sinne sind, sondern weil [sie] noch nicht gewordene, weil sie erst teilbare Teile sind. – Und hier, im Übermaß des Geistes in der Einigkeit und seinem Streben nach Materialität, im Streben des teilbaren Unendlichen, Aorgischern, in welchem alles organischere enthalten sein muß, weil alles bestimmter und notwendiger vorhandene ein Unbestimmteres, unnötiger Vorhandenes notwendig macht, in diesem Streben des teil-

baren unendlichen nach Trennung, welches sich im Zustande der höchsten Einigkeit alles organischen [den] in dieser enthaltenen Teilen mitteilt, in dieser notwendigen Willkür des Zeus liegt eigentlich der ideale Anfang der wirklichen Trennung.

Von diesem [geht sie fort bis dahin, wo die Teile in ihrer äußersten Spannung sind, wo diese sich am stärksten widerstreben. Von diesem] Widerstreit geht sie wieder in sich selbst zurück, nämlich dahin, wo die Teile, wenigstens die ursprünglich innigsten, in ihrer Besonderheit, als diese Teile in dieser Stelle des Ganzen sich aufheben, und eine neue Einigkeit entsteht. Der Übergang von der ersten zur zweiten ist wohl eben jene höchste Spannung des Widerstreits. Und der Ausgang bis zu ihm unterscheidet sich vom Rückgang (dadurch), daß der erste ideeller, der zweite realer ist, daß im ersten das Motiv ideal bestimmend reflektiert, mehr aus dem Ganzen als individuell ist pp., im zweiten aus Leidenschaft und den Individuen hervorgegangen ist.

Dieser Grundton¹ ist weniger lebhaft als der lyrische, individuellere. Deswegen ist er auch, weil er universeller und der universellste ist, . . .

¹ Ist im Grundton des tragischen Gedichts mehr Anlage zur Reflexion und Empfindung zu seinem mittleren Charakter, hingegen weniger Anlage zur Darstellung, weniger irdisches Element, so fängt es fuglich vom idealischen Grundton an, wie es denn natürlich, daß ein Gedicht, dessen Bedeutung tiefer, und dessen Haltung und Spannung und Bewegkraft starker und zarter, sich in seiner sprechendsten Äußerung so schnell und leicht nicht zeigt, wie wenn die Bedeutung und die Motive der Äußerung näher liegen, sinnlicher sind.

Ist die intellektuelle Anschauung subjektiver, und geht die Trennung vorzüglich von den konzentrierenden Teilen aus, wie bei der Antigone, so ist der Stil lyrisch, geht sie mehr von den Nebenteilen aus und ist objektiv, so ist er episch, geht sie von dem höchsten Trennbaren, von Zeus aus, wie bei Ödipus, so ist er tragisch.

Naives Gedicht.

Grundton: Leidenschaft pp. vermittelt der Phantasie

Sprache: Empfindung Leidenschaft Phantasie Empfindung Leidenschaft
Phantasie Empfindung

vermittelt der Phantasie

Wirkung: Leidenschaft Phantasie Empfindung Leidenschaft Phantasie
Empfindung Leidenschaft

Energisches Gedicht.

Grundton: Phantasie pp. vermittelt der Empfindung

Sprache: Leidenschaft Phantasie Empfindung Leidenschaft
Phantasie Empfindung Leidenschaft

vorz. vermittelt der Empfindung

Die Empfindung spricht im Gedichte idealisch, die Leidenschaft naiv, die Phantasie energisch.

So wirkt auch wieder das Idealische im Gedichte auf die Empfindung (vermittelt der Leidenschaft), das Naive auf die Leidenschaft (vermittelt der Phantasie), das Energische auf die Phantasie (vermittelt der Empfindung).

In jeder Dichtart, der epischen, tragischen und lyrischen, wird ein stoffreicherer Grundton im naiven, ein intensiverer, empfindungsvollerer im idealischen, ein geistreicherer im energischen Stile sich äußern; denn wenn im geistreicheren Grundton die Trennung vom Unendlichen aus geschieht, so muß sie zuerst auf die konzentrierenden Teile oder auf das Zentrum wirken, sie muß diesen mitteilen, und insofern die Trennung eine empfangene ist, so kann sie sich nicht bildend, nicht ihr eigenes Ganze reproduzierend äußern, sie kann nur reagieren, und dies ist der energische Anfang; durch sie erst reagiert der entgegengesetzte Hauptteil, den die ursprüngliche Trennung auch traf, der aber als der empfanglichere sie so schnell nicht wiedergab, und nun erst reagierte; durch die Wirkung und Gegenwirkung der Hauptteile werden die Nebenteile, die auch durch die ursprüngliche Trennung ergriffen waren, aber nur bis zum Streben nach Veränderung, nie bis zur wirklichen Äußerung ergriffen, durch diese Äußerung der Hauptteile pp., bis das ursprünglich Trennende zu seiner volligen Äußerung gekommen ist.

Gehet die Trennung vom Zentrum aus, so geschieht es entweder durch den empfanglicheren Hauptteil; denn dann reproduziert sich dieser im idealischen Bilde, die Trennung teilt. . .

Wirkung: Phantasie Empfindung Leidenschaft Phantasie
 Empfindung Leidenschaft Phantasie

Idealisches Gedicht.

Grundton: Empfindung pp. vermittelt der Leidenschaft

Sprache: Phantasie Empfindung Leidenschaft Phantasie
 Empfindung Leidenschaft Phantasie

vorz. vermittelt der Leidenschaft

[Wirkung] Empfindung Leidenschaft Phantasie Empfindung
 Leidenschaft Phantasie Empfindung

Phantasie Leidenschaft Empfindung Phantasie Leidenschaft
 Empfindung Phantasie

vermittelt der Empfindung

Empfindung Phantasie Leidenschaft Empfindung
 Phantasie Leidenschaft Empfindung

Stil des Lieds Diotima.

KÜRZERE FRAGMENTE ÜBER DIE DICHTUNGSARTEN

Der tragische Dichter tut wohl, den lyrischen, der lyrische den epischen, der epische den tragischen zu studieren; denn im tragischen liegt die Vollendung des epischen, im lyrischen die Vollendung des tragischen, im epischen die Vollendung des lyrischen. Denn wenn schon die Vollendung von allen ein vermischter Ausdruck von allen ist, so ist doch nur eine der drei Seiten in jedem die hervorstechendste.



Der Ausdruck, das Gewöhnliche des Gedichts, bleibt sich immer gleich, und wenn jede der verschiedenen Partien in sich selbst verschieden ist, so ist das erste in jeder Partie gleich dem ersten der andern, das zweite jeder Partie gleich dem zweiten der andern, das dritte jeder Partie gleich dem dritten der andern. Der Stil, das...



Die Bedeutung der Tragödien ist am leichtesten aus dem Paradoxon zu begreifen. Denn alles Ursprüngliche, weil alles Vermögen gerecht und gleich geteilt ist, erscheint zwar nicht in ursprünglicher Stärke, sondern eigentlich nur in seiner Schwäche, so daß recht eigentlich das Lebenslicht und die Erscheinung der Schwäche jedes Ganzen angehört. Im Tragischen nun ist das Zeichen an sich selbst unbedeutend, wirkungslos, aber das Ursprüngliche ist gerade heraus; eigentlich nämlich kann das Ursprüngliche nur in seiner Schwäche erscheinen, insofern aber das Zeichen an sich selbst als unbedeutend = O gesetzt wird,

kann auch das Ursprüngliche, der verborgene Grund jeder Natur sich darstellen. Stellt die Natur in ihrer schwachsten Gabe sich eigentlich dar, so ist das Zeichen, wenn sie sich in ihrer stärksten Gabe darstellt = O.

★

Löst sich nicht die idealische Katastrophe, dadurch daß der natürliche Anfangston zum Ge[gen]satze wird ins Heroische auf? Löst sich nicht die natürliche Katastrophe dadurch, daß der heroische Anfangston zum Gegensatze wird, ins Idealische auf? Löst sich nicht die heroische Katastrophe, dadurch, daß der idealische Anfangston zum Gegensatze wird, ins Natürliche auf?

Wohl für das epische Gedicht. Das tragische Gedicht gehet um einen Ton weiter, das lyrische gebraucht diesen Ton als Gegensatz und kehrt auf diese Art, bei jedem Stil, in seinen Anfangston zurück, oder: das epische Gedicht hört mit seinem anfänglichen Gegensatz, das tragische mit dem Tone seiner Katastrophe, das lyrische mit sich selber auf, so daß das lyrische Ende ein naividealisches, das tragische ein idealischheroisches, das epische ein heroischnaives ist.

[Das Lyrische]	$\left\{ \begin{array}{c} \text{naiv} \\ \text{idealisch} \end{array} \right\}$	\times	$\left\{ \begin{array}{c} \text{heroisch} \\ \text{naiv} \end{array} \right\}$	\times	$\left\{ \begin{array}{c} \text{idealisch} \\ \text{heroisch} \end{array} \right\}$
Das Tragische	$\left\{ \begin{array}{c} \text{idealisch} \\ \text{heroisch} \end{array} \right\}$	\times	$\left\{ \begin{array}{c} \text{naiv} \\ \text{idealisch} \end{array} \right\}$	\times	$\left\{ \begin{array}{c} \text{heroisch} \\ \text{naiv} \end{array} \right\}$
Das Epische	$\left\{ \begin{array}{c} \text{heroisch} \\ \text{naiv} \end{array} \right\}$	\times	$\left\{ \begin{array}{c} \text{idealisch} \\ \text{heroisch} \end{array} \right\}$	\times	$\left\{ \begin{array}{c} \text{naiv} \\ \text{idealisch} \end{array} \right\}$

Lyrisch

naiv idealisch

heroisch idealisch,

heroisch idealisch -

heroisch naiv,

idealisch naiv,

idealisch heroisch

naiv heroisch

Tragisch
idealisch heroisch
naiv heroisch
naiv heroisch -

naiv idealisch
heroisch idealisch

heroisch naiv
idealisch naiv

Episch
heroisch naiv
idealisch naiv
idealisch naiv

idealisch heroisch
naiv heroisch

naiv idealisch
heroisch idealisch

ÜBER DIE VERFAHRUNGSWEISE DES POETISCHEN GEISTES

Wenn der Dichter einmal des Geistes mächtig ist, wenn er die gemeinschaftliche Seele, die allem gemein und jedem eigen ist, gefühlt und sich zugeeignet, sie festgehalten, sich ihrer versichert hat, wenn er ferner der freien Bewegung, des harmonischen Wechsels und Fortstrebens, worin der Geist sich in sich selber und in andern zu reproduzieren geneigt ist, wenn er des schonen, im Ideale des Geistes vorgezeichneten Progresses und seiner poetischen Folgerungsweise gewiß ist, wenn er eingesehen hat, daß ein notwendiger Widerstreit entstehe zwischen der ursprünglichsten Forderung des Geistes, die auf Gemeinschaft und einiges Zugleichsein aller Teile geht, und zwischen der anderen Forderung, welche ihm gebietet, aus sich herauszugehen, und in einem schonen Fortschritt und Wechsel sich in sich selbst und in anderen zu reproduzieren, wenn dieser Widerstreit ihn immer festhält und fortzieht auf dem Wege zur Ausführung; wenn er ferner eingesehen hat, daß einmal jene Gemeinschaft und Verwandtschaft aller Teile, jener geistige Gehalt gar nicht fühlbar wäre, wenn diese nicht [von] dem sinnlichen Gehalte dem Grade nach, auch den harmonischen Wechsel abgerechnet, auch bei der Gleichheit der geistigen Form (des Zugleich- und Beisammenseins) verschieden wäre, daß ferner jener harmonische Wechsel, jenes Fortstreben wieder nicht fühlbar und ein leeres leichtes Schattenspiel wäre, wenn die wechselnden Teile nicht auch bei der Verschiedenheit des sinnlichen Gehalts nicht in der sinnlichen Form sich unter dem Wechsel und Fortstreben gleich bleiben; wenn er eingesehen hat, daß jener Widerstreit zwischen geistigem Gehalt (zwischen der Verwandtschaft aller Teile) und geistiger Form (dem Wechsel aller Teile), zwischen dem Verweilen und Fortstreben des

Geistes, sich dadurch lose, daß eben beim Fortstreben des Geistes, beim Wechsel der geistigen Form die Form des Stoffes in allen Teilen identisch bleibe, und daß sie ebensoviel ersetze als von ursprünglicher Verwandtschaft und Einigkeit der Teile verloren werden muß im harmonischen Wechsel, daß sie den objektiven Gehalt ausmache im Gegensatze gegen die geistige Form, und dieser ihre vollige Bedeutung gebe, daß auf der anderen Seite der materielle Wechsel des Stoffes, der das Ewige des geistigen Gehalts begleitet, die Mannigfaltigkeit desselben die Forderungen des Geistes, die er in seinem Fortschritt macht, und die durch die Forderung der Einigkeit und Ewigkeit in jedem Momente aufgehalten sind, befriedige, daß eben dieser materielle Wechsel die objektive Form, die Gestalt ausmacht im Gegensatze gegen den geistigen Gehalt; wenn er eingesehen hat, daß andererseits der Widerstreit zwischen dem materiellen Wechsel und der materiellen Identität¹, dadurch gelöst werde,

¹ Materielle Identität? sie muß ursprünglich das im Stoffe sein, von dem materiellen Wechsel, was im Geiste die Einigkeit von dem idealischen Wechsel ist, sie muß der sinnliche Berührungspunkt aller Teile sein. Der Stoff muß nämlich auch, wie der Geist, vom Dichter zu eigen gemacht, und festgehalten werden mit freiem Interesse, wenn er einmal in seiner ganzen Anlage gegenwärtig ist, wenn der Eindruck, den er auf den Dichter gemacht, das erste Wohlgefallen, das auch zufällig sein könnte, untersucht, und als rezeptiv für die Behandlung des Geistes und wirksam, angemessen gefunden worden ist, für den Zweck, daß der Geist sich in sich selber und in anderen reproduziere, wenn er nach dieser Untersuchung wieder empfunden und in allen seinen Teilen wieder hervorgerufen und in einer noch unausgesprochenen, gefühlten Wirkung begriffen ist. Und diese Wirkung ist eigentlich die Identität des Stoffs, weil in ihr sich alle Teile konzentrieren. Aber sie ist unbestimmt gelassen, der Stoff ist noch unentwickelt. Er muß in allen seinen Teilen deutlich ausgesprochen, und eben hiedurch in der Lebhaftigkeit seines Totalindrucks geschwächt werden. Er muß dies, denn in der unausge-

daß der Verlust von materieller Identität (des geahndeten Total-
eindrucks) vom leidenschaftlichen, die Unterbrechung fliehenden
Fortschritt ersetzt wird durch den immer forttönenden alles
ausgleichenden geistigen Gehalt, und der Verlust an ma-
terieller Mannigfaltigkeit, der durch das schnellere Fortstreben
zum Hauptpunkt und Eindruck, durch diese materielle Identi-
tät entsteht, ersetzt wird durch die immer wechselnde idealische
geistige Form; wenn er eingesehen hat, wie umgekehrterweise
eben der Widerstreit zwischen geistigem ruhigem Gehalt und
geistiger wechselnder Form, soviel sie unvereinbar sind, so auch
der Widerstreit zwischen materiellem Wechsel und materiellem
identischem Fortstreben zum Hauptmoment, soviel sie un-
vereinbar sind, das eine wie das andere fühlbar macht; wenn
er endlich eingesehen hat, wie der Widerstreit des geistigen Ge-
halts und der idealischen Form einérseits, und des materiellen
Wechsels und identischen Fortstrebens andererseits sich ver-
einigen in den Ruhepunkten und Hauptmomenten, und soviel
sie in diesen nicht vereinbar sind, eben in diesen auch und eben
deswegen fühlbar und gefühlt werden; wenn er dieses eingesehen
hat, so kommt ihm alles an auf die Rezeptivität des Stoffs zum
idealischen Gehalt und zur idealischen Form. Ist er des einen
gewiß und mächtig wie des andern, der Rezeptivität des Stoffs
wie des Geistes, so kann es im Hauptmomente nicht fehlen.

sprochenen Wirkung ist er wohl dem Dichter, aber nicht anderen
gegenwärtig, überdies hat dies in der unausgesprochenen Wirkung
der Geist noch nicht wirklich reproduziert, sie gibt ihm nur die Fähig-
keit, die im Stoffe dazu liegt, zu erkennen, und ein Streben, die Re-
produktion zu realisieren. Der Stoff muß also verteilt, der Total-
eindruck muß aufgehalten und die Identität ein Fortstreben von
einem Punkt zum andern werden, wo dann der Totaleindruck sich
wohl also findet, daß der Anfangspunkt und Mittelpunkt und End-
punkt in der innigsten Beziehung stehen, so daß beim Beschlusse der
Endpunkt auf den Anfangspunkt und dieser auf den Mittelpunkt
zurückkehrt.

Wie muß nun der Stoff beschaffen sein, der für das Idealische, für seinen Gehalt, für die Metapher, und seine Form, den Übergang, vorzüglich rezeptiv ist?

Der Stoff ist entweder eine Reihe von Begebenheiten oder Anschauungen, Wirklichkeiten subjektiv oder objektiv zu beschreiben, zu malen, oder er ist eine Reihe von Bestrebungen, Vorstellungen, Gedanken oder Leidenschaften, Notwendigkeiten, subjektiv oder objektiv zu bezeichnen oder eine Reihe von Phantasien, Möglichkeiten subjektiver oder objektiver zu bilden¹. In allen drei Fällen muß er der idealischen Behandlung fähig sein, wenn nämlich ein echter Grund zu den Begebenheiten, zu den Anschauungen, die erzählt, beschrieben, oder zu den Gedanken und Leidenschaften, welche gezeichnet, oder zu den Phantasien, welche gebildet werden sollen, vorhanden ist, wenn die Begebenheiten oder Anschauungen hervorgehn aus rechten Bestrebungen, die Gedanken und Leidenschaften aus einer rechten Sache, die Phantasien aus schöner Empfindung. – Dieser Grund des Gedichts, seine Bedeutung, soll den Übergang bilden zwischen dem Ausdruck, dem Dargestellten, dem sinnlichen Stoffe, dem eigentlich Ausgesprochenen am Gedichte, und zwischen dem Geiste, der idealischen Behandlung. Die Bedeutung des Gedichts kann zweierlei heißen, so wie auch der Geist, das Idealische, wie auch der Stoff, die Darstellung, zweierlei heißen, nämlich insofern es angewandt oder unangewandt verstanden wird. Unangewandt sagen diese Worte nichts aus als die poetische Verfahrungsweise, wie sie genialisch und

¹ Ist die Empfindung Bedeutung, so ist [die] Darstellung bildlich, und [die] geistige Behandlung zeigt [sich] episodisch, wie es der idealische Moment ist. Ist die intellektuelle Anschauung Bedeutung, so ist der Ausdruck, das materielle leidenschaftlich, die geistige Behandlung zeigt sich mehr im Stil.

Ist die Bedeutung ein eigentlicherer Zweck, so ist der Ausdruck sinnlich, die freie Behandlung metaphorisch.

vom Urteile geleitet in jedem echt poetischen Geschäfte bemerkbar ist; angewandt bezeichnen jene Worte die Angemessenheit des jedesmaligen poetischen Wirkungskreises zu jener Verfahrungsweise, die Möglichkeit, die im Elemente liegt, jene Verfahrungsweise zu realisieren, so daß man sagen kann, im jedesmaligen Elemente liege objektiv und reell Idealisches dem Idealischen, Lebendiges dem Lebendigen, Individuelles dem Individuellen gegenüber, und es fragt sich nur, was unter diesem Wirkungskreise zu verstehen sei. Er ist das, worin und woran das jedesmalige poetische Geschäft und Verfahren sich realisiert, das Vehikel des Geistes, wodurch er sich in sich selbst und in andern reproduziert. An sich ist der Wirkungskreis größer als der poetische Geist, aber nicht für sich selber. Insofern [er] im Zusammenhange der Welt betrachtet wird, ist er größer; insofern er vom Dichter festgehalten und zugeeignet ist, ist er subordiniert. Er ist der Tendenz nach, dem Gehalte seines Strebens nach dem poetischen Geschäfte entgegen, und der Dichter wird nur zu leicht durch seinen Stoff irreführt, indem dieser aus dem Zusammenhange der lebendigen Welt genommen der poetischen Beschränkung widerstrebt, indem er dem Geiste nicht bloß als Vehikel dienen will, indem, wenn [er] auch recht gewählt ist, sein nächster und erster Fortschritt in Rücksicht auf ihn Gegensatz und Sporn ist in Rücksicht auf die dichterische Erfüllung, so daß sein zweiter Fortschritt zum Teil unerfüllt, zum Teil erfüllt werden muß pp.

Es muß sich aber zeigen, wie dieses Widerstreits ungeachtet, in dem der poetische Geist bei seinem Geschäfte mit dem jedesmaligen Elemente und Wirkungskreise steht, dieser dennoch jenen begünstige, und wie sich jener Widerstreit auflöse, wie in dem Elemente, das sich der Dichter zum Vehikel wählt, dennoch eine Rezeptivität für das poetische Geschäft liege, und wie [er] alle Forderungen, die ganze poetische Verfahrungsweise in ihrem Metaphorischen, ihrem Hyperbolischen und

ihrem – Charakter in sich realisiere in Wechselwirkung mit dem Elemente, das zwar in seiner anfanglichen Tendenz widerstrebt und gerade entgegengesetzt ist, aber im Mittelpunkte sich mit jenen vereinigt.

Zwischen dem Ausdrucke (der Darstellung) und der freien idealischen Behandlung liegt die Begründung und Bedeutung des Gedichts. Sie ist, die dem Gedichte seinen Ernst, seine Festigkeit, seine Wahrheit gibt, sie sichert das Gedicht davor, daß die freie idealische Behandlung nicht zur leeren Manier, und die Darstellung nicht zur Eitelkeit werde. Sie ist das Geistig-sinnliche, das Formalmaterielle des Gedichts; und wenn die idealische Behandlung in ihrer Metapher, ihrem Übergang, ihrer Episode mehr vereinigend ist, hingegen der Ausdruck, die Darstellung in ihren Charakteren, ihrer Leidenschaft, ihren Individualitäten mehr trennend, so steht die Bedeutung mitten inne zwischen beiden, sie zeichnet sich aus dadurch, daß sie sich selber überall entgegengesetzt ist: daß sie, statt daß der Geist alles der Form nach Entgegengesetzte vergleicht, alles Einige trennt, alles Freie festsetzt, alles Besondere verallgemeinert, weil nach ihr das Behandelte nicht bloß ein individuelles Ganzes, noch ein mit seinem Harmoniscentgegengesetzten zum Ganzen verbundenes Ganzes, sondern ein Ganzes überhaupt ist, und die Verbindung mit dem Harmoniscentgegengesetzten auch möglich durch ein der individuellen Tendenz, dem Gehalt nach, aber nicht der Form nach Entgegengesetztes; daß sie durch Entgegensetzung, durch das Berühren der Extreme vereinigt, indem diese sich nicht dem Gehalte nach, aber in der Richtung und [dem] Grade der Entgegensetzung vergleichbar sind, so daß sie auch das Widersprechendste vergleicht, und durchaus hyperbolisch ist, daß sie nicht fortschreitet durch Entgegensetzung in der Form, wo aber das erste dem zweiten dem Gehalte nach verwandt ist, sondern durch Entgegensetzung im Gehalt, wo aber das erste dem zweiten der Form nach gleich ist, so daß

naive und heroische und idealische Tendenz im Objekt ihrer Tendenz sich widersprechen, aber in der Form des Widerstreits und Strebens vergleichbar sind, und einig nach [dem] Gesetze der Tätigkeit, also einig im Allgemeinen, im Leben.

Eben dadurch, durch dieses hyperbolische Verfahren, nach welchem das Idealische, Harmoniscentgegengesetzte und Verbundene, nicht bloß als dieses, als schönes Leben, sondern auch als Leben überhaupt betrachtet, also auch [als] eines andern Zustandes fähig betrachtet wird, und zwar nicht eines andern harmoniscentgegengesetzten, sondern eines geradeentgegengesetzten, eines Äußersten, so daß dieser neue Zustand mit dem vorigen nur vergleichbar ist durch die Idee des Lebens überhaupt, – eben dadurch gibt der Dichter dem Idealischen einen Anfang, eine Richtung, eine Bedeutung; das Idealische in dieser Gestalt ist der subjektive Grund des Gedichts, von dem aus, auf den zurückgegangen wird, und da das innere idealische Leben in verschiedenen Stimmungen aufgefaßt, als Leben überhaupt als ein Allgemeineres, als ein Festsetzbares, als ein Trennbares betrachtet werden kann, so gibt es auch verschiedene Arten des subjektiven Begründens; entweder wird die idealische Stimmung als Empfindung aufgefaßt, dann ist sie der subjektive Grund des Gedichts, die Hauptstimmung des Dichters beim ganzen Geschehen, und eben weil sie als Empfindung festgehalten ist, wird sie durch dies Begründen als ein Verallgemeinbares (aufgefaßt), – oder sie wird als Streben festgesetzt, dann wird sie die Hauptstimmung des Dichters beim ganzen Geschehen, und daß sie als Streben festgesetzt ist, macht, daß sie als Erfüllbares durch das Begründen betrachtet wird; aber wird sie als intellektuale Anschauung festgehalten, dann ist diese die Grundstimmung des Dichters beim ganzen Geschehen, und eben daß sie als diese festgehalten worden ist, macht, daß sie als Realisierbares betrachtet wird. Und so fordert und bestimmt die subjektive Begründung eine objektive und be-

reitet sie vor. Im ersten Fall wird also der Stoff als Allgemeines zuerst, im zweiten als Erfüllendes, im dritten als Geschehendes aufgefaßt werden.

Ist das freie idealische poetische Leben einmal so fixiert, und ist ihm, je nachdem es fixiert war, seine Bedeutsamkeit gegeben, als Verallgemeinbares, als Erfüllbares, als Realisierbares, ist es, auf diese Art, durch die Idee des Lebens überhaupt mit seinem direkt Entgegengesetzten verbunden, und hyperbolisch genommen, so fehlt in der Verfahrungsweise des poetischen Geistes noch ein wichtiger Punkt, wodurch er seinem Geschäfte nicht die Stimmung, den Ton, auch nicht die Bedeutung und Richtung, aber die Wirklichkeit gibt.

Als reines poetisches Leben betrachtet, bleibt nämlich seinem Gehalte nach, als vermöge des Harmonischen überhaupt und des zeitlichen Rangs ein mit dem Harmonisch-entgegengesetzten verbundenes, das poetische Leben sich durchaus einig, und nur im Wechsel der Formen ist es entgegengesetzt, nur in der Art, nicht im Grunde seines Fortstrebens, es ist nur geschwungener oder zielender oder geworfener, nur zufällig mehr oder weniger unterbrochen; als durch die poetische Reflexion vermöge der Idee des Lebens überhaupt und des Mangels in der Einigkeit bestimmtes und begründetes Leben betrachtet, fängt es mit einer idealisch charakteristischen Stimmung an, es ist nun nicht mehr ein mit Harmonisch-entgegengesetztem verbundenes überhaupt, es ist als solches in bestimmter Form vorhanden, und schreitet fort im Wechsel der Stimmungen, wo jedesmal die nachfolgende durch die vorhergehende bestimmt und ihr dem Gehalt nach, das heißt, den Organen nach, in denen sie begriffen, entgegengesetzt und insofern individueller, allgemeiner, voller ist, so daß die verschiedenen Stimmungen nur in dem, worin das Reine seine Entgegensetzung findet, nämlich in der Art des Fortstrebens, verbunden sind, also als Leben überhaupt, so daß das rein poetische Leben

nicht mehr zu finden ist, denn in jeder wechselnden der Stimmungen ist es in besonderer Form, also mit seinem Geradeentgegengesetzten verbunden, also nicht mehr rein, im Ganzen ist es nur als Fortstrebendes und nach dem Gesetze des Fortstrebens nur als Leben überhaupt vorhanden, und es herrscht auf diesem Gesichtspunkte durchaus ein Widerstreit von Materialem, Formalem und Reinem.

Das Reine, in jeder besonderen Stimmung begriffen, widerstreitet dem Organ, in dem es begriffen, es widerstreitet dem Reinen des andern Organs, es widerstreitet dem Wechsel.

Das Allgemeine widerstreitet als besondere Form, als charakteristische Stimmung dem Reinen, welches es in dieser Stimmung begreift, es widerstreitet als Fortstreber im Ganzen dem Reinen, welches in ihm begriffen ist, es widerstreitet als charakteristische Stimmung der zunächst liegenden.

Das Individuelle widerstreitet dem Reinen, welches es begreift, es widerstreitet der zunächstliegenden Form, es widerstreitet als Individuelles dem Allgemeinen des Wechsels.

Die Verfahrungsweise des poetischen Geistes bei seinem Geschäfte kann also unmöglich hiemit enden. Wenn sie die wahre ist, so muß noch etwas anders in ihr aufzufinden sein, und es muß sich zeigen, daß die Verfahrungsart, welche dem Gedichte seine Bedeutung gibt, nur der Übergang vom Reinen zu diesem Aufzufindenden, sowie rückwärts von diesem zum Reinen ist. (Verbindungsmittel zwischen Geist und Zeichen.)

Wenn nun das dem Geiste direkt Entgegengesetzte, das Organ, worin er enthalten und wodurch alle Entgegensetzung möglich ist, könnte betrachtet und begriffen werden, nicht nur als das, wodurch das Harmonischverbundene formal entgegengesetzt, sondern, wodurch es auch formal verbunden ist, wenn es konnte betrachtet und begriffen werden, nicht nur als das, wodurch die verschiedenen unharmonischen Stimmungen materiell entgegengesetzt und formal verbunden, sondern wodurch sie auch

materiell verbunden [und] formal entgegengesetzt sind, wenn es konnte betrachtet und begriffen werden nicht nur als das, was [es] als verbindendes bloß formales Leben überhaupt, und als besonderes und materielles nicht verbindend, nur entgegensetzend und trennend ist, wenn es als materielles als verbindend, wenn das Organ des Geistes könnte betrachtet werden als dasjenige, welches, um das Harmonischentgegengesetzte möglich zu machen, rezeptiv sein muß, sowohl für das eine, wie für das andre Harmonischentgegengesetzte, daß es also, insofern es für das rein poetische Leben formale Entgegensetzung ist, auch formale Verbindung sein muß, daß es, insofern es für das bestimmte poetische Leben und seine Stimmungen material entgegensetzend ist, auch material verbindend sein muß, daß das Begrenzende und Bestimmende nicht negativ, daß es auch positiv ist, daß es zwar bei Harmonischverbundenem abgesondert betrachtet dem einen wie dem andern entgegengesetzt ist, aber beide zusammengedacht die Vereinigung von beiden ist, dann wird derjenige Akt des Geistes, welcher in Rücksicht auf die Bedeutung nur einen durchgängigen Widerstreit zur Folge hatte, ein ebenso vereinigender sein als er entgegensetzend war.

Wie [wird] er aber in dieser Qualität begriffen? als möglich und als notwendig? Nicht bloß durch das Leben überhaupt, denn so ist er es, insofern [er] bloß als material entgegensetzend und formal verbindend, das Leben direkt bestimmend, betrachtet wird. Auch nicht bloß durch die Einigkeit überhaupt, denn so ist er es, insofern er bloß [als] formal entgegensetzend betrachtet [wird], aber im Begriffe der Einheit des Einigen, so daß von Harmonischverbundenem eines wie das andere im Punkte der Entgegensetzung und Vereinigung vorhanden ist, und daß in diesem Punkte der Geist in seiner Unendlichkeit fühlbar ist, der durch die Entgegensetzung als Endliches erschien, [nur] daß das Reine, das dem

Organ an sich widerstritt, in eben diesem Organ sich selber gegenwärtig und so erst ein Lebendiges ist, daß, wo es in verschiedenen Stimmungen vorhanden ist, die unmittelbar auf die Grundstimmung folgende nur der verlangerte Punkt ist, der dahin, nämlich zum Mittelpunkt führt, wo sich die harmoniscentgegengesetzten Stimmungen begegnen, daß also gerade im stärksten Gegensatz, im Gegensatz der ersten idealischen und zweiten künstlich reflektierten Stimmung, in der materiellsten Entgegensetzung, (die zwischen harmonischverbundenem, im Mittelpunkt zusammen treffendem, und im Mittelpunkt gegenwärtigem Geist und Leben liegt), daß gerade in dieser materiellsten Entgegensetzung, welche sich selbst entgegengesetzt ist, (in Beziehung auf den Vereinigungspunkt, wohin sie strebt,) in den widerstreitenden fortstrebenden Akten des Geistes, wenn sie nur aus dem wechselseitigen Charakter der harmoniscentgegengesetzten Stimmungen entstehen, daß gerade da das Unendliche sich am fühlbarsten, am negativpositivsten und hyperbolisch darstellt, daß durch diesen Gegensatz der Darstellung des Unendlichen im widerstreitenden Fortstreben zum Punkt, und seines Zusammentreffens im Punkt die simultane Innigkeit und Unterscheidung der harmoniscentgegengesetzten lebendigen zum Grunde liegenden Empfindung ersetzt und zugleich klarer wird, wo [sie] dem freien Bewußtsein gebildeter als eigene Welt der Form nach, allgemeiner als Welt in der Welt, und so als Stimme des Ewigen zum Ewigen dargestellt wird.

Der poetische Geist kann also in der Verfahrungsweise, die er bei seinem Geschäfte beobachtet, sich nicht begnügen in einem harmoniscentgegengesetzten Leben, auch nicht bei dem Auffassen und Festhalten desselben durch hyperbolische Entgegensetzung; wenn er so weit ist, wenn es seinem Geschäfte weder an harmonischer Einigkeit, noch an Bedeutung und Energie gebricht, weder an harmonischem Geiste überhaupt, noch an har-

monischem Wechsel gebricht, so ist notwendig, wenn das Einige nicht entweder (sofern es an sich selbst betrachtet werden kann) sich selbst aufheben, als ein Unterscheidbares, und zur leeren Unendlichkeit werden soll, oder wenn es nicht in einem Wechsel von Gegensätzen, seien diese auch noch so harmonisch, seine Identität verlieren, also nichts Ganzes und Einiges mehr sein, sondern in eine Unendlichkeit isolierter Momente (gleichsam eine Atomenreihe) zerfallen soll, – ich sage, so ist notwendig, daß der poetische Geist bei seiner Einigkeit und harmonischem Progreß auch einen unendlichen Gesichtspunkt sich gebe beim Geschafter, eine Einheit, wo im harmonischen Progreß und Wechsel alles vor- und rückwärtsgehe, und durch seine durchgängige charakteristische Beziehung auf diese Einheit nicht bloß objektiven Zusammenhang, für den Betrachter, auch gefühlten und fühlbaren Zusammenhang und Identität im Wechsel der Gegensätze gewinne, und es ist seine letzte Aufgabe, beim harmonischen Wechsel einen Faden, eine Erinnerung zu haben, damit der Geist nie im einzelnen Momente, und wieder einem einzelnen Momente, sondern in einem Momente wie im andern fortdauernd, und in den verschiedenen Stimmungen sich gegenwärtig bleibe, so wie er sich ganz gegenwärtig ist, in der unendlichen Einheit, welche einmal Scheidepunkt des Einigen als Einigen, dann aber auch Vereinigungspunkt des Einigen als Entgegengesetzten, endlich auch beedes zugleich ist, so daß in ihr das Harmonischentgegengesetzte weder als Einiges entgegengesetzt, noch als Entgegengesetztes vereinigt, sondern als beedes in Einem, als Einigentgegengesetztes unzertrennlich gefühlt, und als Gefühltes erfunden wird. Dieser Sinn ist eigentlich poetischer Charakter, weder Genie noch Kunst, poetische Individualität; nur [in] dieser allein ist die Identität der Begeisterung und die Vollendung des Genies und der Kunst, die Vergegenwärtigung des Unendlichen, der göttliche Moment gegeben.

Sie ist also nie bloß Entgegensetzung des Einigen, auch nie bloß Beziehung, Vereinigung des Entgegengesetzten und Wechseln-
 den, Entgegengesetztes und Einiges ist in ihr unzertrennlich. Wenn dies ist, so kann sie in ihrer Reinheit und subjektiven Ganzheit, als ursprünglicher Sinn, zwar in den Akten des Entgegensetzens und Vereinigens, womit sie in harmoniscentgegengesetztem Leben wirksam ist, passiv sein (?); aber in ihrem letzten Akt, wo das Harmoniscentgegengesetzte als Harmonisches, Entgegengesetztes, das Einige als Wechselwirkung in ihr als Eines begriffen ist, in diesem Akte kann und darf sie, schlechterdings nicht durch sich selbst begriffen, sich selber zum Objekte werden, wenn sie nicht statt einer unendlich einigen und lebendigen Einheit eine tote und totende Einheit, ein unendlich Positives Gewordenes sein soll; denn wenn Einigkeit und Entgegensetzung in ihr unzertrennlich verbunden und Eines ist, so kann sie der Reflexion weder als entgegensetzbares Einiges, noch als vereinbares Entgegengesetztes erscheinen, sie kann also gar nicht erscheinen, oder nur im Charakter eines positiven Nichts, eines unendlichen Stillstands, und es ist die Hyperbel aller Hyperbeln, der kuhnste und letzte Versuch des poetischen Geistes, wenn er in seiner Verfahrungsweise ihn je macht, die ursprüngliche poetische Individualität, das poetische Ich aufzufassen, ein Versuch, wodurch er diese Individualität und ihr reines Objekt, das Einige und Lebendige, harmonische, wechselseitig wirksame Leben aufhobe, und doch muß er es, denn da er alles, was er in seinem Geschaſte ist, mit Freiheit sein soll, und muß, indem er eine eigene Welt schafft, und der Instinkt natürlicherweise zur eigentlichen Welt, in der er da ist, gehört, da er also alles mit Freiheit sein soll, so muß er [sich] auch dieser seiner Individualität versichern. Da er sie aber nicht durch sich selbst und an sich selbst erkennen kann, so ist ein äußeres Objekt notwendig, und zwar ein solches, wodurch die reine Individualität unter mehreren besondern, weder bloß ent-

gegensetzenden, noch bloß beziehenden, sondern poetischen Charakteren, die sie annehmen kann, irgend einen anzunehmen bestimmt werde, so daß also sowohl an der reinen Individualität als an den andern Charakteren die jetzt gewählte Individualität durch den jetzt gewählten Stoff [als] bestimmter Charakter erkennbar und mit Freiheit festzuhalten ist.

(Innerhalb der subjektiven Natur kann das Ich [sich] als Entgegensetzendes, oder als Beziehendes, innerhalb der subjektiven Natur kann es sich aber nicht als poetisches Ich in dreifacher Eigenschaft erkennen, denn so wie es innerhalb der subjektiven Natur erscheint, und von sich selber unterschieden wird, und an und durch sich selber unterschieden, so muß das Erkannte immer nur mit dem Erkennenden und der Erkenntnis beider zusammengenommen jene dreifache Natur des poetischen Ich ausmachen, und weder als Erkanntes aufgefaßt vom Erkennenden, noch [als] Erkennendes aufgefaßt vom Erkennenden, noch als Erkanntes und Erkennendes aufgefaßt von der Erkenntnis, noch als Erkenntnis aufgefaßt vom Erkennenden; in keiner dieser drei abgesondert gedachten Qualitäten wird es als reines poetisches Ich in seiner dreifachen Natur, als entgegensetzend das Harmonische entgegengesetzt, als (formal) vereinigend das Harmonischentgegengesetzte, als in Einem begreifend das Harmonischentgegengesetzte, die Entgegensetzung und Vereinigung, erfunden; im Gegenteil bleibt es mit und für sich selbst in realem Widerspruch¹. – Also nur insofern es nicht von sich selber und an und durch sich selber unterschieden wird, wenn

¹ Es ist als material Entgegengesetztes hiemit für ein drittes, aber nicht für sich selbst [als] formal Vereinendes, (als Erkanntes,) als Entgegensetzendes hiemit für ein drittes formal Vereinigtes, als Erkennendes, schlechterdings nicht begreiflich in seinem realen Widerstreit; als Entgegengesetztes, formal Vereinendes, als Entgegensetzendes, formal Vereinigtes in der Erkenntnis, im material Vereinigten und Entgegengesetzten entgegengesetzt, also – – – Indem nämlich

es durch ein drittes bestimmt unterscheidbar gemacht wird, und wenn dieses dritte, insoferne es mit Freiheit erwählt war, insofern auch in seinen Einflüssen und Bestimmungen die reine Individualität nicht aufhebt, sondern von dieser betrachtet werden kann, wo sie dann zugleich sich selbst als ein durch eine Wahl bestimmtes empirisch Individualisiertes und Charakterisiertes

das Ich in seiner subjektiven Natur sich von sich selber unterscheidet und sich setzt als entgegengesetzende Einheit im Harmoniscentgegensetzten, inso[fern] dieses harmonisch ist, oder als vereinende Einheit im Harmoniscentgegensetzten, inso[fern] dieses entgegengesetzt ist, so muß [es] entweder die Realität des Gegensatzes, des Unterschiedes, in dem es sich selbst erkennt, leugnen, und das Unterscheiden innerhalb der subjektiven Natur entweder für eine Tauschung und Willkur erklären, die es sich selbst als Einheit macht, um seine Identität zu erkennen, dann ist auch die Identität, als daraus erkannt, eine Tauschung, es erkennt sich nicht, ist nicht Einheit; oder es nimmt die Unterscheidung von sich selber für (dogmatisch) real an, daß nämlich das Ich als unterscheidendes oder vereinendes sich verhalte, je nachdem es in seiner subjektiven Natur ein zu Unterscheidendes oder ein zu Vereinendes vorfinde; es setzt sich also als unterscheidendes und als vereinendes abhängig, und weil dies in seiner subjektiven Natur stattfinden soll, von der es nicht abstrahieren kann, ohne sich aufzuheben, absolut abhängig in seinen Akten, so daß es weder als entgegengesetzendes noch als vereinendes sich selbst, seinen Akt erkennt. In diesem Falle kann es sich wieder nicht als identisch erkennen, weil die verschiedenen Akte, in denen es vorhanden, ist nicht seine Akte sind, es kann sich nicht einmal setzen als in diesen Akten begiffen, denn diese Akte hängen nicht von ihm ab, nicht das Ich ist das von sich selber Unterschiedene, sondern seine Natur ist, in der es sich als Getriebenes so verhält.

Aber wenn nun auch das Ich sich setzen wollte als identisch mit dem Harmoniscentgegensetzten seiner Natur, (den Widerspruch zwischen Kunst und Genie, Freiheit und organischer Notwendigkeit, diesen ewigen Knoten mit dem Schwert zerhauen,) so hilft es nichts; denn ist der Unterschied des Entgegensetzens und Vereinens nicht reell, so ist weder das Ich in seinem harmoniscentgegensetzten Leben, noch das harmoniscentgegensetzte Leben im Ich als Einheit

betrachtet, nur dann ist es möglich, daß das Ich in harmonisch-entgegengesetztem Leben als Einheit und umgekehrt das harmonischentgegengesetzte [Leben] als Einheit im Ich erscheine und in schöner Individualität zum Objekte werde).

a) Wie ist es aber möglich? im Allgemeinen?

b) Wenn es auf solche Art möglich wird, daß das Ich sich in poetischer Individualität erkenne und verhalte, welches Resultat entspringt daraus für die poetische Darstellung?

a) Wenn der Mensch¹ in diesem Alleinsein, in diesem Leben mit sich selbst, diesem widersprechenden Mittelzustande zwischen natürlichem Zusammenhange mit einer natürlich vorhandenen Welt und zwischen dem hohen Zusammenhange mit einer auch natürlich vorhandenen, aber mit freier Wahl zur Sphäre erkorenen, voraus erkannten und in allen ihren Einflüssen nicht ohne seinen Willen ihn bestimmenden Welt, wenn er in jenem Mittelzustande zwischen Kindheit und reifer

erkennbar; ist er reell, so ist wiederum weder das Ich im Harmonisch, entgegengesetzten als Einheit durch sich erkennbar, denn es ist ein getriebnes, noch ist das Harmonischentgegengesetzte als Einheit erkennbar in seinem Ich, denn dies ist als getriebnes nicht als Einheit erkennbar.

Alles kommt also darauf an, daß das Ich nicht bloß mit seiner subjektiven Natur, von der es nicht abstrahieren kann, ohne sich aufzuheben, in Wechselwirkung bleibe, sondern daß es sich mit Freiheit ein Objekt wähle, von dem es, wenn es will, abstrahieren kann, um von diesem durchaus angemessen bestimmt zu werden und es zu bestimmen.

Hierin liegt die Möglichkeit, daß das Ich im harmonischentgegengesetzten Leben als Einheit, und das Harmonischentgegengesetzte als Einheit erkennbar werde im Ich, in einer (poetischen) Individualität. Zur freien Individualität, zur Einheit und Identität in sich selbst gemacht wird das reine subjektive Leben erst durch die Wahl seines Gegenstands.

¹ Er erkennt in den dreierlei subjektiven und objektiven Versuchen das Streben zu reiner Einheit.

Humanität, zwischen mechanisch schonem und menschlich schonem, mit Freiheit schönem Leben gelebt hat, und diesen Mittelzustand erkennt, und erfahren, wie er schlechterdings im Widersprüche mit sich selber, im notwendigen Widerstreite 1. des Strebens zur reinen Selbstheit und Identität, 2. des Strebens zur Bedeutenheit und Unterscheidung, 3. des Strebens zur Harmonie verbleiben, und wie in diesem Widerstreite jede dieser Bestrebungen sich aufheben und als unrealisierbar sich zeigen muß, wie er also resignieren, in Kindheit zuruckfallen oder in fruchtlosen Widersprüchen mit sich selber sich aufreiben muß wenn er in diesem Zustande verharret, so ist [es] Eines, was ihn aus dieser traurigen Alternative zieht, und das Problem, frei zu sein, wie ein Jüngling, und in der Welt zu leben, wie ein Kind, die Unabhängigkeit eines kultivierten Menschen, und die Akkommodation eines gewöhnlichen Menschen lost sich auf in Befolgung der Regel:

Setze dich mit freier Wahl in harmonische Entgegensetzung mit einer äußeren Sphäre, so wie du in dir selber in harmonischer Entgegensetzung bist, von Natur, aber unerkennbarerweise, solange du in dir selbst bleibst.

Denn hier, in Befolgung dieser Regel ist ein wichtiger Unterschied von dem Verhalten im vorigen Zustande.

Im ewigen Zustande, in dem des Alleinseins nämlich, konnte darum die harmoniscentgegensetzte Natur nicht zur erkennbaren Einheit werden, weil das Ich, ohne sich aufzuheben, sich weder als tätige Einheit setzen und erkennen konnte, ohne die Realität der Unterscheidung, also die Realität des Erkennens aufzuheben, noch als leidende Einheit, ohne die Realität der Einheit, ihr Kriterium der Identität, nämlich die Tätigkeit aufzuheben; und daß das Ich, indem es seine Einheit im Harmoniscentgegensetzten, und das Harmoniscentgegensetzte in seiner Einheit zu erkennen strebt, sich so absolut und dogmatisch als tätige Einheit, oder als leidende Einheit setzen muß, ent-

steht daher, weil es, um sich selber durch sich selber zu erkennen, die naturliche innige Verbindung, in der es mit sich selber steht, und wodurch das Unterscheiden ihm erschwert wird, nur [durch] eine unnatürliche (sich selber aufhebende) Unterscheidung ersetzen kann, weil es so von Natur Eines in seiner Verschiedenheit mit sich selber ist, daß die zur Erkenntnis notwendige Verschiedenheit, die es sich durch Freiheit gibt, nur in Extremen möglich ist, also nur in Streben, in Denkversuchen, die auf diese Art realisiert, sich selber aufheben wurden, weil [es], um seine Einheit im (subjektiven) Harmoniscentgegensetzten und das (subjektive) Harmoniscentgegen[ge]setzte in seiner Einheit zu erkennen, notwendigerweise von sich selber abstrahieren muß, insofern es im (subjektiven) Harmoniscentgegensetzten gesetzt ist, und auf sich reflektieren, insofern es nicht im subjektiven Harmoniscentgegensetzten gesetzt ist, und umgekehrt; da es aber diese Abstraktion von seinem Sein im subjektiven Harmoniscentgegensetzten, und diese Reflexion aufs Nichtsein in ihm nicht machen kann, ohne sich und das Harmoniscentgegensetzte, ohne das subjektive Harmonische und Entgegensetzte und die Einheit aufzuheben, so müssen auch die Versuche, die es auf diese Art dennoch macht, solche Versuche sein, die, wenn sie auf diese Art realisiert wurden, sich selbst aufhoben.

Dies ist also der Unterschied zwischen dem Zustande des Alleinseins (der Ahndung seines Wesens) und dem neuen Zustande, wo sich der Mensch mit einer äußern Sphäre, durch freie Wahl, in harmonische Entgegensetzung setzt, daß er, eben weil er mit dieser nicht so innig verbunden ist, von dieser abstrahieren und von sich, insofern er in ihr gesetzt ist, und auf sich reflektieren kann, insofern er nicht in ihr gesetzt ist, dies ist der Grund, warum er aus sich herausgeht, dies die Regel für seine Verfahrungsart in der äußern Welt. Auf diese Art erreicht er seine Bestimmung, welche ist – Erkenntnis

des Harmoniscentgegensetzten in ihm, in seiner Einheit und Individualität, und hinwiederum Erkenntnis, Identität seiner Einheit und Individualität im Harmoniscentgegensetzten. Dies ist die wahre Freiheit seines Wesens; und wenn er an dieser äußerlichen harmoniscentgegensetzten Sphäre nicht zu sehr hängt, nicht identisch mit ihr wird, wie mit sich selbst, so daß er nimmer von ihr abstrahieren kann, noch auch sich zu sehr an sich hängt, und von sich als Unabhängigem zu wenig abstrahieren kann, wenn er weder auf sich zu sehr reflektiert, noch auf seine Sphäre und Zeit zu sehr reflektiert, dann ist er auf dem rechten Wege seiner Bestimmung. Die Kindheit des gewöhnlichen Lebens, wo er identisch mit der Welt war, und gar nicht von ihr abstrahieren konnte, ohne Freiheit war, deswegen ohne Erkenntnis seiner selbst im Harmoniscentgegensetzten, noch des Harmoniscentgegensetzten in ihm selbst, an sich betrachtet, ohne Festigkeit, Selbständigkeit, eigentliche Identität im reinen Leben, diese Zeit wird von ihm als die Zeit der Wünsche betrachtet werden, wo der Mensch sich im Harmoniscentgegensetzten und jenes in ihm selber als Einheit zu erkennen strebt, dadurch, daß er sich dem objektiven Leben ganz hingibt, wo aber sich die Unmöglichkeit einer erkennbaren Identität im Harmoniscentgegensetzten objektiv zeigt, wie sie subjektiv schon gezeigt worden ist. Denn da er in diesem Zustande sich gar nicht in seiner subjektiven Natur kennt, bloß objektives Leben im Objektiven ist, so kann er die Einheit im Harmoniscentgegensetzten nur dadurch zu erkennen streben, daß [er] in seiner Sphäre, von der er so wenig abstrahieren kann, als der subjektive Mensch von seiner subjektiven Sphäre, ebenso verfährt, wie dieser in der seinen. Er ist in ihr gesetzt als in Harmoniscentgegensetztem. Er muß sich zu erkennen streben, sich von sich selber in ihr zu unterscheiden suchen, indem [er] sich zum Entgegensetzenden macht, insoferne sie harmonisch ist, und zum Vereinenden, in[sofern] sie entgegengesetzt ist.

Aber wenn er sich in dieser Verschiedenheit zu erkennen strebt, so muß er entweder die Realität des Widerstreits, in dem er sich mit sich selber findet, vor sich selber leugnen, und dies widerstreitende Verfahren für eine Täuschung und Willkur halten, die bloß dahin sich äußert, damit er seine Identität im Harmoniscentgegengesetzten erkenne, aber dann ist auch diese seine Identität als Erkanntes eine Täuschung, oder er halt jene Unterscheidung für reell, daß er nämlich als Vereinendes und als Unterscheidendes sich verhalte, je nachdem er in seiner objektiven Sphäre ein zu Unterscheidendes oder zu Vereinendes vorfinde, setzt sich also als Vereinendes und als Unterscheidendes abhängig, und weil dies in seiner objektiven Sphäre stattfinden soll, von der [er] nicht abstrahieren kann, ohne sich selber aufzugeben, absolut abhängig, so daß er weder als Vereinendes noch als Entgegengesetztes sich selber, seinen Akt erkennt. In diesem Falle kann er sich wieder nicht erkennen, als identisch, weil die verschiedenen Akte, in denen er sich findet, nicht seine Akte sind. Er kann sich gar nicht erkennen, er ist kein Unterscheidbares, seine Sphäre ist es, in der er sich mechanisch so verhält. Aber wenn er nun auch als identisch mit dieser sich setzen wollte, den Widerstreit des Lebens und der Personalität, den er immer zu vereinigen und in Einem zu erkennen strebt und streben muß, in höchster Innigkeit auflösen [wollte], so hilft es nichts, insofern er sich so in seiner Sphäre verhält, daß er nicht von ihr abstrahieren kann, denn er kann sich ebendeshalb nur in Extremen von Gegensätzen des Unterscheidens und Vereinens erkennen, weil er zu innig in seiner Sphäre lebt. Der Mensch sucht also in einem zu subjektiven Zustände wie in einem zu objektiven vergebens seine Bestimmung zu erreichen, welche darin besteht, daß er sich als Einheit in Göttlichem, Harmoniscentgegengesetztem enthalten, sowie umgekehrt das Göttliche, Einige, Harmoniscentgegengesetzte in sich als Einheit enthalten erkenne. Denn dies ist allein in

schoner, heiliger, gottlicher Empfindung möglich, in einer Empfindung, welche darum schon ist, weil [sie] weder bloß angenehm und glücklich, noch bloß erhaben und stark, noch bloß einig und ruhig, sondern alles zugleich ist, und allein sein kann, in einer Empfindung, welche darum heilig ist, weil sie weder uneigennützig ihrem Objekte hingegeben, noch bloß uneigennützig auf ihrem innern Grunde ruhend, noch bloß uneigennützig zwischen ihrem innern Grunde und ihrem Objekt schwebend, sondern alles zugleich ist und allein sein kann, in einer Empfindung, welche darum gottlich ist, weil sie weder bloßes Bewußtsein, bloße Reflexion (subjektive oder objektive) mit Verlust des innern und äußern Lebens, noch bloßes Streben (subjektiv oder objektiv bestimmtes) mit Verlust der innern und äußern Harmonie, noch bloße Harmonie, wie die intellektuale Anschauung und ihr mythisches bildliches Subjekt-Objekt, mit Verlust des Bewußtseins und der Einheit, sondern weil sie alles dies zugleich ist und allein sein kann, in einer Empfindung, welche darum transzendental ist und dies allein sein kann, weil sie in Vereinigung und Wechselwirkung der genannten Eigenschaften weder zu angenehm und sinnlich, noch zu energisch und wild, noch zu innig und schwärmerisch, weder zu uneigennützig, d. h. zu selbstvergessen ihrem Objekte hingegeben, noch zu uneigennützig, d. h. zu eigenmächtig auf ihrem innern Grunde ruhend, noch zu uneigennützig, d. h. zu unentschieden und leer und unbestimmt zwischen ihrem Grunde und ihrem Objekte schwebend, weder zu reflektiert, sich ihrer zu bewußt, zu scharf und eben deswegen ihres innern und äußern Grundes unbewußt, noch zu bewegt, zu sehr in ihrem innern und äußern Grunde begriffen, eben deswegen der Harmonie des Innern und Äußern unbewußt, noch zu harmonisch, eben deswegen sich ihrer selbst und des innern und äußern Grundes zu wenig bewußt, eben deswegen zu unbestimmt und des eigentlich Unendlichen, welches durch sie als eine bestimmte, wirk-

liche Unendlichkeit, als außerhalb liegend bestimmt wird, weniger empfänglich und geringerer Dauer fähig [ist]. Kurz, sie ist, weil sie in dreifacher Eigenschaft vorhanden ist, und dies allein sein kann, weniger einer Einseitigkeit ausgesetzt, in irgend-einer der drei Eigenschaften. Im Gegenteil erwachsen aus ihr ursprünglich alle die Kräfte, welche jene Eigenschaften zwar bestimmter und erkennbarer, aber auch isolierter besitzen, so wie sich jene Kräfte und ihre Eigenschaften und Äußerungen auch wieder in ihr konzentrieren und in ihr und durch gegenseitigen Zusammenhang und lebendige, für sich selbst bestehende Bestimmtheit, als Organe von ihr, und Freiheit, als zu ihr gehörig und nicht in ihrer Beschränktheit auf sich selber eingeschränkt, und Vollständigkeit, als [in] ihrer Ganzheit begriffen, gewinnen. Jene drei Eigenschaften mögen als Bestrebungen, das Harmonisch-entgegengesetzte in der lebendigen Einheit oder diese in jenem zu erkennen, im subjektiveren oder objektiveren Zustande sich äußern. Denn eben diese verschiedenen Zustände gehen auch aus ihr als der Vereinigung derselben hervor.

Wink für die Darstellung und Sprache

Ist die Sprache nicht, wie die Erkenntnis, von der die Rede war, und von der gesagt wurde, daß in ihr als Einheit das Einige enthalten sei, und umgekehrt? und daß sie dreifacher Art sei pp.

Muß nicht für das eine wie für das [andere] der schönste Moment da liegen, wo der eigentliche Ausdruck, die geistigste Sprache, das lebendigste Bewußtsein, wo der Übergang von einer bestimmten Unendlichkeit zur allgemeineren liegt?

Liegt nicht eben hierin der feste Punkt, wodurch der Folge der Zeichnung ihre Verhältnissart und der Lokalfarben, wie der Beleuchtung ihr Charakter und Grad bestimmt wird?

Wird nicht alle Beurteilung der Sprache sich darauf reduzieren, daß man nach den sichersten und

möglich untruglichsten Kennzeichen sie prüft, ob sie die Sprache einer echten schon beschriebenen Empfindung sei?

So wie die Erkenntnis die Sprache ahndet, so erinnert sich die Sprache der Erkenntnis.

Die Erkenntnis ahndet die Sprache, nachdem sie 1. noch unreflektierte reine Empfindung des Lebens war, der bestimmten Unendlichkeit, worin sie enthalten ist, 2. nachdem sie sich in den Dissonanzen des innerlichen Reflektierens und Strebens und Dichtens wiederholt hatte, und nun, nach diesen vergebenen Versuchen, sich innerlich wiederzufinden und zu reproduzieren, nach diesen verschwiegenen Ahndungen, die auch ihre Zeit haben müssen, über sich selbst hinausgeht, und in der ganzen Unendlichkeit sich wiederfindet, d. h. durch die stofflose reine Stimmung, gleichsam durch den Widerklang der ursprünglichen lebendigen Empfindung, den es gewann und gewinnen konnte durch die gesamte Wirkung aller innerlichen Versuche, durch diese höhere gottliche Empfanglichkeit, die seines ganzen innern und äußern Lebens mächtig und inne wird. In eben diesem Augenblicke, wo sich die ursprüngliche lebendige, nun zur reinen, eines Unendlichen empfanglichen Stimmung gelauterte Empfindung, als Unendliches im Unendlichen, als geistiges Ganze im lebendigen Ganzen befindet, in diesem Augenblicke ist es, wo man sagen kann, daß die Sprache geahndet wird, und wenn nun wie in der ursprünglichen Empfindung eine Reflexion erfolgt, so ist sie nicht mehr auflösend und verallgemeinernd, verteilend und abbildend (?) bis zur bloßen Stimmung, sie gibt dem Herzen alles wieder, was sie ihm nahm, sie ist belebende Kunst, wie sie zuvor vergeistigende Kunst war, und mit einem Zauberschlage um den andern ruft sie das verlorene Leben schöner hervor, bis es wieder so ganz sich fühlt, wie [es] sich ursprünglich fühlte. Und wenn es der Gang und die Bestimmung des Lebens überhaupt ist, aus der ursprünglichen Einfalt sich

[zur] höchsten Form zu bilden, wo dem Menschen ebendeswegen das unendliche Leben gegenwärtig ist, und wo er als das Abstrakteste alles nur umso inniger aufnimmt, dann aus dieser höchsten Entgegensetzung und Vereinigung des Lebendigen und Geistigen, des formalen und des materialen Subjekts/Objekts, dem Geistigen sein Leben, dem Lebendigen seine Gestalt, dem Menschen seine Liebe und sein Herz, und seiner Welt den Dank wiederzubringen, und endlich nach erfüllter Ahnung und Hoffnung, wenn nämlich in der Äußerung jener höchste Punkt der Bildung, die höchste Form im höchsten Leben vorhanden war, und nicht bloß an sich selbst, wie im Anfang der eigentlichen Äußerung, noch im Streben, wie im Fortgang derselben, wo die Äußerung das Leben aus dem Geiste und aus dem Leben den Geist hervorruft, sondern, wo sie das ursprüngliche Leben in der höchsten Form gefunden hat, wo Geist und Leben auf beiden Seiten gleich ist und ihren Fund, das Unendliche im Unendlichen, erkennt, nach dieser letzten und dritten Vollendung, die nicht bloß ursprüngliche Einfalt des Herzens und Lebens, wo sich der Mensch unbefangen als in einer beschränkten Unendlichkeit fühlt, auch nicht bloß erungene Einfalt des Geistes, wo eben jene Empfindung, zur reinen formalen Stimmung geläutert, die ganze Unendlichkeit des Lebens aufnimmt, (und Ideal ist,) sondern der aus dem unendlichen Leben wiederbelebte Geist, nicht Glück, nicht Ideal, sondern gelungenes Werk und Schöpfung ist, und nie in der Äußerung gefunden werden und außerhalb der Äußerung nur in dem aus ihrer bestimmten ursprünglichen Empfindung hervorgegangenen Ideale gehofft werden kann, wie endlich nach dieser dritten Vollendung, wo die bestimmte Unendlichkeit so weit ins Leben gerufen, die unendliche so weit vergeistigt ist, daß eines an Geist und Leben dem andern gleich ist, wie auch [nach] dieser dritten Vollendung das Bestimmte immer mehr belebt, das Unendliche immer [mehr] vergeistigt wird, bis die

ursprüngliche Empfindung ebenso als Leben endigt, wie sie in der Äußerung als Geist anfang, und sich die höhere Unendlichkeit, aus der sie ihr Leben nahm, ebenso vergeistigt, wie sie in der Äußerung als Lebendiges vorhanden war, – also wenn dies der Gang und die Bestimmung der Menschen überhaupt zu sein scheint, so ist ebendasselbe der Gang und die Bestimmung aller und jeder Poesie, und wie auf jener Stufe der Bildung, wo der Mensch aus ursprünglicher Kindheit hervorgegangen in entgegengesetzten Versuchen [sich] zur höchsten Form, zum reinen Widerklang der ersten Leben emporgerungen hat, und, so als unendlicher Geist im unendlichen Leben sich fühlt, wie der Mensch auf der Stufe [der] Bildung erst eigentlich das Leben antritt und sein Wirken und seine Bestimmung ahndet, so ahndet der Dichter auf jener Stufe, wo er auch aus einer ursprünglichen Empfindung durch entgegengesetzte Versuche sich zum Ton, zur höchsten reinen Form derselben Empfindung emporgerungen hat und ganz in seinem ganzen inneren und äußeren Leben mit jenem Tone sich begriffen sieht, auf dieser Stufe ahndet [er] seine Sprache, und mit ihr die eigentliche Vollendung für die jetzige und zugleich für alle Poesie.

Es ist schon gesagt worden, daß auf jener Stufe eine neue Reflexion eintrete, welche dem Herzen alles wieder gebe, was sie ihm genommen habe, welche für den Geist des Dichters und seines zukünftigen Gedichts belebende Kunst sei, wie sie für die ursprüngliche Empfindung des Dichters und seines Gedichts sei vergeistigende Kunst gewesen. Das Produkt dieser schöpferischen Reflexion ist die Sprache. Indem sich nämlich der Dichter mit dem reinen Ton seiner ursprünglichen Empfindung in seinem ganzen innern und äußern Leben begriffen fühlt und sich umsieht in seiner Welt, ist ihm diese ebenso neu und unbekannt, die Summe aller seiner Erfahrungen, seines Wissens, seines Anschauens, seines Denkens; Kunst und Natur, wie sie in ihm und außer ihm sich darstellt, alles ist wie zum

ersten Male, eben deswegen unbegriffen, unbestimmt, in lauter Stoff und Leben aufgelöst, ihm gegenwärtig, und es ist vorzüglich wichtig, daß er in diesem Augenblicke nichts als gegeben annehme, von nichts Positivem ausgehe, daß die Natur und Kunst, so wie er sie früher gelernt hat und sieht, nicht eher spreche, ehe für ihn eine Sprache da ist, d. h. ehe das jetzt Unbekannte und Ungenannte in seiner Welt eben dadurch für ihn bekannt und namhaft wird, daß es mit seiner Stimmung verglichen und als übereinstimmend erfunden worden ist; denn wäre vor der Reflexion auf den unendlichen Stoff und die unendliche Form irgend eine Sprache der Natur und Kunst für ihn in bestimmter Gestalt da, so wäre er insofern nicht innerhalb seines Wirkungskreises, er träte aus seiner Schöpfung heraus, und die Sprache der Natur oder der Kunst, jeder *modus exprimendi* der einen oder der andern wäre erstlich, insofern sie nicht seine Sprache, nicht aus seinem Leben und aus seinem Geiste hervorgegangenes Produkt, sondern als Sprache der Kunst, sobald sie in bestimmter Gestalt mir gegenwärtig ist, schon zuvor ein bestimmender Akt der schöpferischen Reflexion des Künstlers war, welcher darin bestand, daß er aus seiner Welt, aus der Summe seines äußern und innern Lebens, das mehr oder weniger auch das meinige ist, daß er aus dieser Welt den Stoff nahm, um die Töne seines Geistes zu bezeichnen, aus seiner Stimmung das zum Grunde liegende Leben durch dies verwandte Zeichen hervorzurufen, daß er also, insofern er mir dieses Zeichen nennt, aus meiner Welt den Stoff entlehnt, mich veranlaßt, diesen Stoff in das Zeichen überzutragen, wo dann derjenige wichtige Unterschied zwischen mir als bestimmtem und ihm als bestimmendem ist, daß er, indem er sich verständlich und faßlich macht, von der leblosen, immateriellen, eben deswegen weniger entgegensetzbaren und bewußtloseren Stimmung [abgeht], eben dadurch, daß er sie erklärt 1. in ihrer Unendlichkeit der Zusammenstimmung durch eine sowohl der

Form als Materie nach verhältnismäßige Totalität verwandten Stoffs und durch idealisch wechselnde Welt, 2. in ihrer Bestimmtheit und eigentlichen Endlichkeit durch die Darstellung und Aufzählung ihres eigenen Stoffs, 3. in ihrer Tendenz, ihrer Allgemeinheit im besondern, durch den Gegensatz ihres eigenen Stoffs zum unendlichen Stoff, 4. in ihrem Maß, in der schönen Bestimmtheit und Einheit und Festigkeit ihrer unendlichen Zusammenstimmung, in ihrer unendlichen Identität und Individualität und Haltung, in ihrer poetischen Prosa eines allbegrenzenden Moments, wohin und worin sich negativ und eben deswegen ausdrücklich und sinnlich alle genannten Stücke beziehen und vereinigen, nämlich die unendliche Form mit dem unendlichen Stoffe dadurch, daß durch jenen Moment die unendliche Form ein Gebild, den Wechsel des Schwachen und Starken, der unendliche Stoff einen Wohlklang, einen Wechsel des Hellen und Leisen annimmt, und sich beide in der Langsamkeit und Schnelligkeit, endlich im Stillstande der Bewegung negativ vereinigen, immer durch ihn und die ihm zugrunde liegende Tätigkeit, die unendliche schöne Reflexion, welche in der durchgängigen Begrenzung zugleich durchgängig beziehend und vereinigend ist.

DAS WERDEN IM VERGEHEN

Das untergehende Vaterland, Natur und Menschen, insofern sie in einer besondern Wechselwirkung stehen, eine besondere ideal gewordene Welt und Verbindung der Dinge ausmachen, und sich insofern auflösen, damit aus ihnen und aus dem überbleibenden Geschlechte und den überbleibenden Kräften der Natur, die das andere reale Prinzip sind, eine neue Welt, eine neue aber auch besondere Wechselwirkung sich bilde, so wie jener Untergang aus einer reinen aber besondern Welt hervorging. Denn die Welt aller Welten, das Alles in Allen, stellt sich nur in aller Zeit oder im Moment, oder genetischer im Werden des Moments und Anfang oder nur im Untergange einer Zeit und Welt dar, und dieser Untergang und Anfang ist wie die Sprache Ausdruck, Zeichen, Darstellung eines lebendigen aber besonderen Ganzen, welches eben wieder in seinen Wirkungen dazu wird, und zwar so, daß in ihm, sowie in der Sprache, von einer Seite weniger oder nichts lebendig Bestehendes, von der anderen Seite alles zu liegen scheint. Im lebendig Bestehenden herrscht eine Beziehungsart und Stoffart vor; wiewohl alle übrigen darin zu ahnden sind, im übergehenden ist die Möglichkeit aller Beziehungen vorherrschend, doch die besondere ist daraus abzunehmen, zu schöpfen, so daß durch sie Unendlichkeit, die endliche Wirkung, hervorgeht. Dieser Untergang oder Übergang des Vaterlandes, (in diesem Sinne) fühlt sich in den Gliedern der bestehenden Welt so, daß in eben [dem] Momente und Grade, worin sich das Bestehende auflöst, auch das Neueintretende, Jugendliche, Mögliche sich fühlt. Denn wie könnte die Auflösung empfunden werden ohne Vereinigung, wenn also das Bestehende in seiner Auflösung empfunden werden soll und empfunden wird,

so muß dabei das Unerschöpfte und Unerschöpfliche der Beziehungen und Kräfte, und jene, die Auflösung, mehr durch diese empfunden werden, als umgekehrt, denn aus Nichts wird nichts, und dies gradweise genommen heißt soviel, als daß dasjenige, welches zur Negation gehet, und insofern es aus der Wirklichkeit gehet, und noch nicht ein Mögliches ist, nicht wirken könne.

Aber das Mögliche, welches in die Wirklichkeit tritt, indem die Wirklichkeit sich auflöst, dies wirkt, und es bewirkt sowohl die Empfindung der Auflösung als die Erinnerung des Aufgelosten.

Deswegen das durchaus originelle jeder echttragischen Sprache, das immerwährend Schöpferische, das Entstehen des Individuellen aus Unendlichem, und das Entstehen des Endlichen aus Unendlichem oder Individuellewigen aus beeden, das Begreifen, Beleben, nicht des unbegreifbar, unselig gewordenen, sondern des unbegreifbaren, des Unseligen der Auflösung, und des Streites, des Todes selbst, durch das Harmonische, Begreifliche, Lebendige. Es drückt sich hierin nicht der erste, rohe, in seiner Tiefe dem Leidenden und Betrachtenden noch zu unbekannte Schmerz der Auflösung aus; in diesem ist das Neuentstehende, Idealische unbestimmt, mehr ein Gegenstand der Furcht, dahingegen die Auflösung selber an sich ein Bestehendes, realer scheint, und das sich Auflosende im Zustande zwischen Sein und Nichtsein im Notwendigen begriffen ist.

Das neue Leben ist jetzt wirklich, das sich auflösen sollte und aufgelöst hat, ideal alt, die Auflösung notwendig und trägt ihren eigentümlichen Charakter zwischen Sein und Nichtsein; [im] Zustande zwischen Sein und Nichtsein wird aber überall das Mögliche real, und das Wirkliche ideal, und dies ist in der freien Kunstnachahmung ein furchtbarer aber göttlicher Traum. Die Auflösung also als notwendige, auf dem Gesichtspunkte der idealischen Erinnerung, wird als solche idealisches Objekt

des neuentwickelten Lebens, ein Rückblick auf den Weg, der zurückgelegt werden mußte, vom Anfang der Auflösung bis dahin, wo aus dem neuen Leben eine Erinnerung des Aufgelösten, und daraus, als Erklärung und Vereinigung der Lücke und des Kontrasts, der zwischen dem Neuen und dem Vergangenen stattfindet, die Erinnerung der Auflösung erfolgen kann. Diese idealische Auflösung ist furchtlos. Anfangs- und Endpunkt ist schon gesetzt, gefunden, gesichert, deswegen ist diese Auflösung auch sicherer, unaufhaltsamer, kühner, und so stellt sie [sich] hiemit, als das, was sie eigentlich ist, als einen reproduktiven Akt, dar, wodurch das Leben alle seine Punkte durchläuft, und um die ganze Summe zu gewinnen, auf keinem verweilt, auf jedem sich auflöst, um in dem nächsten sich herzustellen; nur daß in dem Grade die Auflösung idealer wird, in welchem sie sich von ihrem Anfangspunkte entfernt, hingegen in eben dem Grade die Herstellung realer, bis endlich aus der Summe dieser in einem Moment unendlich durchlaufenen Empfindungen des Vergehens und Entstehens, ein ganzes Lebensgefühl, und hieraus das einzig ausgeschlossene, das anfänglich aufgelöst in der Erinnerung, (durch die Notwendigkeit eines Objekts im vollendetsten Zustande) hervorgeht; und nachdem diese Erinnerung des Aufgelösten, Individuellen mit dem unendlichen Lebensgefühl durch die Erinnerung der Auflösung vereinigt und die Lücke zwischen denselben ausgefüllt ist, so geht aus dieser Vereinigung und Vergleichung des vergangenen Einzelnen und des unendlichen Gegenwärtigen der eigentlich neue Zustand, der nächste Schritt, der dem Vergangenen folgen soll, hervor.

Also in der Erinnerung der Auflösung wird diese, weil ihre beiden Enden feststehen, ganz der sichere unaufhaltsame kühne Akt, der sie eigentlich ist.

Aber diese idealische Auflösung unterscheidet sich auch dadurch von der wirklichen, auch wieder, weil sie aus dem Un-

endlichgegenwärtigen zum Endlichvergangenen [geht], daß
 1. auf jedem Punkte derselben Auflösung und Herstellung,
 2. ein Punkt in seiner Auflösung und Herstellung mit jedem
 andern, 3. jeder Punkt in seiner Auflösung und Herstellung mit
 dem Totalgefühl der Auflösung und Herstellung unendlich
 verflochtener ist und alles sich in Schmerz und Freude, in Streit
 und Frieden, in Bewegung und Ruhe, in Gestalt und Ungestalt
 unendlicher durchdringt, berührt und angeht und so ein himm-
 lisches Feuer statt irdischem wirkt.

Endlich, auch wieder, weil die idealische Auflösung umgekehrt
 vom Unendlichgegenwärtigen zum Endlichvergangenen geht,
 unterscheidet sich die idealische Auflösung von der wirklichen
 dadurch, daß sie durchgängiger bestimmt sein kann, daß sie
 nicht mit ängstlicher Unruhe mehrere wesentliche Punkte der
 Auflösung und Herstellung in Eines zusammenzuraffen, auch
 nicht ängstlich auf Unwesentliches, die gefürchtete Auflösung,
 also auch die Herstellung Hinderliches, also eigentlich Tod-
 liches abzuirren, auch nicht auf einem Punkte der Auflösung
 und Herstellung einseitig ängstig sich bis aufs Äußerste zu be-
 schränken, und so wieder zum eigentlich Toten veranlaßt ist,
 sondern daß sie einen präzisen, geraden, freien Gang geht, auf
 jedem Punkte der Auflösung und Herstellung ganz das, was
 [sie] auf ihm, aber auch nur auf ihm sein kann, also wahrhaft
 individuell ist, natürlicherweise also auch auf diesem Punkt
 nicht Ungehöriges, Zerstreues, an sich und für sie Unbedeu-
 tendes herzwingt, aber frei und vollständig den einzelnen Punkt
 durchgeht, in allen seinen Beziehungen mit den übrigen Punk-
 ten der Auflösung und Herstellung, welche [zwischen[?]] den
 zwei ersten der Auflösung und Herstellung fähigen Punktent
 nämlich dem entgegengesetzten Unendlichneuen, und Endlich-
 alten, dem Realtotalen und Idealpartikularen liegen. Endlich
 unterscheidet sich die idealische Auflösung von der sogenann-
 wirklichen, (weil jene umgekehrterweise vom Unendlichen zum

Endlichen geht, nachdem sie vom Endlichen zum Unendlichen gegangen war) dadurch, daß die Auflösung aus Unkenntnis ihres End- und Anfangspunktes schlechterdings als reales Nichts erscheinen muß, so daß jedes Bestehende, also Besondere, als Alles erscheint, und ein sinnlicher Idealismus, ein Epikuraismus erscheint, wie ihn Horaz, der wohl diesen Gesichtspunkt nur dramatisch brauchte, in seinem *Prudens futuri temporis exitum pp.* treffend dastellt, – also die idealische Auflösung unterscheidet sich von der sogenannten wirklichen endlich dadurch, daß diese ein reales Nichts zu sein [scheint], jene, weil sie ein Werden des Idealindividuellen zum Unendlichrealen, und des Unendlichrealen zum Individuellidealen ist, in eben dem Grade an Gehalt und Harmonie gewinnt, je mehr sie gedacht wird als Übergang aus Bestehendem ins Bestehende; sowie auch das Bestehende in eben dem Grade an Geist gewinnt, je mehr [es] als entstanden aus jenem Übergange oder entstehend zu jenem Übergange gedacht wird, so daß die Auflösung des Idealindividuellen nicht als Schwächung und Tod, sondern als Aufleben, als Wachstum, die Auflösung des Unendlichneuen nicht als vernichtende Gewalt, sondern [als] Liebe und beedes zusammen als ein (transzendenter) schöpferischer Akt erscheint, dessen Wesen es ist, Idealindividuelles und Realunendliches [zu] vereinen, das Produkt also, das mit Idealindividuellem vereinigte Realunendliche ist, wo dann das Unendlichreale die Gestalt des Individuellidealen und dieses das Leben des Unendlichrealen annimmt, und beede sich in einem mythischen Zustande vereinigen, wo mit dem Gegensatze des Unendlichrealen und Endlichidealen auch der Übergang aufhört, so weit, daß dieser an Ruhe gewinnt, was jene [an] Leben gewannen, ein Zustand, welcher nicht zu verwechseln mit dem lyrischen Unendlichrealen, so wenig, als er in seiner Entstehung während [des] Überganges zu verwechseln ist, mit episch darstellbarem Individuellidealen; in beiden Fällen

vereinigt [sich] der Geist des einen, mit der Faßlichkeit, Sinnlichkeit des andern. Er ist in beiden Fällen tragisch, d. h. er vereinigt in beiden Fällen Unendlichreales mit Endlichidealem, und beide Fälle sind nur gradweise verschieden, denn auch während des Überganges sind Geist und Zeichen, mit andern Worten die Materie des Überganges mit diesem und dieser mit jener (transzendentes mit isoliertem) wie beseelte Organe mit organischer Seele, harmonisch entgegengesetzt eines.

Aus dieser tragischen Vereinigung des Unendlichneuen und Endlichalten entwickelt sich dann ein neues Individuelles, indem das Unendlichneue vermittelt dessen, daß es die Gestalt des Endlichalten annahm, sich nun in eigener Gestalt individualisiert.

Das Neuindividuelle strebt nun in eben dem Grade sich zu isolieren, und aus der Unendlichkeit loszuwinden, als auf dem zweiten Gesichtspunkte das Isolierte, Individuellalte, sich zu verallgemeinern und ins unendliche Lebensgefühl aufzulösen strebt. Der Moment, wo die Periode des Individuellneuen sich endet, ist da, wo das Unendlichneue als auflosende, als unbekannte Macht zum Individuellalten sich verhält, ebenso wie in der vorigen Periode das Neue, sich als unbekannte Macht zum Unendlichalten verhalten, und dieser zweiten Periode sich entgegengesetzt, und zwar die erste als Herrschaft des Individuellen über das Unendliche, des Einzelnen über das Ganze, der zweiten als der Herrschaft des Unendlichen über das Individuelle, des Ganzen über das Einzelne. Das Ende dieser zweiten Periode und der Anfang der dritten liegt in dem Moment, wo das Unendlichneue als Lebensgefühl, (als Ich) sich [zum] Individuellalten als Gegenstand (als Nicht-ich) verhält¹...

¹ Nach diesen Gegensätzen tragische Vereinigung der Charaktere, nach dieser Gegensätze der Charaktere zum Wechselseitigen (?) und umgekehrt. Nach diesen die tragische Ver[einigung] beeder.

GRUND ZUM EMPEDOKLES

Die tragische Ode fangt im höchsten Feuer an, der reine Geist, die reine Innigkeit hat ihre Grenze überschritten, sie hat diejenigen Verbindungen des Lebens, die notwendig, also gleichsam ohnedies zum Kontakt geneigt sind, und durch die ganze innige Stimmung dazu übermäßig geneigt werden (physische oder moralische Sinnlichkeit), das Bewußtsein, das Nachdenken, oder die physische Sinnlichkeit nicht mäßig genug gehalten, und so ist durch Übermaß der Innigkeit der Zwist entstanden, den die tragische Ode gleich zu Anfang fingiert, um das Reine darzustellen. Sie gehet dann weiter durch einen natürlichen Akt aus dem Extrem des Unterscheidens und der Not in das Extrem des Nichtunterscheidens des Reinen, des Übersinnlichen, das gar keine Not anzuerkennen scheint, von da fällt sie in eine reine Sinnlichkeit, in eine bescheidenere Innigkeit, denn die ursprünglich höhere, göttlichere, kuhnere Innigkeit ist ihr als Extrem erschienen, auch kann sie nicht mehr in jenen Grad von übermäßiger Innigkeit fallen, mit [dem] sie auf ihren Anfangston ausging, denn sie hat gleichsam erfahren, wohin dies führte, sie muß aus den Extremen des Unterscheidens und Nichtunterscheidens in jene stille Besonnenheit und Empfindung übergehen, wo sie freilich den Kampf der einen angestrengten Besonnenheit notwendig als ihren Anfangston und ihren eigenen Charakter als Gegensatz empfinden, und in ihn übergehen muß, wenn sie nicht in dieser Bescheidenheit tragisch enden soll, aber weil sie ihn als Gegensatz empfindet, gehet dann das Idealische, das diese beiden Gegensätze vereinigt, reiner hervor, der Urton ist wieder und mit Besonnenheit gefunden und so geht sie wieder von da aus durch eine mäßige freiere Reflexion oder Empfindung sicherer, freier, gründlicher (d. h. aus der Er-

fahrung und Erkenntnis des Heterogenen) in den Anfangston zurück.

Allgemeiner Grund

Es ist die tiefste Innigkeit, die sich im tragischen, dramatischen Gedichte ausdrückt. Die tragische Ode stellt das Innige auch in den positivsten Unterscheidungen dar, in wirklichen Gegensätzen, aber diese Gegensätze sind doch mehr bloß in der Form und als unmittelbare Sprache der Empfindung vorhanden. Das tragische Gedicht verhüllt die Innigkeit in der Darstellung noch mehr, drückt sie in stärkeren Unterscheidungen aus, weil es eine tiefere Innigkeit, ein unendlicheres Göttliche ausdrückt. Die Empfindung drückt sich nicht mehr unmittelbar aus, es ist nicht mehr der Dichter und seine eigene Erfahrung, was erscheint, wenn schon jedes Gedicht, so auch das tragische, aus poetischem Leben und Wirklichkeit, aus des Dichters eigener Welt und Seele hervorgegangen sein muß, weil sonst überall die rechte Wahrheit fehlt, und überhaupt nichts verstanden und belebt werden kann, wenn wir nicht das eigene Gemut und die eigene Erfahrung in einen fremden analogischen Stoff übertragen können. Auch im tragischen dramatischen Gedichte spielt sich also das Göttliche aus, das der Dichter in seiner Welt empfindet und erfährt, auch das tragisch dramatische Gedicht ist ihm ein Bild des Lebendigen, das ihm in seinem Leben gegenwärtig ist und war; aber wie dieses Bild der Innigkeit überall seinen letzten Grund in eben dem Grade mehr verleugnet und verleugnen muß, wie es überall mehr dem Symbol sich nähern muß, je unendlicher, je unaussprechlicher, je näher so dem nefas die Innigkeit ist, je strenger und kalter das Bild den Menschen und sein empfundenes Element unterscheiden muß, um die Empfindung in ihrer Grenze festzuhalten, umso weniger kann das Bild die Empfindung unmittelbar aussprechen, es muß sie sowohl der Form als dem Stoffe nach verleugnen, der Stoff muß ein

kuhneres, fremderes Gleichnis und Beispiel von ihr sein, die Form muß mehr den Charakter der Entgegensetzung und Trennung tragen. Eine andere Welt, fremde Begebenheiten, fremde Charaktere, doch wie jedes kühneres Gleichnis, dem Grundstoffe umso inniger anpassender, bloß in der äußeren Gestalt heterogener, denn wäre diese innige Verwandtschaft des Gleichnisses mit dem Stoffe nicht sichtbar, so wäre seine Entlegenheit, seine fremde Gestalt, nicht erklärlich. Die fremden Formen müssen um so lebendiger sein, je fremder sie sind, und je weniger der sichtbare Stoff des Gedichts dem Stoffe der zum Grunde liegt, dem Gemüt und der Welt des Dichters gleicht, um so weniger darf sich der Geist, das Göttliche, wie es [der] Dichter in seiner Welt empfand, in diesem künstlichen fremden Stoffe verleugnen. Aber auch in dem fremden künstlichen Stoffe darf und kann sich das Innige, Göttliche nicht anders aussprechen, als durch einen um so größern Grad des Unterscheidens, je inniger die zum Grunde liegende Empfindung ist. Daher ist 1. das Trauerspiel seinem Stoff und seiner Form nach dramatisch, d. h. a) es enthält einen dritten von des Dichters eigenem Gemüt und eigener Welt verschiedenen fremden Stoff, den er wählte, weil er ihn analog genug fand, um seine Totalempfindung in ihn hineinzutragen, und in ihm, wie in einem Gefaße, zu bewahren, und zwar um so sicherer, je fremder bei der Analogie dieser Stoff ist, denn die innigste Empfindung ist der Vergänglichkeit in eben [dem] Grade ausgesetzt, in welchem sie die wahren wirklichen und sinnlichen Beziehungen nicht verleugnet, (und es ist deswegen ja auch lyrisches Gesetz, wenn das Innige dort an sich weniger tief, also leichter zu halten ist, den physischen und intellektualen Zusammenhang zu verleugnen.) Eben darum verleugnet der tragische Dichter, weil er die tiefste Innigkeit ausdrückt, seine Person, seine Subjektivität ganz, so auch das ihm gegenwärtige Objekt, er trägt sie in fremde Personalität, in fremde Objektivität über (und selbst, wo die zum Grunde

liegende Totalempfindung am meisten sich verrät, in der Hauptperson, die den Ton des Dramas angibt, und in der Hauptsituation, wo das Objekt des Dramas, das Schicksal sein Geheimnis am deutlichsten ausspricht, wo es die Gestalt der Homogenität gegen seinen Helden am meisten annimmt (eben die ihn am stärksten ergreift), selbst da...

...und schlimme Erfolg, den die falsche[n] Versuche zu einer hergestellten reinen Innigkeit im Gemute haben, nicht wieder durch das Leidende selbsttätig durch einen neuen angemessenen unangemessenen Versuch behandelt, sondern von einem Andern zuvorkommenderweise gemacht wird, das auf eben den Wege geht, nur eine Stufe hoher oder niedriger steht, so daß das durch falsche Verbesserungsversuche angefochtene Gemut nicht bloß durch die eigene Selbsttätigkeit (?) gestört, sondern auch (durch) das Zuvorkommen einer fremden gleich falschen noch mehr alteriert, und zu einer heftigeren Reaktion gestimmt wird.

Grund zum Empedokles

Natur und Kunst sind sich im reinen Leben nur harmonisch entgegengesetzt, die Kunst ist die Blüte, die Vollendung der Natur, Natur wird erst göttlich durch die Verbindung mit der verschiedenartigen, aber harmonischen Kunst; wenn jedes ganz ist, was es sein kann, und eines verbindet sich mit dem andern, ersetzt den Mangel des andern, den es notwendig haben muß, um ganz das zu sein, was es als besonderes sein kann, dann ist die Vollendung da, und das Göttliche ist in der Mitte von beiden. Der organischere, künstlichere Mensch ist die Blüte der Natur, die aorgischere Natur, wenn sie rein gefühlt wird, vom rein organisierten, rein in seiner Art gebildeten Menschen, gibt ihm das Gefühl der Vollendung. Aber dieses Leben ist nur im Gefühle und nicht für die Erkenntnis vorhanden. Soll es erkennbar sein, so muß es [sich] dadurch darstellen, daß es im

Übermaße der Innigkeit, wo sich die Entgegengesetzten verwechseln, sich trennt, daß das Organische, das sich zu sehr der Natur überließ, und sein Wesen, Bewußtsein, vergaß, in das Extrem der Selbsttatigkeit und Kunst und Reflexion, die Natur hingegen wenigstens in ihren Wirkungen auf den reflektierenden Menschen in das Extrem des Aorgischen, des Unbegreiflichen, des Unfuhlbaren, des Unbegrenzten übergeht, bis durch den Fortgang der entgegengesetzten Wechselwirkungen die beiden ursprünglich-einigen sich wie anfangs begegnen, nur daß die Natur organischer durch den bildenden kultivierenden Menschen, überhaupt die Bildungstribe und Bildungskräfte, hingegen der Mensch aorgischer, allgemeiner, unendlicher geworden ist. Dies Gefühl gehört vielleicht zum höchsten, was gefühlt werden kann, wenn beide entgegengesetzte, der verallgemeinerte und geistig lebendige, künstlich rein aorgische Mensch und die Wohlgestalt der Natur sich begegnen. Dies Gefühl gehört vielleicht zum höchsten, was der Mensch erfahren kann, denn die jetzige Harmonie mahnt ihn an das vormalige umgekehrte reine Verhältnis, und er fühlt sich und die Natur zweifach, und [die] Verbindung ist unendlicher.

In der Mitte liegt der Tod des Einzelnen, derjenige Moment, wo das Organische seine Ichheit, sein besonderes Dasein, das zum Extreme geworden war, das Aorgische, seine Allgemeinheit, nicht wie zu Anfang in idealer Vermischung, sondern in realem höchstem Kampf ablegt, indem das Besondere auf seinem Extrem gegen das Extrem des Aorgischen sich tätig immer mehr verallgemeinern, immer mehr von seinem Mittelpunkt sich reißen muß, das Aorgische gegen das Extrem des Besonderen sich immer mehr konzentrieren und immer mehr einen Mittelpunkt gewinnen und zum Besondersten werden muß; wo dann das aorgisch gewordene Organische sich selber wiederzufinden und zu sich selber zurückzukehren scheint, indem es an die Individualität des Aorgi-

schen sich halt, und das Objekt, das Aorgische sich selbst zu finden scheint, indem es in demselben Moment, wo es die Individualität annimmt, auch zugleich das Organische auf dem höchsten Extreme des Aorgischen findet, so daß in diesem Moment, in dieser Geburt der höchsten Feindseligkeit die höchste Versöhnung wirklich zu sein scheint. Aber die Individualität dieses Moment[s] ist nur ein Erzeugnis des Streits, seine Allgemeinheit nur ein Erzeugnis des höchsten Streits; so wie also die Versöhnung da zu sein scheint, und das Organische wieder auf seine Art, das Aorgische auf die seinige auf diesen Moment hin wirkt, so wird auf die Eindrücke des Organischen die in dem Moment enthaltene aorgisch entsprungene Individualität wieder aorgischer, auf die Eindrücke des Aorgischen wird die in dem Moment enthaltene organisch entsprungene Allgemeinheit wieder besonderer, so daß der vereinende Moment, wie ein Trugbild, sich immer mehr auflöst, sich dadurch, daß er aorgisch gegen das Organische reagiert, immer mehr von diesem sich entfernt, dadurch aber und durch seinen Tod die kämpfenden Extreme, aus denen er hervorging, schöner versöhnt und vereinigt, als in seinem Leben, indem [die] Vereinigung nun nicht in einem Einzelnen und deswegen zu innig ist, indem das Göttliche nicht mehr sinnlich erscheint, indem der glückliche Betrug der Vereinigung in eben dem Grade aufhört, als er zu innig und einzig war, so daß die beiden Extreme wovon das eine, das organische, durch den vergehenden Moment zurückgeschreckt und dadurch in eine reinere Allgemeinheit erhoben, das Aorgische, indem [es] zu diesem übergeht, für das Organische ein Gegenstand der ruhigeren Betrachtung werden muß, und die Innigkeit des vergangenen Moments nun allgemeiner, gehaltner, unterscheidender, klarer hervorgeht. So ist Empedokles ein Sohn seines Himmels und seiner Periode,

seines Vaterlandes, ein Sohn der gewaltigen Entgegensetzungen von Natur und Kunst, in denen die Welt vor seinen Augen erschien. Ein Mensch, in dem sich jene Gegensätze so innig vereinigen, daß sie zu einem in ihm werden, daß sie ihre ursprüngliche unterscheidende Form ablegen und umkehren, daß das, was in seiner Welt für subjektiver gilt und mehr in Besonderheit vorhanden ist, das Unterscheiden, das Denken, das Vergleichen, das Bilden, das Organisieren und Organisiertsein, in ihm selber objektiver ist, so daß er, um es so stark wie möglich zu benennen, unterscheidender, denkender, vergleichender, bildender, organisierender und organisierter ist, wenn er weniger bei sich selber ist und insofern er sich weniger bewußt ist, daß bei ihm und für ihn das Sprachlose Sprache und bei ihm und für ihn das Allgemeine, das Unbewußtere, die Form des Bewußtseins und der Besonderheit gewinnt, daß hingegen dasjenige, was bei andern in seiner Welt als objektiver gilt, und in allgemeinerer Form vorhanden ist, das weniger Unterscheidende und Unterscheidbare, das Gedankenlosere, Unvergleichbarere, Unbildlichere, Unorganisiertere und Desorganisierende bei ihm und für ihn subjektiver ist, so daß er ununterschiedener und ununterscheidender, gedankenloser in der Wirkung, unvergleichbarer, unbildlicher, aorgischer und desorganisierter ist, wenn er mehr bei sich selber ist und nur insofern er sich mehr bewußt, daß bei ihm und für ihn das Sprechende unaussprechlich oder unauszusprechend, daß bei ihm und für ihn das Besondere und Bewußtere die Form des Unbewußten und Allgemeinen annimmt, daß also jene beiden Gegensätze in ihm zu einem werden, weil sie in ihm ihre unterscheidende Form umkehren und sich auch insoweit vereinigen, als sie im ursprünglichen Gefühle verschieden sind –

ein solcher Mensch kann nur aus der höchsten Entgegensetzung von Natur und Kunst erwachsen, und so wie (ideal) das Übermaß der Innigkeit aus Innigkeit hervorgeht, so geht dieses

reale Übermaß der Innigkeit aus Feindseligkeit und höchstem Zwist hervor, wo das Aorgische nur deswegen die bescheidene Gestalt des Besondern annimmt, und sich so zu versöhnen scheint mit dem Überorganischen, das Organische nur deswegen die bescheidene Gestalt des Allgemeinen annimmt, und sich zu versöhnen scheint mit dem Überaorgischen, Überlebendigen, weil beide sich auf den höchsten Extremen am tiefsten durchdringen und berühren und hiemit in ihrer äußern Form die Gestalt, den Schein des Entgegengesetzten annehmen müssen.

So ist Empedokles, wie gesagt, das Resultat seiner Periode, und sein Charakter weist auf diese zurück, sowie [er] aus dieser hervorging. Sein Schicksal stellt sich in ihm dar, als in einer augenblicklichen Vereinigung, die aber sich auflösen muß, um mehr zu werden. (Sein Gemüt, das Objektive in ihm, wurde früh durch die hyperpolitischen immer rechtenden und berechnenden Agrigentiner aus seiner Unbefangenheit, stillen Geselligkeit und Liebe in Einsamkeit getrieben, so wie hingegen sein Kunstsinn, die Kraft zu ordnen und zu organisieren, in einer eigentümlichen und angemessenen Sphäre zu schaffen und zu bilden, zum Reformatorsgeiste verallgemeinert und aorgischer wurde, durch die anarchische Wildheit, die sich um ihn bewegte.)

Er scheint nach allem zum Dichter geboren, scheint also in seiner subjektiven tätigen Natur schon jene ungewöhnliche Tendenz zur Allgemeinheit zu haben, die unter andern Umständen, oder durch Einsicht und Vermeidung ihres zu starken Einflusses zu jener ruhigen Betrachtung, zu jener Vollständigkeit und durchgängiger Bestimmtheit des Bewußtseins wird, womit der Dichter auf ein Ganzes blickt, ebenso scheint in seiner objektiven Natur, in seiner Passivität jene glückliche Gabe zu liegen, die auch ohne geflissentliches und wissentliches Ordnen und Denken [und] Bilden zum Ordnen und Denken und

Bilden geneigt ist, jene Bildsamkeit der Sinne und des Gemuts, die alles solche leicht und schnell in seiner Ganzheit lebendig aufnimmt, und die der kunstlichen Tätigkeit mehr zu sprechen als zu tun gibt. Aber diese Anlage sollte nicht in ihrer eigentümlichen Sphäre wirken und bleiben, er sollte nicht in seiner Art und seinem Maß, in seiner eigentümlichen Beschränktheit und Reinheit wirken und diese Stimmung durch den freien Ausdruck derselben zur allgemeineren Stimmung, die zugleich die Bestimmung seines Volks war, werden lassen; das Schicksal seiner Zeit, die gewaltigen Extreme, in [denen] er erwuchs, forderten nicht Gesang, wo das Reine in einer idealischen Darstellung, die zwischen der Gestalt des Schicksals und des Ursprünglichen liegt, noch leicht wieder aufgefaßt wird, wenn sich die Zeit noch nicht zu sehr davon entfernt hat; das Schicksal seiner Zeit erforderte auch nicht eigentliche Tat, die zwar unmittelbar wirkt und hilft, aber auch einseitiger, und um so mehr, je weniger sie den ganzen Menschen exponiert; es erforderte ein Opfer, wo der ganze Mensch das wirklich und sichtbar wird, worin das Schicksal seiner Zeit sich auflösen scheint, wo die Extreme sich in einem wirklich und sichtbar zu vereinigen scheinen, aber eben deswegen zu innig vereinigt sind, und in einer idealischen Tat das Individuum deswegen untergeht und untergehen muß, weil an ihm sich die vorzeitige, aus Not und Zwist hervorgegangene, sinnliche Vereinigung zeigte, welche das Problem des Schicksals auflöste, das sich aber niemals sichtbar und individuell auflösen kann, weil sonst das Allgemeine im Individuum sich verlore, und (was noch immer schlimmer, als alle großen Bewegungen des Schicksals, und allein unmöglich ist) das Leben einer Welt in einer Einzelheit abstürbe; da hingegen, wenn diese Einzelheit, als vorzeitiges Resultat des Schicksals sich auflöst, weil es zu innig und wirklich und sichtbar war, das Problem des Schicksals zwar materialiter sich auf dieselbe Art auflöst, aber formaliter anders, indem

eben das Übermaß [von] Innigkeit, das aus Glück, ursprünglich aber, nur ideal und als Versuch hervorgegangen war, nun durch den höchsten Zwist wirklich geworden, sich insofern, eben darum, und in den Graden, Kräften, und Werkzeugen wirklich aufhebt, in welchen das ursprüngliche Übermaß der Innigkeit, die Ursache alle[n] Zwists sich aufhob, so daß die Kraft des innigen Übermaßes sich wirklich verliert, und eine reifere wahrhafte reine allgemeine Innigkeit übrigbleibt.

So sollte also Empedokles ein Opfer seiner Zeit werden, die Probleme des Schicksals, in dem er erwuchs, sollten in ihm sich scheinbar lösen, und diese Lösung sollte sich als eine scheinbare, temporäre zeigen, wie mehr oder weniger bei allen tragischen Personen, die alle in ihren Charakteren und Äußerungen mehr oder weniger Versuche sind, die Probleme des Schicksals zu lösen, und alle sich insofern und in dem Grade aufheben, in welchem sie nicht allgemeingültig sind, wenn nicht anders ihre Rolle, ihr Charakter und seine Äußerungen sich von selbst als etwas Vorübergehendes und Augenblickliches darstellen, so daß also derjenige, der scheinbar das Schicksal am vollständigsten lost, auch sich am meisten in seiner Vergänglichkeit, und im Fortschritte seiner Versuche am auffallendsten als Opfer darstellt.

Wie ist nun dies bei Empedokles der Fall?

Je mächtiger das Schicksal, die Gegensätze von Kunst und Natur waren, um so mehr lag es in ihnen, sich immer mehr zu individualisieren, einen festen Punkt, einen Halt zu gewinnen, und eine solche Zeit ergreift alle Individuen so lange, fordert sie zur Lösung auf, bis sie eines findet, in dem sich ihr unbekanntes Bedürfnis und ihre geheime Tendenz sichtbar und erreicht darstellt, von dem aus dann erst die gefundene Auflösung ins Allgemeine übergehen muß.

So individualisiert sich seine Zeit in Empedokles, und je mehr

sie sich in ihm individualisiert, je glänzender und wirklicher und sichtbarer in ihm das Ratsel aufgelöst erscheint, um so notwendiger wird sein Untergang.

[1.] Schon der lebhafteste, allesversuchende Kunstgeist seines Volks überhaupt, mußte in ihm sich aorgischer, kühner, unbegrenzter, erfinderischer wiederholen, so wie von der andern Seite der glühende Himmelsstrich und die uppige sizilianische Natur gefühlter, sprechender für ihn und in ihm sich darstellen mußte, und wenn er einmal von beiden Seiten ergriffen war, so mußte immer die eine Seite, die tätigere Kraft seines Wesens, die andere als Gegenwirkung verstärken, so wie sich von dem empfindenden Teile seines Gemüts der Kunstgeist nähren und weitertreiben mußte.

2. Unter seinen hyperpolitischen, immer rechtenden und berechnenden Agrigentiniern, unter den fortstrebenden, immer sich erneuernden gesellschaftlichen Formen seiner Stadt mußte ein Geist, wie der seinige war, der immer nach Erfindung eines vollständigen Ganzen strebte, nur zu sehr zum Reformatorsgeiste werden, sowie die anarchische Ungebundenheit, wo jeder seiner Originalität folgte, ohne sich um [die] Eigentümlichkeit der andern zu kümmern, auch ihn mehr als andere bei seiner reichen selbstgenugsamen Natur und Lebensfülle ungeselliger, einsamer, stolzer und eigner machen mußte, und auch diese beiden Seiten seines Charakters mußten sich wechselseitig erheben und übertreiben.

3. Eine freigeisterische Kühnheit, die sich dem Unbekannten, außerhalb des menschlichen Bewußtseins und Handelns Liegenden, immer mehr entgegengesetzt, je inniger ursprünglich die Menschen sich im Gefühle mit jenem vereinigen fanden und durch einen natürlichen Instinkt getrieben wurden, sich gegen den zu mächtigen, zu tiefen, freundlichen Einfluß des Elements vor Selbstvergessenheit und gänzlicher Entäußerung zu verwahren, die freigeisterische Kühnheit, dieses negative Rasonnieren,

Nichtdenken des Unbekannten, das bei einem übermutigen Volke so natürlich ist, mußte bei Empedokles, der in keinem Falle zur Negation gemacht war, um einen Schritt weiter gehen, er mußte des Unbekannten Meister zu werden, er mußte sich seiner versichern wollen, sein Geist mußte der Dienstbarkeit so sehr entgegenstreben, daß er die überwaltigende Natur zu umfassen, durch und durch zu verstehen und ihrer bewußt zu werden suchen mußte, wie er seiner selbst bewußt und gewiß sein konnte, er mußte nach Identität mit ihr ringen, so mußte also sein Geist im höchsten Sinne aorgische Gestalt annehmen, von sich selbst und seinem Mittelpunkte sich reißen, immer sein Objekt so übermäßig penetrieren, daß er in ihm, wie in einem Abgrund, sich verlor, wo dann hingegen das ganze Leben des Gegenstands das verlaßne, durch die grenzenlose Tätigkeit des Geistes nur unendlicher empfänglich gewordene Gemut ergreifen, und bei ihm zur Individualität werden mußte, ihm seine Besonderheit geben, und diese in eben dem Grade durchgängiger nach sich stimmen mußte, als er sich geistigtatig dem Objekte hingegeben hatte; und so erschien das Objekt in ihm in subjektiver Gestalt, wie er die objektive Gestalt des Objekts angenommen hatte. Er war das Allgemeine, das Unbekannte, das Objekt das Besondere. Und so schien der Widerstreit der Kunst, des Denkens, des Ordners, des bildenden Menschencharakters und der bewußtloseren Natur gelöst, in den höchsten Extremen zu einem und bis zum Tauschen der gegenseitigen unterscheidenden Form vereinigt. Dies war der Zauber, womit Empedokles in seiner Welt erschien. Die Natur, welche seine freigeisterischen Zeitgenossen mit ihrer Macht und ihrem Reize nur um so gewaltiger beherrschte, je unerkennlicher sie von ihr abstrahierten, sie erschien mit allen ihren Melodien im Geiste und Munde dieses Mannes und so innig und warm und persönlich, wie wenn sein Herz das ihre wäre und der Geist des Elements in menschlicher Gestalt unter den Sterblichen wohnte.

Dies gab ihm seine Anmut, seine Furchtbarkeit, seine Gottlichkeit, und alle Herzen, die der Sturm des Schicksals bewegte, und Geister, die in der rätselhaften Nacht der Zeit unster und ohne Leiter hin und wieder irrten, flogen ihm zu, und je menschlicher, naher ihrem eigenen Wesen er sich ihnen zugesellte, je mehr er, mit dieser Seele, ihre Sache zu seiner machte, und, nachdem sie einmal in seiner Gottergestalt erschienen war, nun wieder in ihrer eigenern Weise ihnen wiedergegeben wurde, um so mehr war er der Angebetete. Dieser Grundton seines Charakters zeigte sich also in allen seinen Verhältnissen. Sie nahmen ihn alle an. So lebte er in seiner höchsten Unabhängigkeit, in dem Verhältnisse, das ihm, auch ohne die objektiveren und geschichtlichen, seinen Gang vorzeichnete, so daß die äußern Umstände, die ihn denselben Weg führten, so wesentlich und unentbehrlich sie sind, um das zum Vorschein und zur Handlung [zu] bringen, was vielleicht nur Gedanke bei ihm geblieben ware, dennoch, trotz alles Widerstreits, in dem er in der Folge mit ihnen zu stehen scheint, doch seiner freiesten Stimmung und Seele begegnen, was denn auch kein Wunder ist, da eben diese Stimmung auch der innerste Geist der Umstände ist, da alle Extreme in diesen Umständen von eben diesem Geiste aus und wieder auf ihn zurückgingen. In seinem unabhängigen Verhältniß löst sich das Schicksal seiner Zeit im ersten und letzten Problem auf. So wie diese scheinbare Lösung von hier aus wieder sich aufzuheben anfängt, und damit endet.

In diesem unabhängigen Verhältnisse lebt er, in jener höchsten Innigkeit, die den Grundton seines Charakters macht, mit den Elementen, indes die Welt um ihn hierin gerade im höchsten Gegensatze lebt, in jenem freigeisterischen Nichtdenken, nicht Anerkennen des Lebendigen von einer Seite, von der andern in der höchsten Dienstbarkeit gegen die Einflüsse der Natur. In diesem Verhältnisse lebt [er] 1. überhaupt als fühlender Mensch, 2. als Philosoph und Dichter, 3. als ein Einsamer, der seine Gär-

ten pflegt. Aber so ware [er] noch keine dramatische Person, also muß er das Schicksal nicht bloß in allgemeinen Verhältnissen, und durch seinen unabhängigen Charakter, er muß es in besondern Verhältnissen und in der besondersten Veranlassung und Aufgabe lösen. Aber in so innigem Verhältnisse, wie er mit dem Lebendigen der Elemente steht, stehet er auch mit seinem Volke. Er war des negativen gewaltsamen Neuerungsgeistes, der gegen das trotzig, anarchische Leben, das keinen Einfluß, keine Kunst dulden will, nur durch den Gegensatz anstrebt, nicht fähig, er mußte um einen Schritt weitergehen, er mußte, um das Lebendige zu ordnen, es mit seinem Wesen im Innersten zu ergreifen streben, er mußte mit seinem Geiste des menschlichen Elements und aller Neigungen und Triebe, er mußte ihrer Seele, er mußte des Unbegreiflichen, des Unbewußten, des Unwillkürlichen in ihnen mächtig zu werden suchen, eben dadurch mußte sein Wille, sein Bewußtsein, sein Geist, in dem er über die gewöhnliche und menschliche Grenze des Wissens und Wirkens ging, sich selber verlieren und objektiv werden, und was er geben wollte, das mußte er finden, da hingegen das Objektive desto reiner, tiefer in ihm widerklang, je offener sein Gemüt eben dadurch stand, daß der geistig tätige Mensch sich hingegeben hatte, und dies im Besonderen wie im Allgemeinen.

So verhielt er sich als religiöser Reformator, als politischer Mensch, und in allen Handlungen, die [er] um ihrer willen tat, gegen sie, mit dieser stolzen, schwärmerischen Ergebenheit, und löste sich, dem Scheine nach, schon durch den Ausdruck dieser Vertauschung des Objekts und Subjekts, alles Schicksal auf. Aber worin soll dieser Ausdruck bestehen? welches ist derjenige, der in einem solchen Verhältnisse demjenigen Teile genügt, der zuerst der unglaubliche ist? und an diesem Ausdruck liegt alles, denn darum muß das Einigende untergehen, weil [es] zu sichtbar und sinnlich erschien, und dies kann es nur

dadurch, daß [es] in irgend einem bestimmtesten Punkte und Falle sich ausdrückt. Sie müssen das Einige, das zwischen ihnen und dem Manne ist, sehen, wie können sie das? dadurch, daß er ihnen bis ins Äußerste gehorcht? aber worin? in einem Punkte, wo sie über die Vereinigung der Extreme, in denen sie leben, am zweifelhaftesten sind. Bestehen nun diese Extreme aber im Zwiste von Kunst und Natur, so muß er die Natur gerade darin, wo sie der Kunst am unerreichbarsten ist, vor ihren Augen mit der Kunst versöhnen. – Von hier aus entspinnt sich die Fabel. Er tut [es] mit Liebe und Widerwillen¹, legt seine Probe ab, nun glauben sie alles vollendet. Er erkennt sie daran; die Täuschung, in der er lebte, als wäre [er] Eines mit ihnen, holt nun auf. Er zieht sich zurück, und sie erkalten gegen ihn. Sein Gegner benutzt dies, bewirkt die Verbannung. Sein Gegner, groß in natürlichen Anlagen, wie Empedokles, sucht die Probleme der Zeit auf andere, auf negativere Art zu lösen. Zum Helden geboren, ist er nicht sowohl geneigt, die Extreme zu vereinigen, als sie zu bändigen, und ihre Wechselwirkung an ein Bleibendes und Festes zu knüpfen, das zwischen sie gestellt ist, und jedes in seiner Grenze halt, indem es jedes sich zu eigen macht. Seine Tugend ist der Verstand, seine Göttin die Notwendigkeit. Er ist das Schicksal selber, nur mit dem Unterschiede, daß die streitenden Kräfte in ihm an ein Bewußtsein, an einen Scheidepunkt festgeknüpft sind, der sie klar und sicher gegenüberhält, der sie an eine (negative) Idealität befestigt und ihnen eine Richtung gibt. Wie sich Kunst und Natur bei Empedokles im Extreme des Widerstreits dadurch vereinigen, [daß] das Tätige im Übermaß objektiv wird, und die verlorene Subjektivität durch die tiefe Einwirkung des Objekts ersetzt wird, so vereinigen sich Kunst und Natur in seinem Gegner

¹ denn die Furcht, positiv zu werden, muß seine größte, natürlicherweise, sein, aus dem Gefühle, daß Er, je wirklicher [er] das Innige ausdrückt, desto sicherer untergeht.

dadurch, daß ein Übermaß von Objektivität und Außersichsein und Realitat, (in solchem Klima, in solchem Getummel von Leidenschaften und Wechsel der Originalitat, in solcher herrischer Furcht des Unbekannten,) bei einem mutig offenen Gemute die Stelle des Tätigen und Bildenden vertreten [muß], da hingegen das Subjektive mehr die passive Gestalt des Duldens, des Ausdauerns, der Festigkeit, der Sicherheit gewinnt; und wenn die Extreme entweder durch die Fertigkeit im Ausdauern derselben, oder auch von außen die Gestalt der Ruhe und des Organischen annehmen, so muß das Subjektivtätige nun das Organisierende, es muß zum Elemente werden; so auch hierin das Subjektive und Objektive ihre Gestalt verwechseln und Eines werden in einem . . .

ANMERKUNGEN ZUM ÖDIPUS

I

Es wird gut sein, um den Dichtern, auch bei uns, eine bürgerliche Existenz zu sichern, wenn man die Poesie, auch bei uns, den Unterschied der Zeiten und Verfassungen abgerechnet, zur *μηχανή* der Alten erhebt.

Auch andern Kunstwerken fehlt, mit den griechischen verglichen, die Zuverlässigkeit; wenigstens sind sie bis izt mehr nach Eindrücken beurteilt worden, die sie machen, als nach ihrem gesetzlichen Kalkul und sonstiger Verfahrungsart, wodurch das Schöne hervorgebracht wird. Der modernen Poesie fehlt es aber besonders an der Schule und am Handwerksmaßigen, daß nämlich ihre Verfahrungsart berechnet und gelehrt, und wenn sie gelernt ist, in der Ausübung immer zuverlässig wiederholt werden kann. Man hat, unter Menschen, bei jedem Dinge, vor allem darauf zu sehen, daß es Etwas ist, d. h. daß es in dem Mittel (*moyen*) seiner Erscheinung erkennbar ist, daß die Art, wie es bedingt ist, bestimmt und gelehrt werden kann. Deswegen und aus höheren Gründen bedarf die Poesie besonders sicherer und charakteristischer Prinzipien und Schranken. Dahin gehört einmal eben jener gesetzliche Kalkul.

Dann hat man darauf zu sehen, wie der Inhalt sich von diesem unterscheidet, durch welche Verfahrungsart, und wie im unendlichen, aber durchgängig bestimmten Zusammenhange der besondere Inhalt sich zum allgemeinen Kalkul verhält, und der Gang und das Festzusetzende, der lebendige Sinn, der nicht berechnet werden kann, mit dem kalkulablen Gesetze in Beziehung gebracht wird.

Das Gesetz, der Kalkul, die Art, wie, ein Empfindungssystem, der ganze Mensch, als unter dem Einflusse des Elements sich entwickelt, und Vorstellung und Empfindung und Räsonne-

ment, in verschiedenen Sukzessionen, aber immer nach einer sichern Regel nacheinander hervorgehn, ist im Tragischen mehr Gleichgewicht, als reine Aufeinanderfolge.

Der tragische Transport ist nämlich eigentlich leer, und der ungebundenste.

Dadurch wird in der rhythmischen Aufeinanderfolge der Vorstellungen, worin der Transport sich darstellt, das, was man im Silbenmaße Zäsur heißt, das reine Wort, die gegenrhythmische Unterbrechung notwendig, um nämlich dem reißenden Wechsel der Vorstellungen, auf seinem Summum, so zu begegnen, daß alsdann nicht mehr der Wechsel der Vorstellung, sondern die Vorstellung selber erscheint.

Dadurch wird die Aufeinanderfolge des Kalküls und der Rhythmus geteilt, und bezieht sich in seinen zwei Hälften so aufeinander, daß sie, als gleichwiegend, erscheinen.

Ist nun der Rhythmus der Vorstellungen so beschaffen, daß, in exzentrischer Rapidität, die ersten mehr durch die folgenden hingerissen sind, so muß die Zäsur oder die gegenrhythmische Unterbrechung von vorne liegen, so daß die erste Hälfte gleichsam gegen die zweite geschützt ist, und das Gleichgewicht wird, eben weil die zweite Hälfte ursprünglich rapider ist und schwerer zu wiegen scheint, der entgegenwirkenden Zäsur wegen, mehr sich von hinten her gegen den Anfang neigen.

Ist der Rhythmus der Vorstellungen so beschaffen, daß die folgenden mehr gedrungen sind von den anfänglichen, so wird die Zäsur mehr gegen das Ende liegen, weil es das Ende ist, was gegen den Anfang gleichsam geschützt werden muß, und das Gleichgewicht wird folglich sich mehr gegen das Ende neigen, weil die erste Hälfte sich länger dehnt, das Gleichgewicht folglich später vorkommt. Soviel vom kalkulablen Gesetze.

Das erste nun der hier angedeuteten tragischen Gesetze ist das des Ödipus.

Die Antigone gehet nach dem zweiten hier beruhten.
In beiden Stücken machen die Zäsur die Reden des Tiresias aus.

Er tritt ein in den Gang des Schicksals, als Aufseher über die Naturmacht, die tragisch den Menschen seiner Lebenssphäre, dem Mittelpunkt seines innern Lebens in eine andere Welt entrückt und in die exzentrische Sphäre der Toten reißt.

2

Die Verständlichkeit des Ganzen beruht vorzüglich darauf, daß man die Szene ins Auge faßt, wo Ödipus den Orakelspruch zu unendlich deutet, zum nefas versucht wird.

Namlich der Orakelspruch heißt:

Geboten hat uns Phobos klar, der König,
Man soll des Landes Schmach, auf diesem Grund genährt,
Verfolgen, nicht Unheilbares ernahren.

Das konnte heißen: Richtet, allgemein, ein streng und rein Gericht, haltet gute bürgerliche Ordnung. Ödipus aber spricht gleich darauf priesterlich:

Durch welche Reinigung usw.
Und gehet ins Besondere:
Und welchem Mann bedeutet er dies Schicksal?

Und bringet so die Gedanken des Kreon auf das furchtbare Wort:

Uns war, o König! Lajos vormals Herr
In diesem Land, eh du die Stadt gelenket.

So wird der Orakelspruch und die nicht notwendig darunter gehörige Geschichte von Lajos' Tode zusammengebracht. In der gleich darauf folgenden Szene spricht aber, in zorniger

Ahnung, der Geist des Ödipus, alles wissend, das nefas eigentlich aus, indem er das allgemeine Gebot argwöhnisch das Besondere deutet, und auf einen Mörder des Lajos anwendet, und dann auch die Sünde als unendlich nimmt:

Wer unter euch den Sohn des Labdakos,
Lajos, gekannt, durch wen er umgekommen,
Dem sag ich, daß ers all anzeige rür usw.
Um dieses Mannes willen
Fluch ich, wer er auch sei im Lande hier,
Von dem die Kraft und Thronen ich verwalte,
Nicht laden soll man, noch ansprechen ihn,
Zu gottlichen Gelubden nicht und nicht zu Opfern
Ihn nehmen.
Es zeigt dies
Der Gotterspruch, der Pythische, mir deutlich usw.

Daher, im nachfolgenden Gespräche mit Tiresias, die wunderbare zornige Neugier, weil das Wissen, wenn es seine Schranke durchrissen hat, wie trunken in seiner herrlichen harmonischen Form, die doch bleiben kann, vorerst, sich selbst reizt, mehr zu wissen, als es tragen oder fassen kann.

Daher in der Szene mit Kreon nachher der Argwohn, weil der unbändige, und von traurigen Geheimnissen beladene Gedanke unsicher wird, und der treue gewisse Geist im zornigen Unmaß leidet, das, zerstörungsfroh, der reißenden Zeit nur folgt.

Daher, in der Mitte des Stücks, in den Reden mit Jokasta die traurige Ruhe, das Blöde, der mitleidswerte naive Irrtum des gewaltigen Mannes, wo er Jokasten vom vermeintlichen Geburtsort und von Polybos erzählt, den er umzubringen fürchtet, weil er sein Vater sei, und Meropen, die er fliehen will, um nicht sie, die seine Mutter sei, zu heiraten, den Worten des Tiresias nach, da dieser doch ihm sagte, er sei des Lajos Mörder und dieser sei sein Vater. Tiresias sagt nämlich im schon berührten Streite zwischen Ödipus und ihm:

Der Mann, den längst
Du suchest, drohend und verkundigend den Mord
Des Lajos, der ist hier; als Fremder, nach der Rede,
Wohnt er mit uns, doch bald als Eingeborner
Kund wird er als Thebaner sein, und nicht
Sich freun am Unfall.

Kund wird er aber sein, bei seinen Kindern wohnend,
Als Bruder und als Vater, und vom Weib, das ihn
Gebär, Sohn und Gemahl, in Einem Bette mit
Dem Vater und sein Morder.

Daher dann im Anfange der zweiten Hälfte, in der Szene mit dem korinthischen Boten, da er zum Leben wieder versucht wird, das verzweifelte Ringen, zu sich selbst zu kommen, das niedertretende fast schamlose Streben, seiner mächtig zu werden, das narrischwilde Nachsuchen nach einem Bewußtsein:

JOKASTA

Denn aufwärts bieget Ödipus den Mut
In mannigfacher Qual, nicht, wie ein Mann,
Besonnen, deutet er aus Altem Neues.

ÖDIPUS

O liebtest, du, des Weibs, Jokastas Haupt!
Was riefest du heraus mich aus den Häusern?

ÖDIPUS

An Krankheit welkte, wie es scheint, der Alte.

BOTE

Und an der großen Zeit genug gemessen.

Es ist wohl zu bemerken, wie sich Ödipus' Geist hier an dem guten Spruche erhebt; so können die folgenden Reden aus edlerem Motiv erscheinen. Hier wirft er, der jetzt gerade nicht mit herkulischen Schultern trägt, in hoher Schwäche, seiner mächtig zu werden, die königlichen Sorgen weg:

Wohlan! Wer sollte nun, o Weib, noch einmal
Den prophezeienden Herd befragen, oder
Von oben schreiend die Vogel? deren Sinn nach
Ich toten sollte meinen Vater, der
Gestorben schlummert unter der Erd; hier aber
Bin ich, und rein ist meine Lanze, wenn er anders
Im Traume nicht umkam, von mir. So mag er
Gestorben sein, von mir; zugleich nahm er auch
Die heutigen Sehersprüche mit und liegt nun
Im Hades, Polybos, nicht weiter gultig.

Zuletzt herrscht in den Reden vorzüglich das geisteskranke^o
Fragen nach einem Bewußtsein:

BOTE

Wohl zeigst du, Kind! du wissest, was du tust, nicht.

ÖDIPUS

Wie, bei dem Gottlichen, Alter, sprich etwas!

ÖDIPUS

Was sagst du? pflanzte Polybos mich nicht?

BOTE

Beinahe so etwas, wie unser einer.

ÖDIPUS

Wie das? ein Vater, der dem Niemand gleich ist?

BOTE

Ein Vater eben. Polybos nicht, nicht ich.

ÖDIPUS

Wofür denn aber nennt der mich das Kind?

BOTE

Ich lose dich, da dir die Zeh'n vernagt sind.

ÖDIPUS:

Gewaltigen Schimpf bracht aus den Windeln ich.

BOTE

So daß genannt du bist nach diesem Dinge.

ÖDIPUS

Das, Gotter! das, bei Mutter, Vater! rede.

JOKASTA

Bei Göttern, nein! bist du besorgt ums Leben,
So suche nicht. Genug erkrankt bin ich.

ÖDIPUS

Sei gutes Muts! kam ich von dreien Müttern
Dreifach ein Knecht, es machte dich nicht schlimmer.

ÖDIPUS

Was soll, das breche. Mein Geschlecht will ich,
Sei's auch gering, doch will ich es erfahren.
Mit Recht ist sie, denn Weiber denken groß,
Ob meiner niedrigen Geburt beschamt.
Ich aber will, als Sohn des Glücks mich haltend,
Des wohlbegabten, nicht verunehrt werden;
Denn dies ist meine Mutter. Und klein und groß
Umzingen mich die mitgebornen Monde.
Und so erzeugt, will ich nicht ausgehn so,
So daß ich nicht ganz, wes ich bin, ausforschte.

Eben dies Allessuchende, Allesdeutende ist auch, daß sein Geist am Ende der rohen und einfältigen Sprache seiner Diener unterliegt.

Weil solche Menschen in gewaltsamen Verhältnissen stehn, spricht auch ihre Sprache, beinahe nach Furienart, in gewaltsamerem Zusammenhange.

3

Die Darstellung des Tragischen beruht vorzüglich darauf, daß das Ungeheure, wie der Gott und Mensch sich paart, und grenzenlos die Naturmacht und des Menschen Innerstes im Zorn eins wird, dadurch sich begreift, daß das grenzenlose Eineswerden durch grenzenloses Scheiden sich reiniget. Της φνσεως γραμματευσ ην τον καλαμον αποβρεχων ευνουν.

Darum der immer widerstreitende Dialog, darum der Chor als Gegensatz gegen diesen. Darum das allzukeusche, allzumechanische und faktisch endigende Ineinandergreifen zwischen den verschiedenen Teilen, im Dialog, und zwischen dem Chor und Dialog und den großen Partien oder Dramaten, welche aus Chor und Dialog bestehen. Alles ist Rede gegen Rede, die sich gegenseitig aufhebt.

So in den Choren des Ödipus das Jammernde und Friedliche und Religiöse, die fromme Lüge («Wenn ich Wahrsager bin etc.») und das Mitleid bis zur gänzlichen Erschöpfung gegen einen Dialog, der die Seele eben dieser Hörer zerreißen will, in seiner zornigen Empfindlichkeit; in den Auftritten die schrocklichfeierlichen Formen, das Drama wie eines Ketzergerichtes, als Sprache für eine Welt, wo unter Pest und Sinnesverwirrung und allgemein entzündetem Wahrsagergeist, in müßiger Zeit, der Gott und der Mensch, damit der Weltlauf keine Lücke hat und das Gedächtnis der Himmlischen nicht ausgehet, in der allvergessenden Form der Untreue sich mitteilt, denn göttliche Untreue ist am besten zu behalten.

In solchem Momente vergißt der Mensch sich und den Gott und kehret, freilich heiliger Weise, wie ein Verräter sich um. – In der äußersten Grenze des Leidens bestehet nämlich nichts mehr, als die Bedingungen der Zeit oder des Raums.

In dieser vergißt sich der Mensch, weil er ganz im Moment ist; der Gott, weil er nichts als Zeit ist; und beides ist untreu, die Zeit, weil sie in solchem Momente sich kategorisch wendet, und Anfang und Ende sich in ihr schlechterdings nicht reimen läßt; der Mensch, weil er in diesem Momente der kategorischen Umkehr folgen muß, hiermit im folgenden schlechterdings nicht dem Anfänglichen gleichen kann.

So steht Hämon in der Antigone. So Ödipus selbst in der Mitte der Tragödie von Ödipus.

ANMERKUNGEN ZUR ANTIGONE

I

Die Regel, das kalkulable Gesetz der Antigone verhält sich zu dem des Ödipus, wie $_/_$ zu $_ \backslash _$, so daß sich das Gleichgewicht mehr vom Anfang gegen das Ende, als vom Ende gegen den Anfang zu neigt.

Sie ist eine der verschiedenen Sukzessionen, in denen sich Vorstellung und Empfindung und Rasonnement, nach poetischer Logik, entwickelt. So wie nämlich immer die Philosophie nur ein Vermögen der Seele behandelt, so daß die Darstellung dieses einen Vermögens ein Ganzes macht, und das bloße Zusammenhängen der Glieder dieses einen Vermögens Logik genannt wird; so behandelt die Poesie die verschiedenen Vermögen des Menschen, so daß die Darstellung dieser verschiedenen Vermögen ein Ganzes macht, und das Zusammenhängen der selbständigeren Teile der verschiedenen Vermögen der Rhythmus, im hohern Sinne, oder das kalkulable Gesetz genannt werden kann.

Ist aber dieser Rhythmus der Vorstellungen so beschaffen, daß in der Rapidität der Begeisterung die ersten mehr durch die folgenden hingerissen sind, so muß die Zäsur (a) dann oder die gegenrhythmische Unterbrechung von vorne liegen, so daß die erste Hälfte gleichsam gegen die zweite geschützt ist, und das Gleichgewicht, eben weil die zweite Hälfte ursprünglich rapider ist und schwerer zu wiegen scheint, der entgegengewirkenden Zäsur wegen, mehr von hinten her (b) sich gegen den Anfang (c) neigt: $c _ a \backslash b$.

Ist der Rhythmus der Vorstellungen aber so beschaffen, daß die folgenden mehr gedrungen sind von den anfänglichen, so wird die Zäsur (a) mehr gegen das Ende liegen, weil es das Ende ist, was gegen den Anfang gleichsam geschützt werden

muß, und das Gleichgewicht wird folglich mehr sich gegen das Ende (b) neigen, weil die erste Hälfte (c) sich länger dehnt, das Gleichgewicht aber später vorkommt: c /a b. |

2

Was wagtest du, ein solch Gesetz zu brechen?

Darum. Mein Zeus berichtete mir's nicht,
Noch hier im Haus das Recht der Todesgotter usw.

Der kühnste Moment eines Taglaufs oder Kunstwerks ist, wo der Geist der Zeit und Natur, das Himmlische, was den Menschen ergreift, und der Gegenstand, für welchen er sich interessiert, am wildesten gegeneinanderstehen, weil der sinnliche Gegenstand nur eine Hälfte weit reicht, der Geist aber am mächtigsten erwacht, da wo die zweite Hälfte anget. In diesem Momente muß der Mensch sich am meisten festhalten, deswegen steht er auch da am offensten in seinem Charakter.

Das tragschmäßige Zeitmatte, dessen Objekt dem Herzen doch nicht eigentlich interessant ist, folgt dem reißenden Zeitgeist am unmaßigsten, und dieser erscheint dann wild, nicht, daß er die Menschen schonte, wie ein Geist am Tage, sondern er ist schonungslos, als Geist der ewig lebenden ungeschriebenen Wildnis und der Totenwelt.

KREON

Doch, Guten gleich, sind Schlimme nicht zu nehmen.

ANTIGONE

Wer weiß, da kann doch drunt' ein andrer Brauch sein.

Das Liebenswürdige, Verständige im Unglück. Das Traumerischnaive. Eigentliche Sprache des Sophokles, da Äschylus

und Euripides mehr das Leiden und den Zorn, weniger aber des Menschen Verstand, als unter Udenkbarem wandelnd, zu objektivieren wissen.

KREON

Wenn meinem Uranfang ich treu beistehe, lug ich?

HÄMON

Das bist du nicht, hältst du nicht heilig Gottes Namen.

statt: trittst du der Götter Ehre. Es war wohl nötig, hier den heiligen Ausdruck zu ändern, da er in der Mitte bedeutend ist, als Ernst und selbständiges Wort, an dem sich alles übrige objektivieret und verklärt.

Wohl die Art, wie in der Mitte sich die Zeit wendet, ist nicht wohl veränderlich, so auch nicht wohl, wie ein Charakter der kategorischen Zeit kategorisch folget, und wie es vom Griechischen zum Hesperischen gehet, hingegen der heilige Namen, unter welchem das Höchste gefühlt wird oder geschieht. Die Rede bezieht sich auf den Schwur des Kreon.

Nicht lang mehr brütest
In eifersüchtger Sonne du.

Auf der Erde, unter Menschen, kann die Sonne, wie sie relativ physisch wird, auch wirklich relativ im Moralischen werden.

Ich habe gehört, der Wüste gleich sei worden usw.

Wohl der höchste Zug an der Antigone. Der erhabene Spott, sofern heiliger Wahnsinn höchste menschliche Erscheinung, und hier mehr Seele als Sprache ist, übertrifft alle ihre übrigen Äußerungen; und es ist auch nötig, so im Superlative von der Schönheit zu sprechen, weil die Haltung unter anderem auch auf

dem Superlative von menschlichem Geist und heroischer Virtuosität beruht.

Es ist ein großer Behelf der geheimarbeitenden Seele, daß sie auf dem höchsten Bewußtsein dem Bewußtsein ausweicht, und ehe sie wirklich der gegenwärtige Gott ergreift, mit kühnem, oft sogar blasphemischem Worte diesem begegnet und so die heilige lebende Möglichkeit des Geistes erhält.

In hohem Bewußtsein vergleicht sie sich dann immer mit Gegenständen, die kein Bewußtsein haben, aber in ihrem Schicksal des Bewußtseins Form annehmen. So einer ist ein wüst gewordenes Land, das in ursprünglicher uppiger Fruchtbarkeit die Wirkungen des Sonnenlichts zu sehr verstarke, und darum dürr wird. Schicksal der Phrygischen Niobe; wie überall Schicksal der unschuldigen Natur, die überall in ihrer Virtuosität in eben dem Grade ins Allzuorganische geht, wie der Mensch sich dem Aorganischen nähert, in heroischeren Verhältnissen, und Gemütsbewegungen. Und Niobe ist dann auch recht eigentlich das Bild des frühen Genies.

Sie zählte dem Vater der Zeit
Die Stundenschläge, die goldnen.

statt: verwaltete dem Zeus das goldenströmende Werden. Um es unserer Vorstellungsart mehr zu nähern. Im Bestimmteren oder Unbestimmteren muß wohl Zeus gesagt werden. Im Ernste lieber: Vater der Zeit oder: Vater der Erde, weil sein Charakter ist, der ewigen Tendenz entgegen, das Streben aus dieser Welt in die andre zu kehren zu einem Streben aus einer andern Welt in diese. Wir müssen die Mythe nämlich überall beweisbarer darstellen. Das goldenströmende Werden bedeutet wohl die Strahlen des Lichts, die auch dem Zeus gehören, insofern die Zeit, die bezeichnend wird, durch solche Strahlen berechenbarer ist. Das ist sie aber immer, wenn die Zeit im Leiden gezählt wird, weil dann das Gemüt viel-

mehr dem Wandel der Zeit mitführend folgt, und so den einfachen Stundengang begreift, nicht aber der Verstand von Gegenwart auf die Zukunft schließt.

Weil aber dieses festeste Bleiben vor der wandelnden Zeit, dieses heroische Eremitenleben das höchste Bewußtsein wirklich ist, motiviert sich dadurch der folgende Chor als reinste Allgemeinheit und als eigentlichster Gesichtspunkt, wo das Ganze angefaßt werden muß.

Nämlich dieser enthält, als Gegensatz gegen das Allzuinnige dieser vorhergegangenen Stelle, die höchste Unparteilichkeit der zwei entgegengesetzten Charaktere, aus welchen die verschiedenen Personen des Dramas handeln. Einmal das, was den Antitheos charakterisiert, wo einer, in Gottes Sinne, wie gegen Gott sich verhält, und den Geist des Höchsten gesetzlos erkennt. Dann die fromme Furcht vor dem Schicksal, hiemit das Ehren Gottes, als eines gesetzten. Dies ist der Geist der beiden unparteiisch gegeneinander gestellten Gegensätze im Chore. Im ersten Sinne mehr Antigone handelnd. Im zweiten Kreon. Beide insofern sie entgegengesetzt sind, nicht wie Nationelles und Antinationelles, hiemit Gebildetes, wie Ajax und Ulyß, auch nicht, wie Ödipus gegen die griechischen Landleute, und die antike Originalnatur, als Freigeist gegen getreue Einfalt, sondern gleich gegeneinander abgewogen und nur der Zeit nach verschieden, so daß das eine vorzüglich darum verliert, weil es anfängt, das andere gewinnt, weil es nachfolgt. Insofern passet der sonderbare Chor, von dem hier eben die Rede ist, aufs geschickteste zum Ganzen, und seine kalte Unparteilichkeit ist Wärme, eben weil sie so eigentümlich schicklich ist.

3

Die tragische Darstellung beruht, wie in den Anmerkungen zum Ödipus angedeutet ist, darauf, daß der unmittelbare Gott ganz Eines mit dem Menschen (denn der Gott eines Apostels

ist mittelbarer, ist höchster Verstand in höchstem Geiste), daß die unendliche Begeisterung unendlich, das heißt in Gegensätzen, im Bewußtsein, welches das Bewußtsein aufhebt, heilig sich scheidend, sich faßt, und der Gott, in der Gestalt des Todes, gegenwärtig ist.

Deswegen, wie schon in den Anmerkungen zum Ödipus berührt ist, die dialogische Form, und der Chor im Gegensatze mit dieser, deswegen die gefährliche Form, in den Auftritten, die nach griechischerer Art, notwendig faktisch in dem Sinne ausgehet, daß das Wort mittelbarer faktisch wird, indem es den sinnlicheren Körper ergreift; nach unserer Zeit und Vorstellungsart, unmittelbarer, indem es den geistigeren Körper ergreift. Das griechisch-tragische Wort ist tödlichfaktisch, weil der Leib, den es ergreift, wirklich todet. Für uns, da wir unter dem eigentlicheren Zeus stehen, der nicht nur zwischen dieser Erde und der wilden Welt der Toten innehält, sondern den ewig menschenfeindlichen Naturgang, auf seinem Wege in die andre Welt, entschiedener zur Erde zwinget, und da dies die wesentlichen und vaterländischen Vorstellungen groß ändert, und unsere Dichtkunst vaterländisch sein muß, so daß ihre Stoffe nach unserer Weltansicht gewählt sind, und ihre Vorstellungen vaterländisch, verändern sich die griechischen Vorstellungen insofern, als ihre Haupttendenz ist, sich fassen zu können, weil darin ihre Schwäche lag, da hingegen die Haupttendenz in den Vorstellungsarten unserer Zeit ist, etwas treffen zu können, Geschick zu haben, da das Schicksallose, das δυσμορον, unsere Schwäche ist. Deswegen hat der Grieche auch mehr Geschick und Athletentugend, und muß dies, so paradox uns die Helden der Iliade erscheinen mögen, als eigentlichen Vorzug und als ernstliche Tugend haben. Bei uns ist dies mehr der Schicklichkeit subordiniert. Und so auch sind die griechischen Vorstellungsarten und poetischen Formen mehr den vaterländischen subordiniert.

Und so ist wohl das Todlichfaktische, der wirkliche Mord aus Worten, mehr als eigentümlich griechische und einer vaterländischeren Kunstform subordinierte Kunstform zu betrachten. Eine vaterländische mag, wie wohl beweislich ist, mehr tötendfaktisches als tödlich-taktisches Wort sein; nicht eigentlich mit Mord oder Tod endigen, weil doch hieran das Tragische muß gefaßt werden, sondern mehr im Geschmacke des Ödipus auf Kolonos, so daß das Wort aus begeistertem Munde schrecklich ist, und tötet, nicht griechisch faßlich, in athletischem und plastischem Geiste, wo das Wort den Körper ergreift, daß dieser totet.

So beruht griechischer oder hesperischer die tragische Darstellung auf gewaltsamerem oder unaufhaltsamerem Dialog und Chören, haltend oder deutend für den Dialog, die dem unendlichen Streite die Richtung oder die Kraft geben, als leidende Organe des göttlichringenden Körpers, die nicht wohl fehlen können, weil auch in tragischunendlicher Gestalt der Gott dem Körper sich nicht absolut unmittelbar mitteilen kann, sondern verständlich gefaßt oder lebendig zugeeignet werden muß; vorzüglich aber bestehet die tragische Darstellung in dem faktischen Worte, das, mehr Zusammenhang, als ausgesprochen, schicksalsweise, vom Anfang bis zu Ende gehet; in der Art des Hergangs, in der Gruppierung der Personen gegeneinander, und in der Vernunftform, die sich in der furchtbaren Muse einer tragischen Zeit bildet, und so wie sie in Gegensätzen sich darstellte, in ihrer wilden Entstehung, nachher, in humaner Zeit, als feste aus göttlichem Schicksal geborene Meinung gilt.

Die Art des Hergangs in der Antigone ist die bei einem Aufruhr, wo es, sofern es vaterländische Sache ist, darauf ankommt, daß jedes, als von unendlicher Umkehr ergriffen, und erschüttert, in unendlicher Form sich fühlt, in der es erschüttert ist. Denn vaterländische Umkehr ist die Umkehr aller Vorstellungsarten und Formen. Eine gänzliche Umkehr in diesen ist aber, sowie

überhaupt gänzliche Umkehr ohne allen Halt, dem Menschen, als erkennenden Wesen unerlaubt. Und in vaterländischer Umkehr, wo die ganze Gestalt der Dinge sich ändert, und die Natur und Notwendigkeit, die immer bleibt, zu einer andern Gestalt sich neiget, sie gehe in Wildnis über oder in neue Gestalt, in einer solchen Veränderung ist alles bloß Notwendige parteiisch für die Veränderung, deswegen kann, in Möglichkeit solcher Veränderung, auch der Neutrale, nicht nur, der gegen die vaterländische Form ergriffen ist, von einer Geistesgewalt der Zeit, gezwungen werden, patriotisch, gegenwärtig zu sein, in unendlicher Form, der religiösen, politischen und moralischen seines Vaterlandes. (προφανηθεὶ θεός.) Es sind auch solche ernstliche Bemerkungen notwendig zum Verstandnisse der griechischen, wie aller echten Kunstwerke. Die eigentliche Verfahrensart nun bei einem Aufruhr (die freilich nur eine Art vaterländischer Umkehr ist, und noch bestimmteren Charakter hat), ist eben angedeutet.

Ist ein solches Phänomen tragisch, so gehet es durch Reaktion, und das Unförmliche entzündet sich an Allzuformlichem. Das Charakteristische dabei ist deswegen das, daß die in solchem Schicksal begriffenen Personen, nicht wie im Ödipus, in Ideengestalt, als streitend um die Wahrheit, stehen, und wie eines, das sich des Verstandes wehret, auch nicht, wie eines, das sich des Lebens oder Eigentums oder der Ehre wehret, wie die Personen im Ajax, sondern daß sie als Personen im engeren Sinne, als Standespersonen gegeneinander stehen, daß sie sich formalisieren.

Die Gruppierung solcher Personen ist, wie in der Antigone, mit einem Kampfspiele von Läufern zu vergleichen, wo der, welcher zuerst schwer Othem holt und sich am Gegner stößt, verloren hat, da man das Ringen im Ödipus mit einem Faustkampf, das im Ajax mit einem Fechtspiele vergleichen kann. Die Vernunftform, die hier tragisch sich bildet, ist politisch,

und zwar¹ republikanisch, weil zwischen Kreon und Antigone, Formlichem und Gegenformlichem, das Gleichgewicht zugleich gehalten ist. Besonders zeigt sich dies am Ende, wo Kreon² von seinen Knechten fast gemüßhandelt wird.

Sophokles hat recht. Es ist dies Schicksal seiner Zeit und Form seines Vaterlandes. Man kann wohl idealisieren, z. B. den besten Moment wahlen, aber die vaterländischen Vorstellungsarten dürfen, wenigstens der Unterordnung nach, vom Dichter, der die Welt im verringerten Maßstab darstellt, nicht verändert werden. Für uns ist eine solche Form gerade tauglich, weil das Unendliche, wie der Geist der Staaten und der Welt, ohnehin nicht anders, als aus linkischem Gesichtspunkt kann gefaßt werden. Die vaterländischen Formen unserer Dichter, wo solche sind, sind aber dennoch vorzuziehen, weil solche nicht bloß da sind, um den Geist der Zeit verstehen zu lernen, sondern ihn festzuhalten und zu fühlen, wenn er einmal begriffen und gelernt ist.

FRAGMENTE AUS PINDAR

DIE ASYLE

Zuerst haben
Die wohlratende Themis
Die Himmlischen, auf goldenen Rossen, neben
Des Ozeans Salz,
Die Zeiten zu der Leiter,
Zur heiligen geführt des Olympos, zu
Der glanzenden Ruckkehr,
Des Retters alte Tochter,
Des Zeus zu sein.
Sie aber hat
Die goldgehefteten, die gute,
Die glanzendbefruchteten Ruhestätten geboren.

Wie der Mensch sich setzt, ein Sohn der Themis, wenn, aus dem Sinne für Vollkommenes, sein Geist auf Erden und im Himmel, keine Ruhe fand, bis sich im Schicksal beugend, an den Spuren der alten Zucht der Gott und der Mensch sich wieder erkennt und in Erinnerung ursprünglicher Not froh ist da, wo er sich halten kann.

Themis, die ordnungsliebende, hat die Asyle des Menschen, die stillen Ruhestätten geboren, denen nichts Fremdes ankann, weil an ihnen das Wirken und das Leben der Natur sich konzentrierte, und ein Ahnendes um sie, wie erinnernd, dasselbige erfähret, das sie vormals erfuhren.

UNTREUE DER WEISHEIT

O Kind, dem an des pontischen Wilds Haut,
Des felsenliebenden, am meisten das Gemut
Hängt, allen Städten geselle dich,
Das Gegenwärtige lobend
Gutwillig,
Und anderes denk in anderer Zeit.

Fähigkeit der einsamen Schule für die Welt. Das Unschuldige des reinen Wissens als die Seele der Klugheit. Denn Klugheit ist die Kunst, unter verschiedenen Umständen getreu zu bleiben, das Wissen die Kunst, bei positiven Irrtümern im Verstande sicher zu sein. Ist intensiv der Verstand geübt, so erhält er seine Kraft auch im Zerstreuten, sofern er an der eigenen geschliffenen Scharfe das Fremde leicht erkennt, deswegen nicht leicht irre wird in ungewissen Situationen.

„ So tritt Jason, ein Zögling des Centauren, vor den Pelias:

Ich glaube die Lehre
Chirons zu haben. Aus der Grotte nämlich komm ich
Bei Charikli und Philyra, wo des
Centauren Mädchen mich ernahret,
Die heiligen; zwanzig Jahre aber hab
Ich zugebracht und nicht ein Werk
Noch Wort, ein schmutziges, jenen
Gesagt, und bin gekommen nach Haus,
Die Herrschaft wiederzubringen meines Vaters.

VON DER RUHE

Das Öffentliche, hat das ein Bürger
In stiller Witterung gefaßt,
Soll er erforschen
Großmannlicher Ruhe heiliges Licht,
Und den Aufruhr von der Brust,
Von Grund aus wehren seinen Wunden; denn Armut macht er
Und Feind ist er Erzieher der Kinder.

Ehe die Gesetze, der großmännlichen Ruhe heiliges Licht, erforschet werden, muß einer, ein Gesetzgeber oder ein Fürst, in reißenderem oder stetigerem Schicksal eines Vaterlandes und, je nachdem die Receptivität des Volkes beschaffen ist, den Charakter jenes Schicksals, das königlichere oder ge-

samtere in den Verhältnissen der Menschen, zu ungestörter Zeit, usurpatorischer, wie bei griechischen Natursohnen, oder erfahrener, wie bei Menschen von Erziehung, auffassen. Dann sind die Gesetze die Mittel, jenes Schicksal in seiner Ungestörtheit festzuhalten. Was für den Fürsten origineller Weise, das gilt als Nachahmung für den eigentlicheren Bürger.

DAS BELEBENDE

Die männerbezwingende, nachdem
Gelernet die Centauren
Die Gewalt
Des honigsüßen Weines, plötzlich trieben
Die weiße Milch mit Händen, den Tisch sie fort, von selbst,
Und aus den silbernen Hörnern trinkend
Betorten sie sich.

Der Begriff von den Centauren ist wohl der vom Geiste eines Stromes, sofern der Bahn und Grenze macht, mit Gewalt, auf der ursprünglich pfadlosen aufwärts wachsenden Erde.

Sein Bild ist deswegen an Stellen der Natur, wo das Gestade reich an Felsen und Grotten ist, besonders an Orten, wo ursprünglich der Strom die Kette der Gebirge verlassen und ihre Richtung quer durchreißen mußte. Centauren sind deswegen auch ursprünglich Lehrer der Naturwissenschaft, weil sich aus jenem Gesichtspunkte die Natur am besten einsehn läßt.

In solchen Gegenden muß ursprünglich der Strom umirren, eh er sich eine Bahn riß. Dadurch bildeten sich, wie an Teichen, feuchte Wiesen, und Höhlen in der Erde für säugende Tiere, und der Centaur war indessen wilder Hirte, dem Odysseischen Cyklops gleich; die Gewässer suchten sehnend ihre Richtung. Je mehr sich aber von seinen beiden Ufern das trocknere fester bildete und Richtung gewann durch festwurzelnde Baume, und Gesträuche und den Weinstock, desto mehr muß auch der

Strom, der seine Bewegung von der Gestalt des Ufers annahm, Richtung gewinnen, bis er, von seinem Ursprung an gedrängt, an einer Stelle durchbrach, wo die Bette, die ihn einschlossen, am leichtesten zusammenhingen.

So lernten die Centauren die Gewalt des honigsüßen Weins, sie nahmen von dem festgebildeten, bäumereichen Ufer Bewegung und Richtung an, und warfen die weiße Milch und den Tisch mit Händen weg, die gestaltete Welle verdrängte die Ruhe des Teichs, auch die Lebensart am Ufer veränderte sich, der Überfall des Waldes mit den Stürmen und den icheeren Fürsten des Forsts regte das mußige Leben der Heide auf, das stagnierende Gewässer ward so lange zuruckgestoßen, vom jähren Ufer, bis es Arme gewann, und so mit eigener Richtung, von selbst aus silbernen Hörnern trinkend, sich Bahn machte, eine Bestimmung annahm.

Die Gesänge des Ossian besonders sind wahrhaftige Centaurengesänge, mit dem Stromgeist gesungen, und wie vom griechischen Chiron, der den Achill auch das Saitenspiel gelehrt.

DAS HÖCHSTE

Das Gesetz,
Von allen der König, Sterblichen und
Unsterblichen; das führt eben
Darum gewaltig
Das gerechteste Recht mit allerhöchster Hand.

Das Unmittelbare streng genommen, ist für die Sterblichen unmöglich, wie für die Unsterblichen; der Gott muß verschiedene Welten unterscheiden, seiner Natur gemäß, weil himmlische Güte, ihrer selber wegen, heilig sein muß, unvermischt. Der Mensch, als Erkennendes, muß auch verschiedene Welten unterscheiden, weil Erkenntnis nur durch Entgegensetzung möglich ist. Deswegen ist das Unmittelbare, streng genommen, für die Sterblichen unmöglich, wie für die Unsterblichen.

Die strenge Mittelbarkeit ist aber das Gesetz.

Deswegen aber fuhr es gewaltig das gerechteste Recht mit allerhöchster Hand.

Die Zucht, sofern sie die Gestalt ist, worin der Mensch sich und der Gott begegnet, die Kirche und das Staatsgesetz und anerkannte Satzungen (die Heiligkeit des Gottes und für den Menschen die Möglichkeit einer Erkenntnis, einer Erklärung), diese fuhr gewaltig das gerechteste Recht mit allerhöchster Hand, sie halten strenger, als die Kunst, die lebendigen Verhältnisse fest, in denen, mit der Zeit, ein Volk sich begegnet hat, und begegnet. «König» bedeutet hier der Superlativ, der nur das Zeichen ist für den höchsten Erkenntnisgrund, nicht für die höchste Macht.

VON DER WAHRHEIT

Anfängerin großer Tugend, Königin Wahrheit,
Daß du nicht stoßest
Mein Denken an rauhe Lüge.

Furcht vor der Wahrheit, aus Wohlgefallen an ihr. Nämlich das erste lebendige Ausstoßen derselben im lebendigen Sinne ist, wie alles reine Gefühl, Verwirrungen ausgesetzt; so daß man nicht irret, aus eigener Schuld, noch auch aus einer Störung, sondern des höheren Gegenstandes wegen, für den, verhältnismäßig, der Sinn zu schwach ist.

DAS UNENDLICHE

Ob ich des Rechtes Mauer,
Die hohe, oder krummer Täuschung
Ersteig und so much selbst
Umschreibend, hinaus
Mich lebe, darüber
Hab ich zweideutig ein
Gemüt, genau es zu sagen.

Ein Scherz des Weisen, und das Ratsel sollte fast nicht gelöst werden. Das Schwanken und das Streiten zwischen Recht und Klugheit lost sich nämlich nur in durchgängiger Beziehung. Ich habe zweideutig ein Gemut, genau es zu sagen. Daß ich dann zwischen Recht und Klugheit den Zusammenhang finde, der nicht ihnen selber, sondern einem dritten zugeschrieben werden muß, wodurch sie unendlich (genau) zusammenhängen, darum hab ich ein zweideutig Gemüt.

DAS ALTER

Wer recht und heilig
Das Leben zubringt,
Suß ihm das Herz ernährend,
Lang leben machend,
Begleitet die Hoffnung, die
Am meisten Sterblichen
Die vielgewandte Meinung regieret.

Eines der schönsten Bilder des Lebens, wie schuldlose Sitte das lebendige Herz erhält, woraus die Hoffnung kommt; die der Einfalt dann auch eine Blute gibt, mit ihren mannigfaltigen Versuchen, und den Sinn gewandt und so lang Leben machet, mit ihrer eilenden Weile.

VOM DELPHIN

Den in des wellenlosen Meeres Tiefe von Fluten
Bewegt hat lebenswurdig der Gesang.

Der Gesang der Natur, in der Witterung der Musen, wenn über Blüten die Wolken wie Flocken hangen, und über dem Schmelz von goldenen Blumen. Um diese Zeit gibt jedes Wesen seinen Ton an, seine Treue, die Art, wie eines in sich selbst zusammenhängt. Nur der Unterschied der Arten macht dann die

Trennung in der Natur, daß also alles mehr Gesang und reine Stimme ist als Akzent des Bedürfnisses oder auf der anderen Seite Sprache.

Es ist das wellenlose Meer, wo der bewegliche Fisch die Pfeife der Tritonen, das Echo des Wachstums in den rauhen Pflanzen des Wassers fühlt.

INHALT

	Seite
Hyperion oder der Eremit in Griechenland	5
Erster Band, Erstes Buch	7
Zweites Buch	51
Zweiter Band, Erstes Buch	99
Zweites Buch	132
Empedokles	173
Der Frankfurter Plan	175
Der Tod des Empedokles, erste Fassung	179
Der Tod des Empedokles, zweite Fassung	269
Empedokles auf dem Ätna (Entwurf)	292
Teilweise Ausführung des neuen Dramas	296
Aufsätze und Entwürfe	317
Aphorismen	319
Über die verschiedenen Arten, zu dichten	326
Der Gesichtspunkt, aus dem wir das Altertum anzusehen haben	331
Über die Religion	333
Über den Unterschied der Dichtungsarten	340
Kürzere Fragmente über die Dichtungsarten	347
Über die Verfahrungsweise des poetischen Geistes	350
Das Werden im Vergehen	377
Grund zum Empedokles	383
Anmerkungen zum Ödipus	399
Anmerkungen zur Antigone	407
Fragmente aus Pindar	416